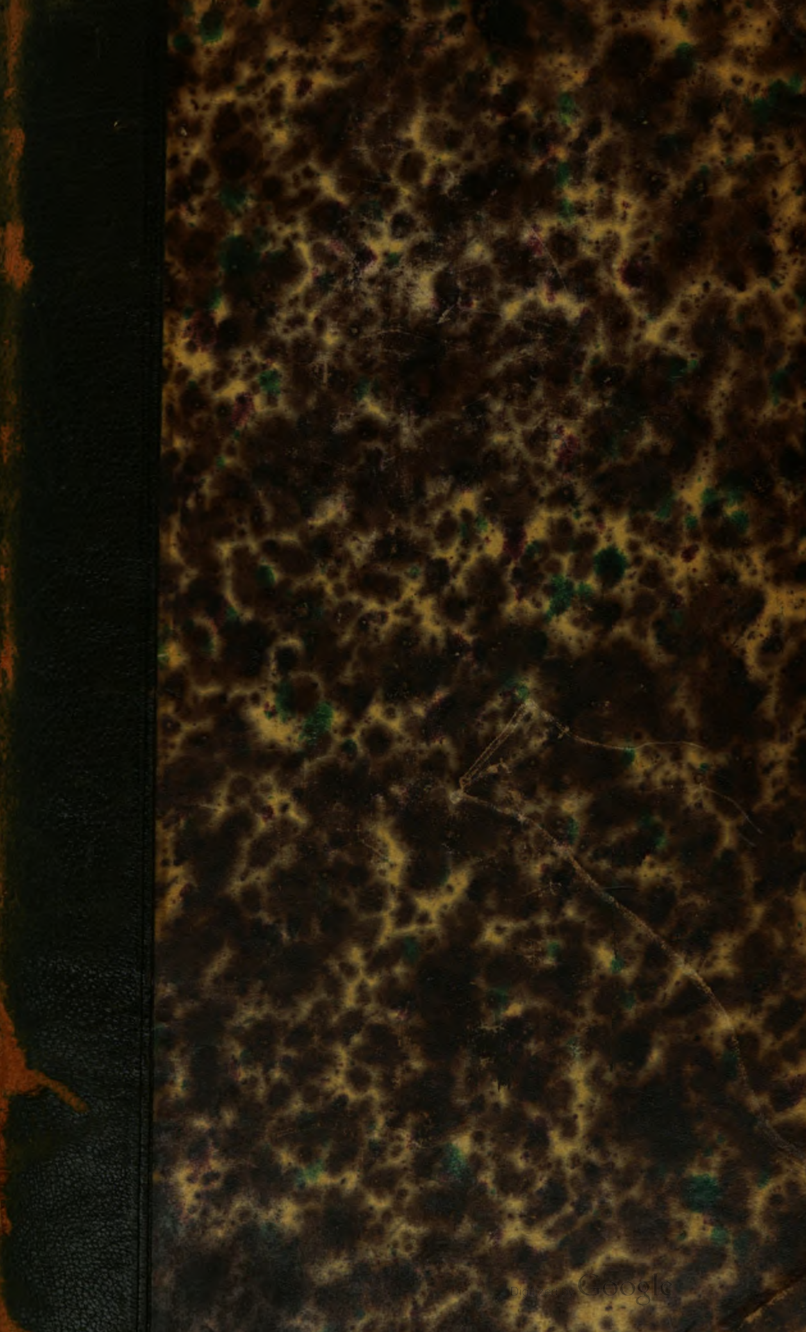
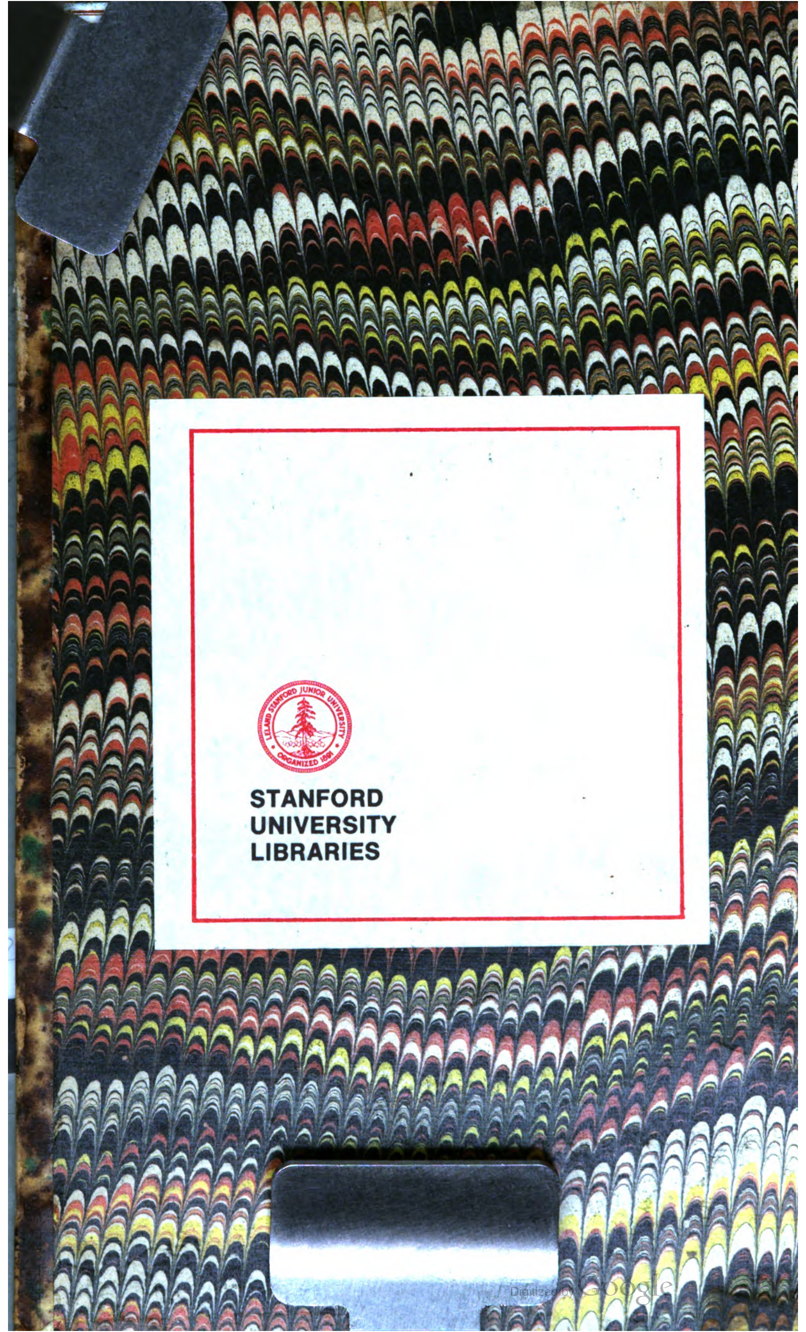
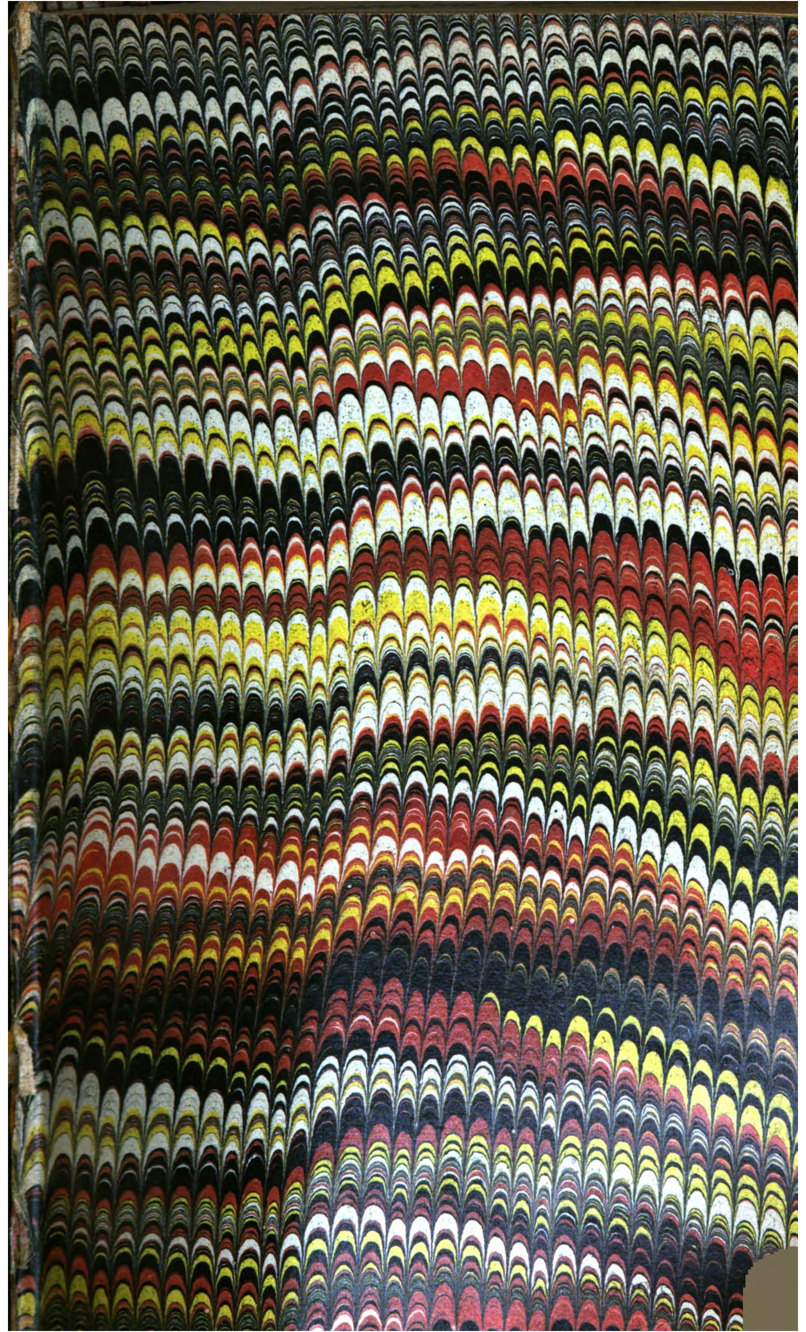



LELAND STANFORD JUNIOR UNIVERSITY
ORGANIZED 1891
STANFORD
UNIVERSITY
LIBRARIES
Digitized by Google



Historisches Taschenbuch.

Fünfte Folge.

Erster Jahrgang.

Historisches Taschenbuch.

Begründet von Friedrich von Raumer.

Herausgegeben

von

W. H. Riehl.

Fünfte Folge. Erster Jahrgang.





Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1871.

Vorwort.

Das „Historische Taschenbuch“ tritt mit dem vorliegenden Bande in sein fünftes Jahrzehnt. So lange Lebensdauer ist Sammelwerken dieser Art nur selten beschieden, aber noch seltener ereignet sich's wol, daß auch der Herausgeber durch volle vierzig Jahre einem solchen Unternehmen treu bleibt. Friedrich von Raumer, der Senior der deutschen Historiker und der deutschen Universitätslehrer, ist als literarischer Herausgeber unsers „Taschenbuches“ wahrscheinlich auch der Senior der deutschen Redacteure gewesen; erst in seinem neunzigsten Lebensjahre hat er seinem Lehramte und zugleich dieser bescheidenern Thätigkeit entsagt. Das Unternehmen begann und wuchs nicht blos unter Raumer's Leitung, er förderte dasselbe auch, namentlich in den frühern Jahrgängen, durch viele werthvolle Beiträge seiner fleißigen Feder. Es geziemt sich, daß wir alles dessen hier an erster Stelle gedenken, und der Name Friedrich von Raumer's, als des gelehrten Begründers, soll auch fortan mit dem Titel des „Taschenbuches“ untrennbar verbunden bleiben.

Von der Verlagshandlung aufgefordert, übernahm der Unterzeichnete die Fortführung dieses periodischen Werkes. Als es nun galt, Plan und Richtung des weitern Ganges festzustellen, blickte ich, auch hierin „historisch“ verfahrend, vorab rückwärts auf die frühern Jahrgänge und prüfte, worin das Eigenthümlichste ihres Gesammtcharakters ausgesprochen sei, wo der Schwerpunkt ihres Inhaltes liege. Die Antwort ergab sich leicht und unzweifelhaft: das „Taschenbuch“ hat von Anbeginn den jungen Wissenszweig der Culturgeschichte mit Vorliebe gepflegt, und die Fülle und Mannichfaltigkeit der culturgeschichtlichen Beiträge gab ihm zuletzt mehr und mehr sein auszeichnendes Gepräge. Auf diesem Wege wollen wir weiter gehen. Dabei fasse ich die Culturgeschichte freilich nicht in jenem engsten Sinne einer Darstellung der bloßen Privatalterthümer vergangener Zeiten. Sie erscheint mir vielmehr als die Geschichte der Gesammtgesittung der Völker, wie sich dieselbe in Kunst, Literatur und Wissenschaft, im wirthschaftlichen, socialen und politischen Leben und dazu allerdings auch in den Privatalterthümern ausspricht. Die politische Geschichte stellt das Drama der Staatsactionen voran, sie erzählt und motivirt Ereignisse, ohne darum nebenbei die Localtöne culturgeschichtlicher Schilderung zu verschmähen; — die Culturgeschichte dagegen schildert in erster Linie Zustände, sie sucht die Ergebnisse des Geschehenen in der tausendfältigen Aussprache der jeweiligen Volksgesittung, wobei sie dann auch ihrerseits wieder oft

genug des erzählenden Vortrags zur genetischen Begründung bedarf. So behandeln beide Schwesterdisciplinen nicht selten den gleichen Stoff: doch Ziel und Methode sind verschieden. Indem aber die Culturgeschichte von den einzelnen, oft kleinsten, Thatsachen ausgehend, dieselben als organische Theile des gesammten Volkslebens erfaßt und für die wissenschaftliche Erkenntniß des gesammten Volksgeistes verwerthet, wird sie auf ihrer höchsten Stufe recht eigentlich zur modernen Philosophie der Geschichte. Dort liegt ihre Zukunft.

Das „Historische Taschenbuch" will nicht ausschließend blos culturgeschichtlichen Beiträgen seine Bogen öffnen; aber als Organ für jene modernsten Zweige geschichtlicher Forschung und Darstellung strebt es seinen selbständigen, unterscheidenden Charakter im Kreise der übrigen historischen Zeitschriften zu behaupten. Ohne den Boden der Geschichte zu verlassen, will es dann auch gerade auf diesem Wege den treibenden, lebendigen Culturinteressen der Gegenwart immer näher rücken. Wir finden uns am Abschlusse eines großen Krieges, wo nicht blos Staat gegen Staat, Heer gegen Heer gestanden, sondern viel mehr noch Volksgesittung gegen Volksgesittung. Wir Deutsche werden uns nicht auf der errungenen Höhe behaupten und die Franzosen werden sich nicht wieder erretten aus ihrem Verfall, wenn beide Nationen nicht mit gesteigerter Selbsterkenntniß an die schwere Kleinarbeit gesteigerter intellectueller und sittlicher Volksbildung

gehen. Der praktische Werth auch der kleinsten, wenn nur echten, Culturstudie wächst mit den großen Ereignissen. Und wenn man die Staatengeschichte oft die Lehrerin der Fürsten genannt hat, dann soll die Culturgeschichte die Lehrerin der Völker sein.

So vertiefen sich unsere Stoffe mit der Zeit, und gerade dadurch, daß wir dem alten Plane dieses Taschenbuchs treu bleiben, kommen wir auf neue Wege.

Wäre es aber da nicht passend gewesen, das „Taschenbuch" umzutaufen und etwa ein „Jahrbuch" zu nennen? Wir leben nicht mehr im Zeitalter der Taschenbücher; Wort und Sache sind veraltet. Allein auch einen altmodischen Namen wirft man nicht gerne weg, wenn er lange mit Ehren geführt wurde. Es sprach jedoch noch ein tieferer Grund für das „Taschenbuch". Wir dürfen nur nicht an die letzte Gnadenfrist der entarteten und verwässerten Taschenbücher in den zwanziger und dreißiger Jahren denken, sondern an die Tage jenes fröhlichen, neidlosen Zusammenwirkens von Kunst und Wissenschaft in der classischen Periode unserer Nationalliteratur, wo auch Taschenbücher einen dauernden historischen Namen gewannen. Der wissenschaftliche Schriftsteller soll forschen wie ein Gelehrter und schreiben wie ein Künstler: — in diesem Gebote versöhnt sich der Gegensatz des Schriftstellers und des Gelehrten, der jetzt oft so einseitig, so hemmend und lähmend betont wird. Zu Lessing's, Schiller's und Herder's Zeiten, als es noch gute Taschenbücher

gab, hat er schon einmal eine Versöhnung gefunden, die unserer deutschen Literatur Kraft und Eigenart vor allen fremden Literaturen gegeben hat. Das „Historische Taschenbuch“ will gelehrte Specialstudien pflegen; aber es kann nicht seine Aufgabe sein, formlosen Stoff, und wäre er das merkwürdigste Quellenmaterial, in actenmäßiger Trockenheit mitzutheilen. Unser Streben geht vielmehr auf den wissenschaftlichen Essay, der quellenhafte Forschung in geisterfüllter, formgerundeter Verarbeitung bietet, welche das Gesetz der Schönheit und des gedrungenen Maßes in sich trägt. Und indem wir ein besonderes Gewicht auf die Kunst der Darstellung legen, wünschen wir dem „Historischen Taschenbuch“ nicht blos die Theilnahme der gelehrten Kreise zu bewahren, sondern auch in höherm Grade als bisher die Theilnahme des gebildeten Publikums zu gewinnen.

In diesem Sinne der Versöhnung des Schriftstellers und des Gelehrten bat ich sehr verschieden geartete Männer um Beiträge für den ersten Band der Neuen Folge. Es ist kein Spiel des Zufalls, daß der Leser zum guten Schluß des Bandes einen Aufsatz Adolf Wilbrandt's, des geistreich-feinen Lustspieldichters, neben der Studie Döllinger's, des gelehrten Kirchenhistorikers, findet. So grundverschieden beide Arbeiten sind, stehen sie doch nicht blos contrastirend nebeneinander. Döllinger führt uns durch die räthselvollen Irrgänge des träumenden, ahnenden, dichtenden Volksgeistes, welcher Gottes Walten in der

Geschichte vorzuschauen sich vermißt; Wilbrandt durch die Irrgänge einer Dichterseele, welche den Geist Gottes in der Welt im Bilde zu schauen ringt. Es fragt sich, welcher Stoff hier den reichern Schatz geheimnißvoller Poesie birgt: der poetische oder der gelehrte? Döllinger gibt scharfe Kritik und eine unabsehbare Fülle mannichfachster Citate; Wilbrandt charakterisirt und schöpft nur aus einem Buche, aus Dichtung und Leben seines Dichters; aber darum ging doch jeder zur unmittelbaren Quelle. Döllinger's Schreibart ist naiv, höchst sorglos, sie fesselt, weil sie ungesucht und individuell ist, der Autor hat, ähnlich wie Liebig, keine Kunst, aber angeborenen Stil; — Wilbrandt schreibt als Künstler, der die Form mit Bewußtsein beherrscht. So kommt der Gelehrte mit dem Künstler zuletzt doch zusammen auf dem gemeinsamen Boden des wissenschaftlichen Schriftstellers. Und das „Taschenbuch" wird sich weiterhin redlich bemühen, einen solchen Boden versöhnender Begegnung darzubieten.

Der vorliegende Band ist freilich nur erst eine unvollkommene Probe dessen, was wir erstreben. Er wurde unter sehr ungünstigen Verhältnissen zusammengestellt. Anfangs — vor dem Ausbruche des Krieges — drängte die Zeit, da der Herausgeber erst spät die Aufgabe übernommen hatte und das Buch noch vor Jahresschluß erscheinen sollte; dann kam der große Nationalkampf, und Vollendung und Herausgabe wurden verzögert unter dem

hemmenden Einfluß jener gewaltigen Katastrophe. So möge der Leser auch beim Inhalte der einzelnen Arbeiten erwägen, daß sie theils vor dem Kriege, theils während des Krieges verfaßt wurden. Auch der Historiker kann nur geklärt arbeiten bei geklärter Weltlage.

Ganz besonders muß ich selber in diesem Betracht um Nachsicht bitten für meine „Elsässischen Culturstudien“. Ich schrieb sie im September und October vergangenen Jahres. Unsere Heere brachen sich erst Bahn durch das Land; der friedliche Forscher mußte noch daheim bleiben. Frühere Wanderungen im Elsaß boten mir freilich einigen Ersatz; sie können aber die unmittelbar für eine solche Arbeit unternommenen Reisestudien nicht aufwiegen, welche ich sonst niemals unterlasse. Dennoch begeisterte mich der Moment gerade für diesen Stoff, und der Moment drängte. Man glaubte den Frieden ganz nahe, und also rechnete ich auch auf sofortiges Erscheinen des frischweg geschriebenen Aufsatzes. Das kam nun anders. Wäre der Aufsatz damals erschienen, so würden viele der mitgetheilten Thatsachen einen Reiz der Neuheit besessen haben, den die inzwischen immer reicher aufgewachsene elsässische Literatur verwischte, und andererseits würde ich heute manches Neue hinzufügen können, was mir damals noch verborgen lag. Also wäre schon ein Theil meines Stoffes überholt. Allein dies ist nicht das Schlimmste; denn die Arbeit hat jetzt vor einem gerechten Richter eine Probe anderer Art zu bestehen. Wenn ich nämlich eigene Ge-

danken entwickelt, die Thatsachen selbständig gruppirt und combinirt, die Darstellung in selbständigen Formen und Maßen aufgebaut hätte, dann würde das Ganze doch noch seinen besondern, neuen Gehalt behaupten. Und so wäre mir zuletzt ganz recht geschehen, indem die verspätete Herausgabe zu einem Maßstabe reizt, den ich selbst am liebsten bei andern anlege. Das verlorene alte Reichsland im wiedergewonnenen neuen Reiche ist aber an und für sich ein Gegenstand, welcher so tief zum deutschen Gemüthe spricht, daß er heute und lange noch frisch und fesselnd bleiben wird.

Es gab eine Zeit, da flüchtete sich der Deutsche in die Geschichte einer großen Vergangenheit, um sich vor dem Drucke einer kleinen Gegenwart zu retten. Stolz und Freude über die große Gegenwart wird uns fortan die Geschichte in viel höherm Sinne theuer machen. Das sei ein gutes Zeichen auch für die künftigen Pfade dieses Unternehmens, welches Geschichte und Gegenwart verknüpfen will.

München, am 3. März 1871.

W. H. Riehl.

Inhalt.

Elsässische Culturstudien.

Von

W. H. Riehl.

Wie das Elsaß französisch ward, darüber hat man viel und gründlich geforscht und geschrieben. Minder eingehend hingegen wurde die Frage untersucht, wie es denn geschah, daß die Elsässer nahezu Franzosen geworden wären. Ich gebe hier einen kleinen historischen Beitrag zur Antwort auf diese Frage.

Die deutschen Waffen haben das Elsaß Deutschland zurückerobert. Es war keine leichte Arbeit. Nun hoffen wir das Land auch zu behalten, und da erwächst dann sofort die weitere Aufgabe, daß wir auch die Elsässer Deutschland zurückerobern, — und das wird gleichfalls keine ganz leichte Arbeit sein. Es liegt nicht im Plane eines „historischen" Jahrbuches, praktisch-politische Probleme der Gegenwart und Zukunft unmittelbar zu erörtern. Aber der Finger der Geschichte deutet auf die Zukunft. Und so machte sich's denn auch in diesem Aufsatze ganz von selbst, daß solche Fingerzeige hier und da zwischen den Zeilen zu sehen sind, ja etlichemale geriethen sie dem Verfasser sogar in die Zeilen.

I.

Straßenland.

Die Stadt Straßburg führt als Wappen einen silbernen Schild, welcher von einer rothen Straße schräg durchzogen

wird. Nach der Sage wäre dieses Wappen ein redendes und spräche den zwiefachen Namen der Stadt aus: der Silberschild die „Silberstadt“ Argentina und die rothe Straße „Straßburg“. Die rothe Straße wird aber auch die Blutstraße genannt und auf die Blutfährte gedeutet, welche die Kriegsheere in so vielen Jahrhunderten durch die Stadt gezogen haben.

Es ruhet ein feiner Sinn in diesem Spiel mit dem gleichviel wie entstandenen Wappenbilde. Straßburg ist in der That eine Burg der Straßen wie wenig andere Städte, und ein Waffenplatz, zu welchem schon oft genug die Blutstraße großer Entscheidungskriege führte. Wie aber jenes Wappen Straßburg symbolisirt, so Straßburg das Elsaß. Das ganze Land ist ein Land der Straßen und war dazu seit alter Zeit ein Land der Kriegsstraßen, ein Kriegsland. Die Natur selbst hat ihm diese zwiefache Signatur aufgeprägt, deren zweite Hälfte für die Bewohner freilich eine mehr interessante als angenehme Mitgift sein dürfte.

Mit richtigem Blick erkannten die Franzosen seit zwei Jahrhunderten diesen Doppelcharakter des elsässer Landes und suchten in ihm einen Schlüssel, den Sinn der deutschen Bevölkerung dem französischem Wesen zu gewinnen.

Man kann die ganze Rheinebene des linken Ufers, wie sie von Basel bis Mainz geradeaus nordwärts zwischen Fluß und Gebirg sich breitet, eine große Naturstraße nennen, und seit alter Zeit ziehen dann auch hier drei Straßen parallel nebeneinander: der Strom, die Uferstraße und die Straße am Bergsaume. Hierzu gesellt sich noch für das Elsaß (wenigstens von Basel bis Straßburg) ein Kanal und endlich die Eisenbahn, als fünf gleichlaufende Straßen von Süd nach Nord. So ist dem ganzen Elsaß sein Hauptweg gewiesen: es stellt die westlichste Verbindungslinie her zwischen Ober- und Mitteldeutschland. (Als Ethnograph bin ich so

frei, auch die deutsche Schweiz zu Oberdeutschland zu rechnen.) Erst in zweiter Linie kommen dann die Straßen, welche vom Rheine durchs Gebirg westwärts nach Frankreich führen; nur zwei derselben (von Straßburg nach Nanzig und von Mülhausen nach Besançon) sind gleichfalls durch die Bodenform scharf und nothwendig vorgezeichnet; und auch hier laufen auf engem Raume je dreierlei Wege nebeneinander: Landstraße, Eisenbahn und Kanal. Um aber diese Querstraßen durchs Gebirg den Straßen längs des Rheins gleichzustellen, mußte die Kunst das meiste thun, dort that es die Natur.

Elsaß, das Straßenland, kehrt also von Haus aus sein Gesicht Deutschland, den Rücken Frankreich zu, und Elsaß, das Kriegsland, macht es folgerecht umgekehrt. Wollten nun die Franzosen, nachdem sie das Elsaß äußerlich an sich gerissen, gerade in dem Straßen- und Kriegslande den Schlüssel zur Umwandlung des deutschen Elsässers in einen „Rheinfranzosen" finden, so galt es einen geographischen Frontwechsel des ganzen Landes: dasselbe mußte kehrt machen — das Gesicht gegen Frankreich, den Rücken gegen Deutschland im friedlichen Verkehre, und andererseits den Rücken gegen Frankreich, das Gesicht gegen Deutschland im Kriege — zwei verschiedene Stellungen, die aber doch mit demselben Ruck hergestellt werden konnten.

Bevor ich diesen merkwürdigen Frontwechsel schildere, sei mir jedoch noch ein Fingerzeig auf eine andere Thatsache gestattet.

Das Elsaß ist nicht blos Straßenland, sondern auch Grenzland an der Scheidelinie zweier grundverschiedener Nationen. Ein echter Elsässer vom alten Schlage würde gar sagen, es liegt zwischen zwei Nationen. Denn er nennt seine Nachbarn überm Rhein die „Dütschen", seine Nachbarn hinter den Vogesen die „Wälschen", er selbst aber ist weder dütsch noch wälsch, sondern bleibt für sich allein als Elsässer

in der Mitte stehen. Diese Grenztheorie ist dann freilich auch weder politisch noch ethnographisch, sondern blos elsässisch. Dazu weiß der Elsässer das Nützliche seiner Grenz- und Zwischenlage gar wohl zu schätzen, nur meint er, sein Land habe etwas zu viel Auslandsgrenze. Das ist richtig, und darum soll der Sache auch im nächsten Friedensschlusse abgeholfen werden. Ein deutsches Elsaß mit dem nöthigen Stück Lothringen wird nur mehr die Hälfte seiner bisherigen Auslandsgrenze haben.

In einem Grenzlande, welches zugleich Straßenland, schmeidigt sich der Volkscharakter, es kreuzen sich die Nationalitäten, und dem genauen Forscher wird es zuletzt unmöglich, die Stammes- und Sprachgrenze auf der Karte als Linie zu zeichnen; denn eine verschwimmend abgetonte Fläche wäre genauer, gerade weil sie hinlänglich ungenau ist. Die Elsässer trösten sich schon lange mit dieser Thatsache als mit einem Naturgesetze, dem Niemand trotzen kann. Sie sagen: „Zur alten Reichszeit war es freilich anders, denn damals lag das Elsaß zwar auch schon an der großen Heerstraße, aber nicht an der großen Grenze. Erst durch die Zurückdrängung des deutschen Elements in Burgund und Lothringen, dann durch den Anfall dieser Provinzen an Frankreich, wurde unser Land an den Rand gerückt, wahrlich nicht durch unsere Schuld.“ Seit das Elsaß nicht mehr wie vordem ein Land der deutschen Binnenstraße ist, wurde es Uebergangsland, Zwischenland; kein Wunder, daß auch das Volk ein Mischvolk wurde und französisch denkt, während es deutsch spricht! Man spitzte derlei Gedanken theoretisch zu, und in diesem Sinne faßt Johann Friedrich Aufschlager in seiner „Landeskunde des Elsasses“ (1825) die Aufgabe seiner Heimat folgendermaßen: „Von Schweizern, Deutschen, Niederländern (!) und Franzosen umringt, ist das Elsaß dazu bestimmt, den Verkehr mit allen diesen Völkern zu unterhalten und die mannich-

faltigsten Güter der Natur, der Wissenschaft und Kunst zu empfangen und mitzutheilen." Das Elsaß wäre demnach so eine Art von Speditions- und Transitland der internationalen Cultur. Aehnlich hörte man bei den benachbarten Schweizern früher wol die Ansicht, die Schweiz sei das große Gasthaus der Nationen. Und da ein Gastwirth wünscht, daß die Gäste nicht sowol durchfahren, als einkehren und sitzen bleiben, so machte man seinerzeit diesen Gasthauscharakter auch als Argument gegen das schweizerische Eisenbahnnetz geltend.

Nach diesen Vorbemerkungen gilt es nun, näher zu untersuchen, wie die Franzosen den Charakter des Straßenlandes ausbeuteten, um das elsässische Volk, während es ein Träger des „internationalen Culturtransites" zu sein wähnte, zu festen Franzosen zu machen. Hierbei sind vorab drei Dinge zu unterscheiden: die Wasserstraßen, die Landstraßen und die Zollinien.

Im Mittelalter war das Elsaß im eminenten Sinne „Rheinland", Straßburg „Rheinstadt". Die straßburger Schiffer rühmten sich, vor allen deutschen Städten zuerst den obern Strom der Schiffahrt geöffnet und mit Wein und Getreide befahren zu haben. Sie waren durch Jahrhunderte die wichtigsten Förderer des elsässischen Handels. In einem einzigen Monat des Jahres 1351 zählte man bei hundert Kaufmannsschiffe, welche aus dem straßburger Hafen rheinabwärts segelten; zur Zeit der frankfurter Messen und der einsiedeler Wallfahrten belebte sich der Fluß nicht blos durch den Güterverkehr, sondern auch durch den Personentransport. Von allen Rheinstädten beherrschte Straßburg das weiteste Stromgebiet, es sorgte planvoll für Fahrbarkeit und Sicherheit seiner langen Wasserstraße, und die Schiffer der Stadt zählten zu den bevorzugtesten Zunftgenossen, wovon der „Enckerzunft Artikelbuch" Zeugniß gibt, welches mit dem Jahre

1350 beginnt und — bezeichnend für den hereingebrochenen Wandel dieser Dinge — mit dem Jahre 1748 geschlossen wurde.

Dieser reiche, fröhliche Rheinverkehr verband aber vor allen Dingen das Elsaß und Mitteldeutschland, er zielte dann in zweiter Linie auf Burgund und Lothringen und namentlich auf die Schweiz. Basel und Straßburg werden in der Geschichte der straßburger Rheinschiffahrt, welche einer besondern Schrift würdig erschien (L. H. Nicolay, „De Argentinensium in Rheno navigatione", Straßburg 1760), überaus häufig zusammen genannt, und die Rheinfahrt des züricher Breitopfs nach Straßburg im Jahre 1576 ist in unsern jüngsten Tagen oft genug citirt worden, wo wir Deutsche uns gern erinnerten, wie sinnig einst die deutsche Schweizerstadt ihre bundesbrüderliche Hülfe der deutschen Stadt des Elsasses angezeigt hatte. In schneidendem Gegensatze dazu stand freilich, daß die Schweizercantone — nur hundert Jahre später! — am 18. October 1681 den Franzosenkönig Ludwig XIV. zu Ensisheim bewillkommneten, als er sich anschickte, in das eben so schmachvoll hinweggenommene Straßburg zu ziehen. Sie hatten's damals fast so eilig wie der schweizerische Bundesrath am 8. September 1870 mit der Anerkennung der neuen französischen Republik.

Am Rhein concentrirte sich das deutsche Volksthum des Elsasses; in den Vogesen wurde es mannichfach angenagt und durchbrochen. Die Rheinebene war und ist rein deutsch; am Rhein berührt sich elsässische Mundart am innigsten mit den deutschen Nachbardialekten, wie Schweizerdeutsch bei Hüningen herüberstreift, breisgauer Mundart bei Neubreisach wenigstens bruchstückweise über den Rhein reicht, und nördlich der Surmündung pfälzische und elsässische Redeweise sich zusammenwebt. In den Vogesen dagegen liegen jene zerstreuten Dörfergruppen, in welchen das uralte celtisch-

romanische Patois haften blieb, die „Bauernsprache", wie sie seltsamerweise wol auch im Lande genannt wird. Da wo der hohe Hauptzug der Vogesen dem Rhein am nächsten tritt, bei Kolmar, ist auch das am weitesten nach Osten vorgeschobene Dorf, welches französisch spricht, La Baroche, und wo im Grenzwinkel von Mülhausen. und Altkirch der Vogesencharakter der Landschaft überhaupt die rheinische Natur auf engsten Raum zurückdrängt, haben auch die modern französischen Sympathien am tiefsten Wurzel gefaßt. Rheinisch und Deutsch entspricht sich eben allerwege. Dies beiläufig, und doch ist's eine Hauptsache.

Nun besaß aber der elsässische Rheinverkehr eine Eigenthümlichkeit, die im ganzen weitern Stromlaufe nicht wieder vorkommt: soweit ihm überhaupt irgendwelche größere Handelsbedeutung zukam, mündete dieser Verkehr in einen einzigen Hafen; elsässische Schiffahrt und straßburger Schiffahrt deckten sich nahezu, und auch auf dem gegenüberliegenden Ufer war hier kein Hafen, der sich entfernt mit Straßburg messen konnte. Am Mittel- und Niederrheine ist dies ganz anders: da liegen große und kleine Hafenplätze hüben und drüben in raschem, buntem Wechsel und wetteifern miteinander seit alter Zeit. Der straßburger Rheinhandel dagegen überwog schlechthin am ganzen Oberrhein bis Speier, ja bis Mainz. Die Landkarte erklärt diese Thatsache. Der Rhein von Hüningen bis Lauterburg ist noch immer ein Bergstrom, obgleich er durch die breite Ebene fließt; sein wechselndes Bett, sein weites Ueberschwemmunsgebiet lockte kaum ein Dorf, geschweige eine Stadt an den Uferrand. Nur bei Straßburg, wo sich neben der Illmündung das Hügelland gegen den Rhein vorschiebt, zeichnete die Natur die Straßenkreuzung und den Rheinübergang vor, und die Menschen machten dann auch den Hafen. Am ganzen Rheine hat nur Mainz eine gleich nothwendige und gleich herrschende Lage. Und

doch sind gerade diese beiden Städte durch die unselige „Rheinfrage“ so tief unter ihre mittelalterige Größe herabgesunken!

Beherrschte nun aber Straßburg allein sein weites oberrheinisches Ufergebiet, so folgte daraus dreierlei:

Erstlich. Die elsässische Rheinschiffahrt diente minder dem Localverkehr als dem großen Durchgangsverkehr; auch auf seinem Strome war das Elsaß Transitland. Es ist aber leichter, den großen concentrirten Transit durch einen neuen politischen Mittelpunkt und veränderte Handelspolitik nach einer ganz andern Himmelsgegend zu leiten, als den individuellen Localverkehr. Was darum den Franzosen am Oberrheine voll gelang, das würde ihnen zwischen Mainz und Köln nicht halbwegs gelungen sein, und hätten sie das dortige linke Ufer auch zweihundert Jahre besessen.

Zweitens. Wenn man das Gesicht Straßburgs unter der Hand vom Rheine abwandte, so konnte durch diese einzige Thatsache der wirthschaftliche Zusammenhang von ganz Elsaß und Deutschland einen Riß bekommen. Denn Straßburg hat nicht nur den herrschenden Hafen, es hat auch die herrschende Brücke des Oberrheins. Brücken kann man am Ende überall schlagen, aber nicht überall laufen die großen Naturstraßen zur Brücke wie bei Straßburg. Wenn darum Schöpflin und andere ältere Historiker behaupten, das celtische **Argento-ratum** (Königsburg) bedeute eine „Stadt an der Ueberfahrt“, so haben sie zwar nicht richtig geforscht, aber doch, nach ihrer Auffassung der Stadt, sinnig gerathen. Die straßburger Brücke ist unter der französischen Herrschaft nicht verödet, denn sie förderte nach wie vor den großen Verkehr zwischen Deutschland und Paris. Aber sie verödete für den Localverkehr von Ufer zu Ufer. Und andere Brücken rheinaufwärts wurden gar nicht geschlagen. Man vergleiche hier die oberrheinische Strecke von Lauterburg bis Mainz mit

jener von Lauterburg bis Basel. Der geographische Charakter beider ist nahe verwandt und die Entfremdung der Staaten wie des Volkes lähmte auch unterhalb Lauterburg gar lange den Verkehr beider Ufer, demnächst aber werden hier bereits fünf Eisenbahnen die Reisenden direct über den Fluß führen, während der um die Hälfte längere elsässische Oberrhein entsprechend nur den straßburger Uebergang aufweisen kann. Nicht blos die Verödung der Rheinstraße, auch die Verödung der Rheinübergänge entsprach der Verwälschung des Elsasses.

Drittens aber ward der Strom in dem Maße tauglicher zum festen Grenzgraben, als er für den Verkehr bedeutungsloser wurde. War einmal die natürliche Straße aufgegeben, so kam die natürliche Grenze von selbst.

Dies alles benutzten die Franzosen vortrefflich, und die Weltlage kam ihnen dabei lange Zeit so gut zu statten, daß sie's fast unvermerkt benutzen konnten. Im 18. Jahrhundert bis zur Revolution ging und schlich der Rheinverkehr still seine Wege; er war durchaus noch nicht unbedeutend. Die alten Traditionen wirkten noch fort. Alle Zollschranken im Innern des Elsasses und am Rheine waren 1680 gefallen und nur an der Auslandsgrenze wurde noch ein mäßiger Zoll bezahlt; Straßburg erhielt noch mancherlei besondere Zollfreiheiten. Angesichts der viel ungünstigern Verhältnisse in deutschen Landen war es darum kein Wunder, daß der elsässische Rhein noch geraume Zeit reiche Frachten trug. Allein Straßburg konnte trotzdem seine alte Machtstellung unter den Rheinstädten nicht dauernd behaupten, und die straßburger Schiffer mußten in den Jahren 1681, 1749 und 1771 einen Theil ihrer frühern monopolistischen Vorrechte abtreten. Das *selbstthätige* Walten der großen Handelsstadt hörte auf; die eigennützig wohlwollende Bevormundung im Geiste des Colbert'schen Systems tritt an dessen Stelle.

Während die straßburger Schifferzunft in der deutschen

Zeit das Fahrwasser ihres Stromgebietes jährlich zweimal hatte untersuchen und reinigen lassen, macht sich unter den Franzosen die strategische Ausbeutung des Ufers durch Festungen hüben und drüben und Forts auf den Inseln weit kräftiger bemerkbar, dann der Uferbau zum Landschutze und die Grenzregelung des Strombettes. Im 18. Jahrhundert suchte man sogar durch Faschinen den Rhein hinüber auf die deutsche Seite zu treiben, sodaß viele Inseln französisch wurden. Zum besondern Vortheil der französischen Rheinschiffahrt aber dürfte diese schleichende Annexion wol schwerlich gereicht haben. Allein hundert Jahre nach Straßburgs Fall sehen wir auch schon deutsche Schriftsteller des Elsasses vertraut mit der Phrase, daß der Rhein „die natürliche Schutzwehr des Landes“ gegen Deutschland sei.

Der vollkommene Verfall des elsässischen Rheinverkehrs kam erst in neuerer Zeit, zunächst bedingt durch die Aufnahme der vordem ausnahmsweise freier gestellten Provinz in das Zollsystem des französischen Reiches. Daher namentlich rasches Sinken seit 1815. Im Jahre 1812 waren noch über 52000 Ctr. zu Wasser in Straßburg ein- und über 221000 Ctr. ausgelaufen, im Jahre 1823 war diese Einfuhr auf etwas mehr als 12000 die Ausfuhr auf nicht ganz 44000 Ctr. gesunken. Die Illschiffer waren damals wichtiger geworden für den elsässer Wasserverkehr als die Rheinschiffer! Und das Wichtigste, was man von den Nachkommen jener „Enckerzunft“ erzählen konnte, die im Mittelalter so stolz und selbständig in Straßburg gewaltet hatte, war, daß dieselben jetzt der französischen Armee die trefflichsten Pontonniers lieferten.

Jener alte Verkehr auf dem Flusse wird nun freilich in unserer Zeit nicht wiederkehren, auch wenn die alemannischen Stammesbrüder des rechten und linken Ufers politisch wieder geeinigt sein werden. Denn selbst das Dampfschiff kann

auf dieser schwierigen Stromstrecke nicht mehr mit der Locomotive wettarbeiten. Aber der Verkehr der **Rheinlinie** und der örtliche Gütertausch von Ufer zu Ufer muß und wird darum dennoch wachsen. Die magische Verbindungskraft des deutschesten Flusses ist nicht verloren, und Elsaß wird wieder rheinisches Land sein. Seit vielen Jahren befuhren keine Dampfschiffe mehr den straßburger Rhein. Da wollte Ludwig Bonaparte wieder eine Dampfflotille von Straßburg rheinab gehen lassen, Kanonenboote, um unsere Rheinstädte zusammenzuschießen. Diese Rheinflotte ist aber (ähnlich der „Rheinarmee") gar nicht in den Rhein, sondern blos in die Ill gekommen, um hinterher bei Paris als Seineflotte wieder aufzutauchen. Unterdessen befahren aber wirklich wieder Dampfschiffe regelmäßig den Rhein zwischen Manheim und Straßburg, friedliche Boote, um den unglücklichen Straßburgern Lebensmittel und Waaren und Gäste zu bringen. Möge diese erneute Rheinfahrt ein gutes Zeichen sein, daß das wiedereroberte Elsaß sich uns als echtes Rheinland wieder verbinde!

Weit hervorstechendere Sorgfalt als auf den Fluß, der das Elsaß nach Deutschland zieht, wendete die alte französische Regierung auf die Landstraßen, welche die Provinz nach Frankreich ziehen sollten. Schon in den ersten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts rühmte man dort die ausgezeichneten königlichen Straßen. Ein anonymer Schilderer des Landes schreibt im Jahre 1734 von den neuen vorderelsässischen Heerstraßen: „sie sind so gut, daß es eine rechte Lust ist durchs Land zu reisen, inmaßen sie denen gepflasterten Heerstraßen der alten Römer nicht viel nachgeben und nicht nur in der Mitte erhöht und auf beiden Seiten etwas abhängig gebaut, sondern auch mit tiefen und breiten Gräben versehen sind, dahin sich alles Wasser verläuft." Es waren also schon förmliche Chausseen, wie man sie damals in Deutsch-

land fast überall noch vergebens suchte. Auch die königlichen Postwagen verkehrten vor hundert Jahren im Elsaß weit zahlreicher und geregelter als drüben im Reiche, und daß man dies als eine auszeichnende Merkwürdigkeit ansah, bezeugt uns Billing, der es in seiner Geschichte und Beschreibung des Elsasses (1782) der Mühe werth hielt, die vollständigen Routen, Fahrpreise und Abfahrtszeiten gleichsam als ein historisches Moment mitzutheilen. Es mußte die Bewohner des „Straßenlandes“ bestechen, daß der neue französische Herr den natürlichen Beruf ihrer Heimat so richtig erkannte und förderte.

Alle Wege führen aber nach Rom, das heißt in Frankreich nach Paris. Darum mußte der alte natürliche Hauptstraßenzug des Elsasses, welcher dem Rheine parallel von Süd gen Norden geht, allmählich hinter jene Querstraßen zurücktreten, die durchs Gebirg zur Metropole Frankreichs führen. Hier erstanden jetzt die kühnsten und kunstreichsten Straßenbauten; von ältern Reisenden wird ihrer mit Bewunderung gedacht. Seit Napoleon's Zeit hat sich dann dieser Umschlag im Straßencharakter des Elsasses vollendet, und auch die modernen Eisenbahnen folgten demselben Zuge. Die Linie Basel-Weißenburg mag für den Landesverkehr von größter Wichtigkeit sein, aber Straßburg-Paris ist es für den Weltverkehr. Das alte Elsaß war ein rheinisch-deutsches Transitland gewesen, das neue wurde eine „Etappe“ zwischen Deutschland und Frankreich.

Wie wunderbar half dabei den Franzosen die Gunst der Zeit! Mit dem Westfälischen Frieden, der Elsaß an Frankreich brachte, entwickelte sich gleichzeitig Paris zu einem europäischen Mittelpunkte der Industrie, des Gewerbes, des Luxus und der Moden. Die deutschen Industrie- und Handelsstädte dagegen lagen elend danieder. Ein Jahr nach jenem Friedensschlusse trat Colbert in Mazarin's Dienst, wo

sich ihm der Weg öffnete, ganz Frankreich nachgehends wirthschaftlich und finanziell zu organisiren und — damals wenigstens zum Vortheile des Landes — handelspolitisch in sich abzuschließen. Was bot das Deutsche Reich angesichts einer solchen durchgreifenden und imponirenden Politik! Wie argwöhnisch freilich die neue centralisirende Ordnung des wirthschaftlichen Lebens deutscherseits aufgefaßt wurde, dafür zeugt eine kleine Flugschrift aus dem Jahre 1697 unter dem Titel: „Muster der überklugen Frantzösischen Würthschafft, wie solche von denen Königl. Intendanten an einigen überwaltigten Orthen will eingeführt ... werden.“ Sie enthält, deutsch und französisch, lediglich den Abdruck einer Ordre an die „hohen Gerichtsherren“, worin denselben 26 Fragen über Gegenstände der politischen, socialen und wirthschaftlichen Statistik ihres Bezirkes vorgelegt werden. Der Herausgeber sah in diesen Fragen — sie deuten auf Colbert's frühere Instructionen zurück — eine selbstredende Urkunde französischer Kniffe. Uns bekunden sie einfach den Fortschritt zur amtlichen Wirthschaftsstatistik, und wir würden uns freuen, wenn wir aus deutschen Landen nur auch recht viele gleichzeitige Proben solcher „überklugen Wirthschaft“ beibringen könnten. Nicht blos durch Gewalt, auch durch wirthschaftspolitische Ordnung wurde das Gesicht der Elsässer gen Paris gewandt.

Allerdings sah dann die Ordnung mitunter auch der Gewalt verzweifelt ähnlich. Das friedliche Straßennetz, worin man die Elsässer fing, war zugleich ein Netz der Kriegsstraßen. In diesem Doppelsinne erbaute die Franzosen schon 1682 ein steinernes Denkmal der geographischen Frontumkehr des Elsasses — Vauban's straßburger Festungswerke. Sie zeigen jenen Frontwechsel in mathematischen Linien. Die deutsche Reichsstadt hatte sich (nach dem Plane aus dem 15. Jahrhundert) in zwei Thoren (dem

Nikolaus- und Johannisthor) unmittelbar dem Rheine und Deutschland geöffnet; das französische Straßburg dagegen kehrte seine festgeschlossene Citadelle dem Rheine zu und ist bis auf diesen Tag die einzige Rheinstadt, welche dem Fluß den Rücken wendet und mit dem Gesicht ins Land hineinsieht. Wer von der kehler Brücke kommt, der muß erst um die halbe Stadt herumgehen, bis er Einlaß findet, wer von Paris kommt, der ist sogleich mitten in der Stadt. Wie die Zeitgenossen den Bau jener Citadelle ansahen, welche die Stadt verkehrt hat, das ist in dem „Curiosen Staats-Gespräch eines Frantzosen und Holländers“ von 1684 in folgenden Worten ausgedrückt: „Der König hatte seine Parole gegeben, nichts wider die Freiheit dieser Stadt anzufangen, und gleichwol bemächtigt er sich selbiger nicht allein mitten im Frieden, sondern läßt noch dazu eine Citadelle da bauen, gleich als wenn das erste Verbrechen nicht groß genug wäre, sondern man müsse es noch denkwürdiger durch ein anderes machen.“

Es wird neuerdings öfters gesagt, Straßburg, in deutscher Hand, sei berufen, das oberrheinische Köln zu werden. Ein sehr treffendes Wort. Damit es aber nicht blos ein Wort bleibe, müßte der Stadt vor allem die Schnürbrust der Vauban'schen Werke ausgezogen und die Festung nach moderner Art weiter hinausgerückt werden. Auf der Stätte der geschleiften Citadelle aber müßte die Stadt sich auswachsen gegen den Rhein hin; denn solange sie nicht deutsche Rheinstadt wird, ist sie auch kein Köln. Das römische Argentoratum wandte sich (trotz Schöpflin's entgegenstehender Ansicht) gleich dem französischen Strasbourg vom Rheine ab, beide blickten nach Gallien; das neue deutsche Straßburg wird sein Gesicht zum Rheine und gegen Deutschland kehren wie die stolze Reichsstadt des Mittelalters.

Die Franzosen befestigten sich im Elsaß nicht blos durch

die Landstraßen, sondern auch durch Kanäle. Bei diesen Kanalbauten sind aber zwei Perioden zu unterscheiden. Im 18. Jahrhundert kanalisirte man hier zu militärischen Zwecken. Vauban ließ den Breuschkanal graben für den straßburger Festungsbau, den Kanal von Neubreisach für diese Feste, den Selzkanal zur Materialbeifuhr nach den Weißenburger Linien. Diese Kanäle, wie andere noch kleinere, dienten dann nachgehends auch dem friedlichen Localverkehr. Sie machten das Land im Innern regsamer und förderten jenen selbstgenügenden Particularismus, in welchem sich der deutschgesinnte Elsässer vor der Revolution beruhigte.

Anders zu Napoleon's I. Zeit. Damals war das Elsaß schon als gleichartiges Glied den übrigen Provinzen Frankreichs angereiht und gravitirte nicht mehr nach Deutschland wie im Mittelalter, noch in sich selbst wie stellenweise von 1648—1789, sondern nach Frankreich. Dieses Frankreich aber verbindet Meere und Flüsse, Landschaften und Städte in einem so planvoll durchgebildeten Kanalsystem wie kein anderer Großstaat des Continents, und in dieses großartige System mußte auch das Elsaß unlösbar verflochten werden. Es geschah durch seine zwei Hauptkanäle — vom Rhein zur Rhône und vom Rhein zur Marne. Hier begegnet uns ein bezeichnendes Datum. Im Jahre der Besiegung Preußens, 1806, ließ Napoleon den Rhein-Rhônekanal beginnen, und aus dem Jahre der Besiegung Oesterreichs, 1809, stammt das erste Project zum Rhein-Marnekanal. Freilich ruhte das letztere dann wieder bis in die zwanziger Jahre und ward erst in noch viel späterer Zeit vollendet, und auch den Ausbau des Rhônekanals erlebte Napoleon nicht. Schon in der alten Königszeit (1755 und 1773) hatte man an diesen Kanal gedacht, und die Abschnitte seiner Erbauung und Benutzung werden durch seine drei Namen bezeichnet: zuerst nannte man ihn bonapartistisch

den „Napoleonskanal", dann bourbonisch „Canal Monsieur" und zuletzt nach gar keinen großen Herren „Rhein-Rhône-kanal". Je nachdem man die Sache oder den Namen betrachtet, trägt dieser Kanal den nachdenkenden Elsässer daher recht in das Herz des französischen Staates, welcher Land und Volk so wunderbar zu centralisiren verstand und doch seit nun bald einem Jahrhundert nicht 20 Jahre lang dieselbe Dynastie, ja auch nur dieselbe Staatsform festhalten konnte. Doch das ist nur eine Kanalfahrt im Geiste. Bei der wirklichen Fahrt auf jenen beiden Kanälen aber wird der Elsässer wenigstens merken, wie klug die Franzosen dahin gearbeitet haben, das Gesicht des ganzen Elsasses umzukehren, indem sie die Straßen umkehrten. Rhône und Rhein — um Victor Hugo's Sprache zu reden — münden jetzt in die Seine. Hatte man doch schon bei der neuen Landeseintheilung des Jahres 1790 das elsässische Stück des Rheinlaufs wie einen abgeschlossenen französischen Fluß aufgefaßt, indem man das Oberelsaß den „Oberrhein", das untere, aller deutschen Geographie zum Trotz, den „Niederrhein" taufte. Nur durch die Präposition macht der Elsässer noch einen wunderlichen Unterschied. Hagenau liegt, elsässisch gesprochen, im Niederrhein, Düsseldorf am Niederrhein. Dieser oberrheinische Niederrhein wird nun hoffentlich auf der neuen deutschen Landkarte verschwinden.

Die zwei Kanäle, obgleich zum Rheine mündend, lenkten doch das Land vom Rheine ab, zugleich halfen sie aber auch die alte durch Natur und Geschichte so einheitliche Provinz Elsaß decentralisiren, im Einklang mit den zwei neufranzösischen Departements. Mülhausen am Rhônekanal konnte jetzt als zweite volkswirthschaftliche Hauptstadt des Elsasses mit Straßburg in die Schranken treten. Dieses Mülhausen gilt für ganz besonders franzosenfreundlich, obgleich es, die jüngste Französin unter den elsässischen Städten, erst seit

1798 zu Frankreich gehört. Durch die Zölle, mit welchen der Franzose die Straßen sperrte, zwang er die widerstrebende Stadt in seine freie Republik, und durch die Wege, welche sich darauf den mülhäuser Fabrikanten gen Westen öffneten, wurden sie nachgerade die besten Franzosen.

Bekanntlich war die Freie Stadt Mülhausen seit dem 16. Jahrhundert ein der schweizerischen Eidgenossenschaft „zugewandter Ort" gewesen und hatte bis zur Revolution in freiem Verkehr gestanden mit dem umgrenzenden Elsaß. Durch eine Armee wurde Straßburg im September 1681 unblutig bezwungen; Mülhausen von 1792—98 durch bloße Zollwächter. Als im Jahre 1792 die Abgeordneten Mülhausens den pariser Nationalconvent um Beseitigung der neuen Zollschranken baten, mit denen die französische Republik den kleinen schweizerisch-deutschen Freistaat erstickend umstrickte, erwiderte man ihnen, sie möchten nur französisch werden, dann schwinde der Zoll von selbst. Und als sie dies nun 1798 nothgedrungen und schweren Herzens wirklich wurden, rief der französische Bevollmächtigte Johann Ulrich Metzger bei der Uebergabe prophetisch aus: „Ich sehe euere Stadt durch Handel, Gewerbe und Betriebsamkeit, durch Eröffnung von Kanälen, die bei euch durchgeleitet werden, zu einem der ansehnlichsten Orte erwachsen. Euere Kinder werden den Tag segnen, der euch an uns anschließt, denn er verheißt euch Nahrung und Sicherheit." Diese Prophezeiung hat sich erfüllt — gottlob! — oder leider Gottes! Das mächtige moderne Aufblühen der mülhauser Industrie datirt beiläufig vom Jahre 1800, während die ältere bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts zurückgeht. Die ersten großen Unternehmer trugen fast durchaus deutsche Namen, und die meisten dieser Firmen lauten auch heute noch deutsch. Manche derselben haben selbst Zweigunternehmen überm Rhein. Allein das mülhauser Geschäft gravitirte nach Frankreich hinüber,

wie es ja nicht anders sein konnte infolge der Zollgrenzen und der Straßen, die bei Mülhausen naturgemäßer noch zum Westen ziehen als bei Straßburg, und zum französischen Süden obendrein.

Und dabei war auch der Zeitpunkt der verspäteten Annexion äußerst günstig den französischen Sympathien. Die Napoleonische Politik, todbringend für so vielerlei deutsche Betriebsamkeit, kam den mülhauser Fabriken wie gerufen. Es galt zunächst die Concurrenz der Schweiz zu besiegen, was durch die Spinnmaschinen (seit 1806) gelang. Als sich die Großindustrie Süddeutschlands nach langem Schlummer wieder reich und mächtig erhob, stand die oberelsässische Industrie längst fest und fertig. Kein Wunder, daß sich hier der Fabrikant ganz besonders Frankreich verpflichtet hielt, welches ihm den großen Vorsprung der Zeit geschafft. Französische Arbeiter und pariser Geschäftsverbindungen kamen hinzu; pariser Geschmack, pariser Muster gaben der deutschen Industrie dieser Thäler noch eine besondere Auszeichnung, und dieser Einfluß — mächtiger als er in Straßburg der Natur der Geschäfte nach sein konnte — erstreckte sich zudem nicht blos auf die Stadt Mülhausen, sondern auf das ganze Industrieland, welches sich vor ihren Mauern (oder richtiger vor ihren Dampfschloten) weithin durch Gebirge und Ebene dehnt.

Es gibt mancherlei Gründe, weshalb das Oberelsaß so viel französischer geworden ist als das untere Land. Ich habe einige schon angeführt und werde andere später noch berühren. Die elsässer Baumwollfabriken liefern die Hälfte des Bedarfs von ganz Frankreich. Das ist ein eroberndes Wort. Und so wurde denn namentlich der Oberelsässer handelspolitisch dem Franzosenthum erobert, zuletzt mit Dampfeskraft und Dampfeseile, und handelspolitisch müssen wir ihn auch wieder zurückerobern. Das kann aber gut ge-

schehen; denn leichter und naturgemäßer führen die Wege aus den Vogesenthälern zum Rhein und über den Rhein als über die Berge. Ein unverdächtiges Zeugniß hört man von den süddeutschen Fabrikanten. Sie wissen sehr wohl, daß mit dem Eintritte des Elsasses in unsern Zollverband ein gewaltiger Mitbewerber ihnen erwachsen wird, und manche meinen, die Annectirten mit ihrer größern Kapitalkraft würden besser fahren als die Annectirenden mit ihren billigern Arbeitskräften, und man möge deshalb den Mülhausern ihren Weg nach Paris nicht gar zu streng verschließen, sondern im Friedensvertrage durch Herabsetzung der französischen Einfuhrzölle auf Baumwollgarn und Gewebe noch ein kleines Pförtchen offen lassen, welches die ältern deutschen Fabrikanten dann auch mit benutzen könnten. Das dürfte wohl zu bedenken sein. Ja man vernahm sogar vereinzelte süddeutsche Stimmen, welche geradezu abmahnten vom Wiedererwerb des Elsasses, und hinter den politischen Gründen steckte offenbar die Baumwolle.

Für uns liegt in alledem nur der Beweis, daß wir auch die Straßen und das Gesicht der Oberelsässer wieder nach Deutschland umkehren können.

II.

Kriegsland.

Das Elsaß ist durch Natur und Geschichte zur Kriegsbühne vorbestimmt wie kaum ein zweiter Landstrich Mitteleuropas. Man hat einseitig bald den Rhein, bald die Vogesen eine natürliche Grenzwehr genannt; richtiger wäre es, das ganze Elsaß sammt dem Sundgau, Fluß, Ebene und Gebirgswall zusammen, als ein großes verschanztes Lager zu betrachten, um welches sich die Nachbarvölker seit Jahr-

hunderten gestritten, und dessen Besitz die dominirende Stärke nach rechts oder links entscheidet.

Was die Geschichte von alten Entscheidungsschlachten erzählt, die seit der Römer Zeiten im Elsaß geschlagen wurden, das ist dem Gedächtnisse des Volkes wol längst entschwunden, aber der Gedanke blieb doch immer selbst dem elsässer Bauern in Sage und Wahrsagung lebendig, daß sein Land der Walplatz großer Völkerkämpfe gewesen sei und daß dereinst noch einmal die letzte Entscheidungsschlacht auf seinen Fluren solle ausgefochten werden. Im Nordfelde bei Mülhausen und auch sonstwo im Elsaß sah man vordem das wilde Heer durch die Luft ziehen, an vergangenen Krieg erinnernd und kommenden verkündend; unter dem Lügenfelde bei Sennheim liegen die Heerscharen der gottlosen Söhne Ludwig's des Frommen gebannt und klirren nachts mit den Waffen; aber auch Friedrich Rothbart sitzt dort unter dem Bibelstein, oder im Schlosse zu Kaisersberg bei Kolmar, oder in der Burg von Hagenau, der Zukunft wartend. Wie man aber in Thüringen, nach Bechstein's Zeugniß, den Kaiser Napoleon vor Jahren nachts auf dem Kyffhäuser sah, wo er den alten Barbarossa abgelöst hatte und an seiner Statt träumend am Steintische saß, so war auch dem französisch aufgeklärten elsässer Bauer damals Napoleon nicht auf Sanct-Helena gestorben, sondern nur durch ein englisches Lügenbulletin der Welt entrückt, um dereinst, als der wahre Barbarossa, wiederzukommen mit Mohren und Türken und in erneueter Macht die Welt zu beherrschen.

In Luther's „Tischreden" heißt es: „Da sprach Magister Philippus Melanchthon: Es ist ein sehr alte Prophecey, daß der König von Frankreich für Straßburg soll geschlagen werden, und ist der Wahrheit ähnlich; denn diese Stadt liegt an der Gräntz und im ersten Anlauff, ist eine Vestung, dieselbige wird der Kayser und Frantzoß zum ersten an-

greiffen, Andern zum Exempel." August Stöber in seinen „Sagen des Elsasses" (1852) berichtet, daß jene Weissagung auf eine grosse Entscheidungsschlacht bei Straßburg noch immer nicht ganz verklungen sei, in der benachbarten Pfalz sowol wie im Elsaß. Viele elsässer Sagen sind Kriegssagen — sogleich beim Einzug über die Weißenburger Linien begrüßt uns der liedergefeierte Lindenschmied kriegerisch — und wo die ältere Geschichte des Landes nicht etwa von Kunst und Wissenschaft handelt, da erzählt sie vom Kriege. Erinnert doch auch der Spitzname der Straßburger in seltsamem Spiele an das tragische Schicksal der Stadt, wie es ihrer Kriegslage zwischen Deutschland und Frankreich entsprang. Die Straßburger heißen oder hießen die „Meisenlocker". Als nämlich der französische König Heinrich II. im Jahre 1552 Metz, Tull und Verdun dem Deutschen Reiche weggenommen unter dem Vorwande, diese Städte gegen den Kaiser zu schützen, waren die Straßburger stutzig geworden, welche gleichfalls solchen „Schutz" vom Könige erbeten hatten. Und da dieser nun vor ihrer Stadt lagerte und sich mit einem verdächtig starken Gefolge hineinbegeben wollte, schossen sie ihn, wie die Sage erzählt, eine Kugel ins Zelt aus ihrem altberühmten Geschütz, die „Meise" genannt. Dieser unerwartete Willkomm lockte aber den König so wenig, daß er vielmehr umkehrte, und so blieb die Stadt vorerst noch vor dem Schicksal ihrer lothringischen Schwesterstädte bewahrt; die Straßburger aber hießen seitdem die Meisenlocker. Als aber im Jahre 1681 König Ludwig XIV. wiederum mit heuchlerischen Mienen nach Straßburg zog, verstanden die Bürger das „Locken" nicht mehr, die Meise schwieg und wurde darum von den neuen Herren alsbald nach Breisach geführt und in eine königlich französische Kanone umgegossen.

Um die bösen Kinder zum Schlafe zu bringen, drohte

der Elsässer zu verschiedenen Zeiten mit viererlei Kriegsschreck, entsprechend vier Blutperioden des Landes; sie sind: der Hunnenschreck, der Schinder- oder Armengeckenschreck, der Schwedenschreck und der Pandurenlärm. Die Hunnen und Schweden — Völkerwanderung und Dreißigjähriger Krieg — erklären sich von selbst; unter den Schindern sind jene französischen Söldnerhorden der Armagnaken (armen Gecken) gemeint, welche nach der Schlacht von Sanct-Jakob (1444) plündernd und verwüstend das Elsaß durchzogen; der Pandurenlärm aber bezieht sich auf die Heimsuchung des Unterelsasses durch Trenck und seine Panduren im Jahre 1744. Dagegen scheint eine Schreckenszeit, viel grausiger als die kurze Pandurenhetze, der Franzosenschreck der neunziger Jahre, da die Jakobiner mit dem Fallbeil herrschten und gegen das Deutschthum des Volkes wütheten, in jenem Sinne nicht sprichwörtlich geworden zu sein. Mit einem Schrecken, auf den man stolz war, brachte man die kleinen Kinder nicht mehr zur Ruhe, sondern höchstens das deutsche Gewissen der großen Leute.

Alle diese Züge fordern zum Nachdenken auf. In der spätern deutschen Zeit, seit dem Ausgange des Mittelalters, fühlte sich der Elsässer mehr und mehr in unsicherm Lande, auf wankendem Boden. Die Erinnerung an vergangene Verwüstungskämpfe, welche die Kriegsbühne seiner Heimat mit Blut getränkt, der bange Schauer vor kommenden noch zermalmendern Entscheidungstagen erfüllte lebhafter die Einbildungskraft des Volkes und suchte seine Aussprache in alten Sagen und Prophetenworten. Mit der französischen Eroberung wurde es langsam anders. Der Franzose sagte dem Elsässer, daß nun alles fertig und abgemacht sei, ein unantastbarer Zustand hergestellt für ewige Zeiten. Die Würfel waren gefallen, wenn auch nicht in einer großen Schlacht mit Türken und Mohren, und von den Turcos

wußte man noch nichts. Das Elsaß als Kriegsland aber wußte nun endgültig, wohin es gehörte: es war das große Bollwerk Frankreichs gegen Deutschland, und obgleich Bollwerke eigens gemacht sind, um angegriffen zu werden, so war doch die Eroberung dieses Bollwerkes mit Zerstörung und Frontumkehr einem französischen Kopfe zuletzt gar nicht mehr denkbar. Diese und ähnliche Ideen haben die Franzosen selbst dem letzten elsässischen Bauern langsam, aber fest einzuprägen gewußt, und wenn das Volk auch während der Revolutionskriege noch zweifelte, so gab doch das Kaiserreich, und sogar in seinem Sturze, die starke Bürgschaft, daß es also sein und bleiben müsse. Und dann vollends während der langen Friedenszeit seit 1815 lernte man den festgegründeten Zustand als den ganz nothwendigen hinnehmen.

Die alten beunruhigenden Kriegssagen und Prophezeiungen verblaßten, und da sich das Volk durch sie doch immer wieder in seine deutsche Vergangenheit zurückträumte, so machte man sie wol auch verblassen. Um so eifriger erzählte man ihm Sagen und Anekdoten ganz anderer Art in der Schule und Zeitung, im Buch und Kalender. Sie handelten von den siegreichen französischen Helden und Heerführern, die seit Vauban und Turenne bis auf Hoche und Desaix und Napoleon und seine Generale durch das Elsaß gezogen waren. Diese Kämpfer hatten dem Lande Ruhm und Ruhe gebracht und ihre Denkmale standen hier vor aller Augen. Es liegt mir ein Büchlein vor als Probe weitverzweigter populärer Agitation, wie sie von den Franzosen seit Jahrzehnten im Elsaß geübt wurde. Dieses Büchlein führt den Titel „Recueil de légendes, chroniques et nouvelles Alsaciennes" und ist 1849 zu Mülhausen erschienen zum Vortheile des Asile-agricole in dem benachbarten Cernay. Es beginnt mit einer alten deutschen Sage des Elsasses, aus Grimm's „Hausmärchen" ins Französische übersetzt, und bewegt sich dann

eine Weile weiter in jener deutschen Sagenwelt, die beim elsässischen Volke so besonders reich blühte und so fest gewurzelt blieb, daß sie die Franzosen nicht austilgen konnten, wol aber mitunter fälschten. Darauf folgen Kriegsgeschichten aus der Franzosenzeit zur Verherrlichung nationaler Helden und zuletzt eine wol aus Wahrheit, Volkssage und Tendenzlüge zusammengewobene Geschichte, deren Held ein volksthümlicher Freischütze — franctireur — des Jahres 1814, welcher mit seiner Bande den alliirten Truppen in den Vogesen auflauerte. Dieser Mann — er schreibt sich, augenscheinlich als ein echter Nationalfranzose: Nikolaus Wolf — ist der Inbegriff von Tapferkeit, Vaterlandsliebe und großherzigem Pathos, sein Gegner, ein badischer Offizier, hingegen so feig, prahlerisch und gemein wie nur möglich. Stil und Gedankengang des Erzählers erscheinen als eine wahre Vorschule der französischen Zeitungsphrasen aus dem Sommer und Herbst 1870. Daß die Franzosen Deutschland jahrelang mit Krieg überzogen und ausgesogen hatten, war ganz in der Ordnung gewesen, aber daß die Verbündeten nun ihrerseits den ungebetenen Besuch auf dem geheiligten Boden Frankreichs zurückgaben, ein namenloser Frevel. So dachte Nikolaus Wolf: „Indigné de voir sa patrie livrée à la honte d'une invasion, il avait résolu de faire payer cher aux alliés l'affront que recevait la France“ — u. s. w.

Der befehdete Boden, worauf man lebte, hatte sich im Gefühl des elsässischen Volkes zuletzt in den unangreifbaren Boden verwandelt. Und was ich hier an der Hand der Sage und Anekdote als Auffassung des bildungsarmen Mannes angedeutet, das läßt sich noch viel bestimmter an der Hand der Geschichte und im besonnen klaren Urtheile der Gebildeten verfolgen.

Die neuere Geschichte des Elsasses gliedert sich alsdann,

im Hinblick auf das Land als Kriegsbühne, in drei Perioden. In der ersten wurde das Land geplagt vom Kriege, in der zweiten blieb es verschont vom Kriege, und in der dritten profitirte es vom Kriege. Eine sehr behagliche Klimax, die zugleich der steigenden Französirung entspricht; im Sommer 1870 ist aber die Klimax abgebrochen worden.

Ich erstrecke die erste dieser Perioden vom Beginn des Dreißigjährigen Krieges bis zum Jahre der Besitznahme Straßburgs (1681). Es war eine Zeit der Gefahr, des Schreckens und der Unruhe; die Prophezeiung von der großen Schlacht schien sich mehr als einmal erfüllen zu wollen. Die Straßburger wußten bis zuletzt nicht, wohin sie sich wenden sollten: im Jahre 1661 löste die Freie Reichsstadt Kanonenschüsse bei der Geburt des Dauphin, und im Jahre 1667 bei der Geburt des kaiserlichen Erbprinzen; seit dem letzten September 1681 aber kanonirte sie gar nicht mehr. Schöpflin in seiner „Alsatia illustrata" schließt zwar die Periode der Unruhe schon mit dem Westfälischen Frieden, der eben Elsaß an Frankreich brachte: „ab hoc demum tempore firmus certusque perstitit Alsatiae status". Allein das Bewußtsein der Festigkeit und Sicherheit wird weder in der gleichzeitigen Literatur so unbedingt ausgesprochen, noch darf man die Erschütterungen des holländischen Krieges von 1672—79 übersehen, die sich im Elsaß stark genug bemerklich machten. Sehr richtig bemerkt der elsässische Geschichtschreiber Strobel, daß gerade durch den Westfälischen Frieden ein Zustand für das Elsaß geschaffen wurde, der statt Frieden zu bringen, nur so lange denkbar war, als Deutschland und Frankreich ohnehin im Frieden lebten. So kam denn auch bald genug der Krieg wieder ins Land. Dagegen war Frankreichs Gewaltherrschaft durch die Wegnahme von Straßburg besiegelt, und nun begann die elsässische Friedensperiode. Friede zu haben, wenn überall Friede

herrscht, das ist nichts Besonderes; aber im Frieden zu sitzen, wenn ringsum der Krieg tobt, das ist beneidenswerth. Und dieses Glück schmeckten die französischen Elsässer zum ersten male in Ludwig's schmachvollstem Raubkriege gegen Deutschland, im Orleans'schen Kriege von 1689—97. „Während dieses Krieges", so schreibt Aufschlager sehr charakteristisch, „lernten die Elsässer und namentlich die Straßburger einsehen, wie viel sie durch ihre Vereinigung mit Frankreich gewonnen hatten. Die Provinz blieb unversehrt, indeß die benachbarten Länder Deutschlands alle Lasten und Leiden des Krieges tragen mußten." Ja wie zum Trumpfe wurde Straßburg in denselben Tagen durch Bauwerke verschönert, wo man drüben die Pfalz verbrannte und das heidelberger Schloß in die Luft sprengte. Es ist eine französirende Tendenz späterer elsässischer Geschichtsauffassung, den gefesteten friedenssichern Zustand des Elsasses möglichst hoch hinaufzurücken, sodaß er mit der vollständigen französischen Besitznahme zusammenfällt, wie sie sich 1681 vollendete.

Allein deutschgesinnte Männer, und darunter wol auch genug Elsässer, hatten im Wendepunkte des 17. und 18. Jahrhunderts doch noch ganz andere Gedanken. Sie finden sich in den Geschichtsbüchern minder scharf ausgesprochen als in den Flugschriften und Pamphleten, welche damals, in solidem Quartformat gedruckt, aber fast immer ohne Autornamen und Druckort, die Stelle des modernen Leitartikels ausfüllten. Ich habe eine ziemliche Anzahl solcher Schriften gefunden, welche tapfer ins Feld ziehen gegen die französische Vergewaltigung von Elsaß und Lothringen und mehrentheils vor und nach der Wegnahme Straßburgs oder während des Orleans'schen Krieges erschienen sind, dann aber auch in den Siegestagen Eugen's und Marlborough's (1704—9), wo endlich das Strafgericht über Frankreich gekommen schien. Einige Titel- und Gedankenproben seien dem Leser zum Versuche dargeboten:

„Der abgezogene Frantzösische Staats-Rock und deutsche Schutzmantel“ (1675). Hier wird die Gewaltthätigkeit Frankreichs und die Ohnmacht des Reiches in vielen sehr scharfen Zügen gemalt, die Deutschen werden zur Einigkeit aufgefordert. Denn schon „durch die gar zu leichte Ueberkommung“ des Elsasses werden die Franzosen versucht sein, den Fuchspelz von 1648 demnächst in einen Wolfsbalg zu verkehren. — Auch in einem „zeitvertreibenden Discurs von den französischen Niederlagen“ (Schlacht von Saßbach u. s. w.) unter dem Titel „Die Federn stieben, der Hahn mauset sich“ wird zur Einigung der Deutschen ermahnt, damit der deutsche Adler dem gallischen Hahn noch weiter die Federn rupfen könne. Die Natur dieses Hahnes ist mit gutem Witz gezeichnet in der Schrift „Das Frantzösische Traplier-Spiel“, wo wir die Staaten und Diplomaten Europas am Spieltisch mit dem Franzosen sehen, der sie fast allesammt überlistet. Zuletzt erforscht der Franzose sein Gewissen und redet mit sich selbst: „Mein Spiel ist zwar nicht recht, allein punctum honoris gehet für alles; entweder Kaiser sein oder nichts, und darum werde ich desparat spielen.“ — Der „Französische Apologist“, eine Flugschrift von 1674, sagt unter anderm: „Es ist Frankreichs gewöhnlicher Gebrauch, daß es seine Freunde, wie der Schnitter die Garbe, mit der einen Hand zusammendrückt und mit der andern abschneidet.“ — Der „Gründliche Bericht von dem jetzigen jämmerlichen Zustande der Cron Frankreich“ (1689) versichert: „Die neuerworbenen Unterthanen sind recht wie Löwen und Wölfe, sie knirschen mit den Zähnen und sind allezeit parat, sobald sie ihre Zeit ersehen, um sich zu beißen. Die Franzosenherrschaft ist ihnen ein Greuel.“ — Zum Lesen in gegenwärtigem Augenblick reizt besonders ein Schriftchen: „Vorschläge wie der Frantzose aus dem Elsaß und aus dem gantzen Römischen Reiche gantz und gar ausgerottet werden kann“, vom Jahre 1705. Unter

den weitgreifenden Vorschlägen steht obenan, daß sich die Alliirten, welche damals das Unterelsaß theilweise genommen hatten, des ganzen Elsasses bemächtigen müßten, als des steten Schlupf- und Ausfallwinkels der Franzosen. Von Straßburg heißt es damals noch: „Die Bürger sind dem römischen Reiche gewogen und würden lieber unter dieser Freiheit als unter der Franzosen schwerem Joche stehen." — Den im Jahre 1870 gerichteten schändlichen Satz, daß man Krieg nach außen anfangen müsse, um die Revolution im Innern zu beschwören, finde ich schon in einer Schrift von 1688 den Franzosen zugeschoben; sie heißt: „Politische Gedanken über die Praetentiones von Frankreich." Der Verfasser sagt: „Vor allen Dingen sind die Franzosen in immerwährendem Krieg, um das Feuer ihrer Jugend gegen die Benachbarten auszustoßen" u. s. w. — Andere Broschüren suchen durch staatsrechtliche und rechtsgeschichtliche Beweise die Anmaßungen der Franzosen zu widerlegen, so: „Nullitas iniquitasque reunionis Alsatiacae" (1708); „Libertas Argentoratensium stylo Ryswicensi non expuncta" (1707). Besonders zahlreich sind jene weitgreifenden Schriften, welche die alte Streitfrage erörtern, ob Karl der Große ein französischer König in Deutschland oder ein deutscher in Frankreich gewesen sei. Denn auch aus dieser Frage schlug man Kapital für oder wider den deutschen Länderraub der Franzosen, namentlich in Bezug auf Lothringen. Hierher gehören Büchlein, deren Titel schon klar genug sprechen, wie: „Christianissimus christianizandus, ou le moyen de réduire la France à un estat plus chrestien" (1678); „Francopolitae wahrer Bericht von dem alten Königreich Lothringen und klarer Beweis, daß die französischen von den carolingischen fränkischen Königen anmaßlich hergeleiteten Sprüche.... nichtig und unrichtig seien" (1682) und viele ähnliche.

Es weht ein frischer, patriotischer Geist in diesen oft

hölzern genug geschriebenen Broschüren: man glaubte damals noch keineswegs überall, daß der Streit ums Elsaß schon endgültig entschieden sei. Aber als im Rastadter Frieden alle Hoffnungen abermals getäuscht worden waren, beruhigten sich die Elsässer völlig in dem Gedanken, daß ihr Land zwar dem Fremdling dienstbar, dafür aber eine kriegssichere Freistatt geworden sei statt einer Kriegsbühne. Und das Elsaß hat nachher in der That bis zum Jahre 1793 keinen Krieg gesehen, mit einziger Ausnahme eben jenes Pandurenlärms im Oesterreichischen Erbfolgekriege. Die schlimme Episode währte aber nicht zwei Monate; sie erschien nur wie ein kurzes Donnerwetter, welches uns den blauen Himmel gleich darauf um so voller empfinden läßt.

So waren also die Elsässer in der deutschen Zeit vom Kriege geplagt, in der alten französischen vom Kriege verschont worden, und zwar um so mehr verschont, je länger sie Frankreich angehörten. Etwas zusammengesetzter ist die Natur der dritten Periode — seit der großen Revolution. Ich möchte sagen, es war die Zeit, wo die Elsässer vollends gar die dämonischen materiellen Vortheile des Krieges kennen, den ideellen Kriegsruhm in einzelnen ihrer eigenen Söhne feiern lernten, ja selber aus einem Friedensvolke ein soldatisches Volk wurden, während sie doch wiederum die Kriegsnoth nur vorübergehend am eigenen Leibe spürten, auch darin wieder augenfällig begünstigt vor ihren deutschen Stammesbrüdern überm Rheine.

Da die erste Hälfte dieser Periode am tiefsten auf die Volksstimmung der Gegenwart einwirkte, will ich sie etwas genauer darstellen.

Noch kurz vor dem Ausbruche der Revolution (1782) schreibt ein guter einheimischer Kenner von Land und Leuten: „Die Thalleute in allen Gegenden des Elsasses sind fast durchweg eigensinnig, auf ihre alten deutschen Freiheiten er-

hitzt und mistrauisch gegen Fremde; hingegen wohlthätig, getreu und offenherzig gegeneinander, nur vor dem Soldatenstande haben sie eine starke Abneigung.“ Wie gründlich hat sich das geändert! Und merkwürdig genug hat der Elsässer die Erhitzung für seine alten deutschen Freiheiten und die Abneigung gegen Fremde und gegen den Soldatenstand fast gleichzeitig und im engen Zusammenhange abgelegt.

Als im Jahre 1793 die Oesterreicher siegreich ins Unterelsaß drangen und bis vor Straßburg kamen, wurde freilich der mauerfeste Glaube an die unantastbaren Grenzen Frankreichs und die Immunität des Elsasses von Kriegsnöthen etwas wankend. Schon bei der ersten Nachricht vom Fall der Weißenburger Linien geriethen die Straßburger in gewaltige Bestürzung, und man glaubte lieber die übertriebensten Gerüchte von völliger Niederlage der Franzosen als die beruhigende Gegenbotschaft, welche nur von geordnetem Rückzuge erzählte. (Um so schwerer kam es dann umgekehrt den Straßburgern im Jahre 1870 an, die Siegeslügen der Franzosen nicht zu glauben.) Eine Belagerung gewärtigte man damals sofort und mit Schrecken. Als die Oesterreicher in Hagenau einrückten, wurden sie mit Jubel empfangen. Die Bewohner vieler katholischer Dörfer des Unterelsasses zogen ihnen mit weißen Fahnen als Befreier entgegen, als Befreier doch wol zunächst von der Herrschaft des pariser revolutionären Atheismus, während bekanntlich umgekehrt gerade katholische Dörfer des Unterelsasses im Sommer 1870 ganz besonders von den Pfaffen verhetzt waren gegen die deutschen Sieger, welche sie vermeintlich in die Bande der Ketzerei schlagen würden!

Aber die Strafe für den Zweifel an Frankreichs endlichem Siege und für die deutschen Sympathien folgte 1793 auf dem Fuße. Nachdem die Oesterreicher bald wieder

zurückweichen mußten, wanderten an 50000 Menschen aus der Gegend von Hagenau aus, in nur allzu begründeter Furcht vor der Rache der französischen Revolutionstribunale. Die „heilige Propaganda“ zu Straßburg machte den Elsässern begreiflich, daß deutsch gesinnt gleichbedeutend sei mit aristokratischer, pfäffischer, antirepublikanischer Gesinnung, und aus einer Vertheidigung der selbständigen straßburger Jakobiner (in der Zeitschrift „Argos“) ersehen wir, daß man auch deutsch und „erzwungen“, erkünstelt, als Synonyme gebrauchte, während das Naturgemäße immer französisch war. Der straßburger Maire Monet wies in einer Volksrede nach (21. Floréal II), daß der Hauptgrund für den Erfolg, den die Feinde der Republik im Elsaß gehabt, in dem germanisme der Bevölkerung zu suchen sei, bei welcher noch vor kurzem „Franzos“ oder „Wälscher“ als ein Schimpfwort gegolten habe. Nur durch Ausrottung deutscher Sprache und Sitte könne man eine ewige Scheidewand zwischen der Freiheit und Sklaverei errichten und das Elsaß völlig mit der Republik verschmelzen. Darum solle man die von deutschgesinnten Bürgern verlassenen Güter bei Weißenburg und Hagenau an die Familien verdienter französischer Soldaten vertheilen, verdienten Elsässern dagegen Grundstücke im Innern Frankreichs anweisen: dann erst würde die Grenze des rechten und linken Rheinufers eine unzerstörbare Volksgrenze werden und die „germanische Barbarei“ im Elsaß verschwinden.

Der rasch vorübergegangene Einfall der Oesterreicher vermochte also den Glauben durchaus nicht zu brechen, daß allein unter dem Banner Frankreichs eine Assecuranz gegen die Rückkehr der alten Kriegsdrangsale gegeben sei. Im Gegentheil. Dem mislungenen Versuche des Feindes und dem wankenden Glauben der Hagenauer war die Strafe auf dem Fuße gefolgt. Von außen drohte der kleine Schrecken, aber

wer sich vor ihm fürchtete, der verfiel dem großen Schrecken im Innern. Die „eine und untheilbare Republik“ wurde nun zum ehernen Dogma, welches sich unter dem Kaiserthume noch befestigte. Nicht blos Frankreich hatte gesiegt, auch seine Staatsform; Republik und Cäsarismus besiegten die Welt; nicht blos in dem Territorialverbande mit Frankreich, auch in der französischen Form des Staatslebens schien die Unnahbarkeit des Grenzlandes verbürgt. Und was diese damals in der That mit gewaltiger Lebenskraft erfüllte Form geleistet hatte, das glaubte man später auch von der nachgemachten todten Form wieder hoffen zu dürfen, ein Wahn, der sich heute schon so furchtbar gerächt hat und doch noch immer den Sinn der Franzosen bestrickt und des deutschen Elsässers obendrein. Der letztere verlernte dabei ganz die Begriffe „Staat“ und „Nation“ zu unterscheiden und verlor alles Verständniß für deutsches politisches Leben. Er sah nur noch die äußere Ohnmacht der deutschen Zustände, den innerlich arbeitenden politischen Geist des Volkes ahnte er nicht, und die deutschen Flüchtlinge, welche jahrelang in Straßburg weilten, werden ihm denselben schwerlich enthüllt haben.

Die Zeit Napoleon's I. war in vielem Betracht sehr günstig für das Elsaß. Schon unter dem Directorium konnte der Elsässer mit übereinandergeschlagenen Armen zusehen, wie der Krieg bei den Nachbarn jenseit des Rheins wüthete, während sein Heimatboden verschont blieb. Die alte Kriegsbühne war jetzt Zuschauerbühne geworden. Das empfanden die Straßburger wol niemals stolzer und befriedigter als in den letzten Septembertagen 1805 (der September ist ein merkwürdiger Monat für Straßburg), wo Napoleon mit Josephine in der Stadt verweilte, umgeben von seinen Feldherren und dem glänzendsten Hofstaate, indeß die große Armee von Boulogne bereits durch die Pfalz und das Elsaß

nach Deutschland marschirt war. Napoleon ging dem Siegestage von Austerlitz entgegen. Josephine hielt während des Winters Hof in Straßburg, bis der Kaiser am 22. Januar 1806 als Triumphator zurückkehrte. Die „Porte d'Austerlitz“ (heute wieder das alte „Metzgerthor“) empfängt darum bedeutsam den aus Deutschland kommenden Reisenden, während sich auf der von Deutschland abgekehrten Südwestseite das „National-Thor“ öffnet. Als Napoleon zum zweiten male in Straßburg erschien, am 15. April 1809, da galt es einem neuen Feldzuge zur Beugung Oesterreichs, und ein Jahr später hielt Marie Luise, die österreichische Kaisertochter, als Gemahlin des französischen Eroberers ihren festlichen Einzug in Straßburg. So wurden die denkwürdigsten Tage der Stadt in jener staatenzertrümmernden Zeit vielmehr Tage des Glanzes, leuchtende Erinnerungstage weltgeschichtlicher Ereignisse für Kind und Kindeskind. Eine Periode, welche für die deutschen Brüder am andern Ufer zerstörende Kriegszeit gewesen ist, war für die Elsässer eine Zeit des Friedens, des besondern Aufblühens von Landbau und Industrie. Ja der Krieg selber brachte diesen sichern Grenzstrichen ganz neue Formen gewinnreichen Verkehrs. Die Truppenmassen, welche über die Grenze zogen, erhielten hier den höhern Kriegssold, verzehrten viel und zahlten baar, Armeedepots wurden gebildet, Lieferanten fanden hier den vortheilhaftesten Ort, und der kriegerische Hofstaat Napoleonischer Marschälle und Generale wog im Verbrauchen oft einen fürstlichen Hofhalt auf. Aehnlich ging es, beiläufig bemerkt, auch in Mainz, und die Mainzer haben wenigstens diese schöne Seite der französischen Zeit lange nicht vergessen. Die Straßburger aber hatten obendrein das gleiche Glück und gleiche Vortheile schon einmal hundert Jahre früher vorgekostet, während des Orleans'schen Kriegs. Da mochte man wol auch eine Fortsetzung in aller Zukunft erwarten.

Freilich kam statt ihrer zunächst die Kehrseite in den Jahren 1814 und 1815. Aber auch damals fügte es sich, daß die Kriegsnoth, welche das Elsaß traf, nur wie eine Episode erschien. Der Hauptstoß gegen Frankreich wurde nicht hier im Südosten geführt, die oft prophezeite Entscheidungsschlacht nicht bei Straßburg geschlagen. Die beiden Belagerungen der Stadt in jenen zwei Kriegsjahren konnten den festen Platz nicht gewinnen, der von nun an um so mehr auf seine Jungfräulichkeit pochte; und als fremder Einfluß beim Friedensschlusse die Heimkehr des Elsasses zu Deutschland vereitelte, berief man sich zu Gunsten Frankreichs geradezu auf das unbesiegte Straßburg. Ursache genug, daß wir's 1870 ernstlicher mit der Belagerung nahmen. Zwar wurden im zweiten Pariser Frieden die Cantone Landau, Dahn, Bergzabern, Kandel von Frankreich abgelöst und die französische Grenze von der Queichlinie zur Lauterlinie zurückgedrängt. Allein diese Rückgabe geraubten Gutes war zu klein, um den Aberglauben an die „heiligen Grenzen" Frankreichs und an die unbedingte Kriegssicherheit seines elsässischen Grenzwalles zu brechen, und doch groß genug, um den Groll gegen Deutschland und den Anspruch auf Wiedererwerb derart lebendig zu erhalten, daß ein besonnener Gelehrter wie Ernst Renan (in seinem offenen Briefwechsel mit Strauß) selbst nach der Schlacht von Sedan Landau noch als ein Besitzthum bezeichnen konnte, welches ein allgemeiner Friedenscongreß Frankreich zurückgeben müsse, um unverrückbare Grenzen und stete Freundschaft zwischen den beiden großen Nachbarn herzustellen!

Zweimal war Frankreich hart daran, das Elsaß zu verlieren: 1709 und 1815, und beidemal wurde ihm wie durch ein vom Himmel gefallenes Glück die kostbare Provinz doch noch gerettet. Die Schlacht von Malplaquet hatte im erstgenannten Jahre Ludwig XIV. so weit gebracht, daß er

selbst das früher von Holland vergebens geforderte Elsaß als Friedensopfer darbot. Allein unversehens wandte sich in der letzten Stunde das Blatt durch eine Kette von Glücksfällen, unter welchen der Sturz des Herzogs von Marlborough am meisten betont zu werden pflegt. Wir haben uns wol manchmal an der Intrigue ergötzt, wie sie Scribe im „Glas Wasser" geistreich heiter im französischen Sinne darstellt, ohne uns zu erinnern, daß dieses Glas Wasser auch über das Schicksal unsers Elsasses mit entschieden hat. Das anderemal — im Jahre 1815 — war es statt einer Intrigue von Hofherren und Hofdamen eine Intrigue der Diplomatie, welche ebenso unerwartet das schon fast verlorene Elsaß den Franzosen wieder in den Schos warf. Sie bietet zu keinem Lustspiele Stoff. Aber ist es ein Wunder, daß die Elsässer an den französischen Glücksstern glaubten und immer noch glauben?

Das alte Elsaß, das Land der Kriegsnoth, wurde unter den Franzosen vielmehr ein Land des Kriegsglücks, es kam aus der Kriegsgefahr in Kriegssicherheit. Die Franzosen dürfen einfallen in fremdes Land, aber kein Fremder darf einfallen in Frankreich; das wäre völkerrechtswidrig. Kein Wunder, daß sich bei einer so günstigen Umkehrung deutsche Art und Gesinnung völlig in französische umschmolz.

Dasselbe Ergebniß zeigt sich aber auch noch auf einem andern nahe liegenden Punkte. Während sich das alte Elsaß mit der Franzosenherrschaft aussöhnte, weil sie ihm mindestens Ruhe sicherte, und die Elsässer in der ruhigen Zeit des vorigen Jahrhunderts als ein wenig kriegerisches Volk erschienen, wurden sie seit den Revolutionskriegen geradezu ausgezeichnete Soldaten und bildeten eine Specialität in der französischen Armee, vorab unter der Reiterei. Wenige Provinzen Frankreichs haben während jener großen Kriegsperiode soviel namhafte Generale geliefert wie das Elsaß.

Es war als habe sich die geistige Triebkraft des Volkes, in den Friedenskünsten zurückgehalten durch die nationale Halbwüchsigkeit, darum doppelt stark in der Kriegskunst Luft gemacht. Die erste siegreiche Schlacht der revolutionären Franzosen gegen die Preußen wurde, so sagen die Elsässer, von einem Elsässer geschlagen, von Kellermann bei Valmy; und in der Schlußscene der Napoleonischen Kriege kämpfte ganz zuletzt der Elsässer Rapp bei Straßburg noch gegen die Verbündeten, obgleich dort die Niederlage von Waterloo, ja der Einzug der Sieger in Paris bereits bekannt geworden war. Lefevbre, der Müllersohn aus Ruffach, gewann sein Titulaturherzogthum (in partibus infidelium) an der äußersten Nordostecke Preußens, als Herzog von Danzig; und der Elsässer Kleber fand als Republikaner zwar keinen Herzogshut, aber doch frische Lorbern unter dem ägyptischen Gluthimmel. Ortener, Dentzel und Andere wären noch zu nennen neben vielen elsässischen Offizieren, deren wenigstens die Specialgeschichte der Napoleonischen Kriege mit Ehren gedenkt.

In dem Rundschreiben des stellvertretenden Ministers Grafen de Chaudordy von Tours, 10. October 1870, ist es für unmöglich erklärt, daß das Herz Frankreichs sich je von den Gegenden lossage, „welche so vieles so edel ertragene Unglück und so vieles so glorreich vergossene Blut durch ein unauflösliches Band mit ihm verbinden“. Auf das Band der nationalen Blutsgemeinschaft berufen wir uns beim Elsässer; der Franzose auf die kriegerische Blutsverbrüderung.

Als Deutschland vor 70 Jahren am tiefsten daniederlag, stieg das Elsaß zu hohem Gedeihen; als wir danach vom Kriege zertreten wurden, erfreute es sich des Friedens; als wir uns dagegen wieder erhoben hatten, begann für jenes Bruderland nach dem Sturze Napoleon's ein Jahrzehnt traurigen Verfalls. In der Königszeit des 18. Jahrhunderts, wo die Elsässer noch überwiegend deutsch geartet

waren, nahmen sie nicht theil an der großen Politik und am Kriegsruhme; in den Tagen der Republik und des Imperators dagegen, wo sie von Herzen Franzosen wurden, tauchten plötzlich politische und kriegerische Talente auf. Es war nicht mehr das mattherzige Pactiren des Unterworfenen mit dem stolzen Sieger wie bis dahin, sondern die Elsässer standen jetzt selbst inmitten der Sieger, sie imponirten den Franzosen, während ihnen gleichzeitig die Franzosen imponirten. Das sind Thatsachen, welche uns tief in die Seele schneiden, aber sie sind wahr und lösen neben hundert andern das völkerpsychologische Räthsel, warum die deutschen Elsässer heute so schwer daranwollen, aus künstlichen Halbfranzosen wieder zu werden, was sie von Natur sind, ganze Deutsche.

Ich beende dieses zweite Kapitel, indem ich es an mein erstes anschließe. Die innere Umkehrung des Landescharakters als Kriegsbühne bedingte auch einen äußern, einen geographisch-militärischen Frontwechsel, welcher dem Frontwechsel des friedlichen Straßenlandes parallel läuft.

Topographen aus der Zopfzeit schreiben, drolliger- und doch ernstgemeinterweise, der Name Elsaß heiße eigentlich „Edelsaß“ und rühre von den vielen Edelsitzen her, von den hundert Burgen und Festen, deren Trümmer heute noch — ein echt deutsches Landschaftsbild — so manchen elsässischen Waldberg bekrönen. Diese alten Festen beherrschten aber vorab die Vogesen, und abgesehen von der Burg aller elsässischen Burgen, von Straßburg, waren früher auch viele Städte in den Vogesenpässen und hart am Ostsaume der Vogesen, wo sich das Gebirg zur Ebene öffnet, durch ihre festen Mauern ausgezeichnet.

Das kehrte sich um in der Franzosenzeit. Jetzt wird unter Vauban's leitendem Geiste das Burgenland Elsaß ein Festungsland im modernen Sinne; die meisten und stärksten

Festungen aber werden am Rhein erbaut, ja das Elsaß schob seine Brückenköpfe, wo es nur konnte, zeitweilig sogar über den Rhein. Wenn ein Land dem Nachbarlande culturgeschichtlich den Rücken kehren will, so weist es ihm fortificatorisch die Zähne. Ein solches Bild gewährt der Anblick elsässischer Landkarten aus dem vorigen Jahrhundert. Hüningen, Neubreisach mit der „Strohstadt" auf der Rheininsel, Kolmar, Schlettstadt, die straßburger Citadelle mit der befestigten Insel und dem kehler Brückenkopf, Fort Louis im Rheine, Lauterburg, die Weißenburger Linien — halb Wall, halb „Gebücke" aus verflochtenen Zweigen und Stämmen — vom Berg zum Rheine und endlich Landau: das waren die Zähne, welche das Elsaß Deutschland wies, während seine neuen Straßen und Kanäle uns den Rücken kehren. Freilich hatten auch die Vogesenpässe noch manche starke Feste, Belfort voran, doch in weit minderm Zusammenhange als die Rheinebene.

Ein charakteristisches einzelnes Beispiel dünkt mir hier Elsaß-Zabern. Den wichtigsten Paß beherrschend, der vom untern Lande ins innere Frankreich führt, und im Knotenpunkte mehrerer Straßen gelegen, war es schon zu Römerzeiten eine starke Festung, und die uralten dicken Mauern mit 52 Thürmen wurden noch im 17. Jahrhundert stellenweise für Römerwerk erklärt. Da ließ Louvois im Jahre 1677 die Mauern der damals noch bischöflich straßburgischen Stadt schleifen, und man begnügte sich später mit der Deckung des Passes, welche das unfern auf der Höhe gelegene Pfalzburg gewährte. Heutzutage würde Zabern als Festung die Straßburg-Pariser Eisenbahn sperren, während Pfalzburg an der Landstraße in die Ecke geschoben ist. So lag denn im Sommer 1870 die ganze Bahnlinie von Hagenau bis Tull sofort den deutschen Heeren offen. Wäre Zabern auch nur auf 14 Tage zu halten gewesen, welche

Schwierigkeiten hätten sich im entscheidendsten Zeitpunkte unserer Südarmee entgegengestellt! Aber das ganze Elsaß, als „Bollwerk gegen Deutschland", war schon von Vauban in dem Sinne gedacht, daß der Rhein den schlechthin zu vertheidigenden Grenzgraben bilde. Und die spätere Zeit, welche den französischen Boden schon für „heilig und unantastbar" ansah, ging über das Vauban'sche Vertheidigungssystem des Landes kaum hinaus, ließ es aber hier und da lückenhaft werden. Die deutschen Kanonen haben im gegenwärtigen Jahre zum öftern alte Vauban'sche Werke begrüßt, und die moderne Specialkarte des Elsasses zeigt uns bei Neubreisach, Schlettstadt, Straßburg, Pfalzburg wie bei den Festungsfragmenten von Weißenburg und bei unserm Landau überall noch die wohlbekannten Grundformen der Bauart jener Zeit. Diese Festen entstanden eben in neuer Form, als Frankreich die Front des ganzen Elsasses umkehrte. Später aber, nachdem das Vauban'sche System veraltet war, dünkte das Elsaß den Franzosen nicht mehr der natürliche Walplatz zwischen Frankreich und Deutschland, sondern vielmehr ein Ausfallgebiet, woraus sie hervorbrachen, aber wohin niemand mehr hereinbrechen werde. Und so versäumte man das Land auf die stärkste Vertheidigung im modernen Stile einzurichten. Die Elsässer hätten sich dann ja wol gar statt des französischen Dogmas von den unantastbaren Grenzen der alten deutschen Sage erinnert, daß auf ihrem Boden der große Entscheidungskampf ausgefochten werden solle.

III.

Zwischenland.

Ich unterscheide zweierlei Art von Französirung des Elsasses. Die eine bezweckte die politische Verschmelzung der Provinz mit dem Staate, und machte die Bewohner französisch gesinnt, indem sie ihr Interesse, ihren Dank, ihre Theilnahme zu gewinnen suchte. Sie ward auch am frühesten anerkannt von Leuten, die sonst gute Deutsche sein und bleiben wollten. So geschah es durch die Straßen und Kanäle, so durch die sichernde Kriegspolitik und die geordnet centralisirende Verwaltung des Großstaates.

Die andere Art dagegen stieß auf frühen und zähen Widerstand. Sie wollte unmittelbar deutsche Sitte und Sprache ausrotten und französische an ihre Stelle setzen, sie traf also geradeswegs die Nationalität. Vielleicht war jene mittelbare, mitunter sogar absichtslose Französirung von tiefer greifendem Erfolge; die unmittelbare, oft gewaltthätige war aber ohne Zweifel augenfälliger. Darum nahm man sie meist allein in Betracht, wo von dem durch List und Zwang entdeutschten und verwälschten Volke des Elsasses geredet wird.

Beide Arten zu französiren, die feine politische und die grobe nationale, haben ihre besondere Chronologie; sie waren nicht immer gleichzeitig, wechseln, ergänzen und verbinden sich vielmehr in verschiedenen Perioden. So traten seit dem Raube Straßburgs die bewußten, vordringlichen Angriffe auf deutsche Art und Sprache derb in den Vordergrund, während sie nach Ludwig's XIV. Tode eine geraume Weile gleichsam in der Schwebe blieben. Zur Revolutions- und Kaiserzeit überwog die politische Anziehungskraft des französischen Reiches als

der sieggewaltigen Großmacht, und man mochte es fast für überflüssig halten, die Elsässer zum Französisch-Sprechen zu zwingen, da sie es ja von selbst lernten sammt ihren Rheinbundsbrüdern überm Rheine. Anders lag die Sache seit 1815 und namentlich seit 1830. Der Gedanke des nationalen Staates war in den Befreiungskriegen auch bei dem deutschen Volke erwacht; nicht aus Gründen des historischen Rechts, sondern wegen des nationalen Volkszusammenhangs hatte die öffentliche Meinung Deutschlands das Elsaß zurückgefordert. Und diese echt moderne Idee, daß der Staat aus dem Volke erwachse und die natürliche Volksgemeinschaft die einzig dauerhafte Grundlage aller Staaten sei, schlug immer tiefere, breitere Wurzeln. Man mußte also die Elsässer möglichst rasch und gründlich ihrer angestammten Volksgemeinschaft entreißen, um allen künftigen Ansprüchen dieser Art vorzubauen. Und obgleich die Elsässer politisch wirklich bereits correcte Franzosen waren, blieben sie national, in ihrem angeborenen Volksthum doch noch immer gar zu deutsch und incorrect. Daher steigerte die französische Regierung ihre Angriffe auf deutsches Wesen im Elsaß in dem Maße, als das Nationalitätsprincip lebendiger von allen Völkern Europas erfaßt und auch, soweit möglich, praktisch gefordert wurde. Ludwig Philipp und Napoleon III. bezeichnen zwei Steigerungsgrade dieser Angriffe. Der dritte Napoleon aber mußte schon um deswillen ganz besonders energisch gegen jeglichen Bestand deutschen Wesens vorgehen, weil er in Italien als der Vorkämpfer des Nationalitätsprincips aufgetreten war und sich die Elsässer doch nicht mit seinem eigenen Princip abstreiten lassen wollte. Seine Maßregeln gegen das Deutschthum der französischen Provinz waren freilich weit feiner als die plumpen Ordonnanzen Ludwig's XIV., aber eben darum auch weit gefährlicher.

Dies der allgemeine Gang. Ich greife mir hier aber zu-

nächst nur eine Episode aus diesem zweihundertjährigen Processe der Französirung, um zu zeigen, wie und warum das Elsaß dennoch fortwährend in der nationalen Schwebe blieb, ein Zwischenland, welches nicht nur kraft seiner Volksnatur, sondern selbst infolge der französischen Maßregeln niemals ganz französisch werden konnte.

Es besteht ein seltsamer Widerstreit zwischen der äußern politischen Verfassung und der im Elsaß geübten französischen Culturpolizei bis zum Jahre 1789, ein Widerstreit, der das Volk fast mit gleicher Stärke nach Paris hinüber- und nach Deutschland herüberzog, also sich gegenseitig nahezu aufhob. Und da dieses Hin- und Herziehen gleicherweise von der französischen Regierung sanctionirt war, so birgt es eine reizende Ironie.

Man lege sich staats- und verwaltungsrechtliche Actenstücke von zweierlei Art auf die rechte und linke Seite, so hat man diesen ironischen Widerstreit schwarz auf weiß und in strenger juristischer Form beurkundet. Rechts liegen jene Decrete der „Ordonnances d'Alsace", welche französische Sprache, Sitte und bürgerliche Einrichtungen befehlen, und links die Verträge des Westfälischen Friedens, die Capitulation von Straßburg und jene Ordonnanzen, durch welche der Ritterschaft und einzelnen Städten noch immer ein schmaler Fortbestand alter Vorrechte verbrieft wurde. Wir sehen da ein Sonderleben, eine bunte Mannichfaltigkeit, die uns dann doch wieder mehr alt deutsch als neu französisch anmuthet.

Um deutlicher zu reden, hebe ich charakteristische Züge aus den Acten rechts und links hervor. Zunächst Maßregeln der unmittelbaren Französirung.

Eine Verordnung vom Jahre 1685 gebietet allen Richtern, Magistraten, Notaren und Gerichtsschreibern, ihre Acte französisch abzufassen, bei Strafe und Gefahr der Nichtigkeit. Es ergeht ein Befehl an alle Elsässer, sich französisch zu kleiden,

der aber nicht auszuführen war. Wir mustern die Namen der Militärgouverneure und Civilintendanten der Provinz von 1648—1789 und finden lauter Franzosen; wir sehen uns die Präsidenten des obersten Gerichtshofes, des „hohen Rathes in Kolmar" an und entdecken von 1658—1789 zwischen lauter französischen nur zwei deutsche Namen. Die Jesuiten werden dem Lande aufgedrungen und lehren in den höhern Schulen lateinisch sprechen und französisch denken; sie bekämpfen das Lutherthum und im Lutherthume das Deutschthum. Die elsässischen Protestanten sollen, laut einer Ordonnanz von 1681, ihre Kinder nicht im Auslande — d. h. zunächst in Deutschland — erziehen lassen, damit sie draußen keine Grundsätze annehmen, welche „den Gehorsam gegen den französischen Staat" erschüttern könnten. Die Aufhebung des Edicts von Nantes konnte zwar de jure auf das Elsaß keine Anwendung finden, weil hier eben die staatsrechtlichen Verträge, welche ich auf die andere Seite gelegt habe, den Rechten der Protestanten ihre ganz eigene Grundlage gaben; allein de facto verfuhr man doch in einzelnen Fällen genau wie im übrigen Frankreich, wo das Edict widerrufen war. Ein redender Zeuge dieses widersprechenden Maßes ist das Dorf Ueberach bei Hagenau. Hier siedelten sich hugenottische Familien an, welche 1685 wegen des aufgehobenen Edicts aus Frankreich nach dem Elsaß geflohen waren. Sie verloren aber hier ihren Protestantismus und bewahrten nur bis heute ihre französischen Namen inmitten einer ganz deutschen Bauerschaft.

So haben es die Franzosen von Anbeginn an grobem und sanftem Drucke des Gesetzes wie der Gesetzwidrigkeit nicht fehlen lassen, um die elsässer Deutschen französisch sprechen und denken zu lehren. Und wenn auch die erste Generation starr widerstand, so ward doch schon die zweite weit fügsamer.

Aber die Franzosen standen sich selbst wiederum im Wege durch die territoriale Verfassung, die sie dem Elsaß gegeben oder doch widerstrebend gelassen hatten. Da komme ich denn auf die zweite, auf die Gegengruppe meiner lehrreichen Actenstücke. Frankreich hat das Elsaß bekanntlich stückweise, nach und nach, hinweggenommen; die Hauptstücke 1648 und 1681. Betrachtet man's aber genau, so haben die Franzosen das was ihnen heute als das ganze und untheilbare Elsaß vorschwebt, nur 17 Jahre besessen, von 1798 bis 1815. Denn Mülhausen kam erst 1798 hinzu, und Landau mit der Umgegend 1815 wieder hinweg. Das heißt sie hatten das Elsaß nur ganz zu einer Zeit, wo es officiell bereits gar kein „Elsaß" mehr gab. Auf den Specialkarten des 18. Jahrhunderts sieht dann ferner das königlich französische Elsaß noch gar nicht wie ein rechtes Stück Frankreich aus, sondern immer noch vielmehr wie ein Stück Deutschland, vorab das Unterelsaß. Hier verwirren sich die Linien und Farben kleinerer und größerer Gebietstheile so bunt wie nur irgend überm Rheine im Heiligen Römischen Reiche. Da gibt es Exclaven pfalz-zweibrückenschen Landes neben markgräflich badischen, landgräflich hessen-darmstädtischen, gräflich hanauischen, bischöflich speirischen und straßburgischen Besitzungen; Leiningen-Dachsburg und Westerburg tritt auch theilnehmend hinzu, Horburg-Würtemberg, Fleckenstein u. a. Auch der zahlreiche ritterschaftliche Adel behauptet daneben noch Ueberreste seiner territorialen Privilegien, „sofern sie den französischen Gesetzen nicht entgegenstanden", und obgleich thatsächlich aller Adel mittelbar geworden war, nannte man doch bis zur Revolution die unterelsässische Ritterschaft die „unmittelbare", die oberelsässische die „mittelbare Ritterschaft" — lediglich in Erinnerung vergangener Reichszeiten, wo der Adel des obern Landes unter österreichischer Hoheit gestanden, während er sich im Niederelsaß als reichsunmittelbar

behauptet hatte. Das war gerade so, wie der Elsässer vor hundert Jahren noch im Kopf nach altem deutschen Gelde rechnete, nach Kronen, Gulden, Schillingen, Rappen, Batzen und Plapperten, indeß ihm die französischen Münzen längst als die officiell allein gangbaren durch die Hände liefen.

Nun standen freilich jene buntscheckigen reichsfürstlichen Enclaven unter französischer Hoheit und die Reichsfürsten selbst galten in Betracht dieser Ländereien als Vasallen der Krone Frankreich. Allein dessenungeachtet verleugnete sich ein engerer Zusammenhang jener reichsfürstlichen Länderstreifen mit Deutschland nicht, namentlich im Gegensatze zu den andern elsässischen Gebietstheilen, welche dem französischen Scepter allein und unmittelbar unterworfen waren. Es mag parador klingen und ist dennoch eine einfache Wahrheit: der Particularismus zersetzte Deutschland äußerlich, aber er kräftigte es von innen, und aus dem Particularismus erwuchs bei uns allezeit das Nationalbewußtsein. So trug auch der in dem Elsaß des 18. Jahrhunderts fortlebende deutsche Particularismus und Individualismus wesentlich dazu bei, die Elsässer deutsch zu bewahren, deutsch in ihrer Passivität und Abschließung. Und wie bei schwebenden Gegenständen ein kleines Gewicht, ein leiser Anstoß die Richtung bestimmen kann, so zog das Kleinleben die abgeschlossenen Leute immer wieder politisch, social und — wenn das verpönte Wort erlaubt wird — auch gemüthlich nach Deutschland hinüber. Die Kleinwirthschaft konnte sie nicht mit starkem Impulse wecken, aber sie träumten in ihr doch den Traum der alten Zeit fort bis auf bessere Tage. Und was ein Volk lange geträumt hat, kann in der Stunde des Erwachens von mächtigem, von höchst realem Einflusse werden.

Ein weiteres Bild centrifugaler Gliederung des Gebietes zeigt uns die kirchliche Landkarte des Elsasses im 18. Jahrhundert. Heutzutage ist die Sache sehr einfach: die elsässischen

Katholiken gehören zum Bisthum Straßburg, welches seinerseits wiederum dem Erzbisthum Besançon untergeordnet ist. Ganz anders vor der Revolution. Damals hatten fünf Bisthümer theil am Elsaß: Straßburg, Metz, Basel, Speier, Besançon — also nur eins, welches im Centrum des Landes gegründet war, neben zwei, die in fremden Staaten, und zwei, die in fremden Provinzen ihren Mittelpunkt hatten. Dazu besaßen die Lutheraner ihre eigenen „Convente" und Consistorien; die vier reformirten Gemeinden dagegen erhielten ihre Pfarrer mehrentheils aus Bern und Basel, und die Pfarrer bezogen auch ihren Unterhalt theilweise aus der Schweiz. Also auch hier eine Zerstückelung, die weit mehr deutsch als französisch aussah. Aber gerade durch diesen Gegensatz zum französischen Wesen bewahrte sich auch anderswie das deutsche. Als die Revolution und Napoleon centralisirten und ausebneten, da wich das Deutschthum aus all den tausend kleinen Winkeln, worin es sich eingeklammert und verborgen hatte. Wäre das hundert Jahre früher geschehen, dann würde das Elsaß heutzutage kaum weniger französisch sein als das westliche Lothringen.

Darum blieben auch die elsässischen Bauern deutscher als die Städter, weil der Bauer allezeit particularistischer ist. Indem er über seine Gemeinde, seinen Gau nicht hinausging, kam er auch nicht recht nach Frankreich. Er behielt die deutsche Sprache, nicht aus nationalem Bewußtsein, sondern weil er kein Französisch gelernt hatte. Wozu hätte er das auch im Kleinleben seines Dorfes gebraucht? Und weiter blieb auch das Deutsch der Gebildeten hier vorherrschend mundartlich bis auf diesen Tag, weil ihre ganze Bildung mundartlich war. Der gebildete Elsässer spricht, wie bekannt, noch immer kein sonderlich reines Französisch, allein er spricht das Französische dialektfreier als das Deutsche. Denn im Französischen ging er über die Provinz hinaus, zum großen Staate, in die Welt;

im Deutschen kehrte er in seinen engsten Heimatgau zurück. Leute, welche kein Verständniß für Seele und Herzschlag der Mundarten besitzen, nennen das elsässer Deutsch grob, roh, ungeschlacht. Es ist nicht gröber als andere Dialekte, aber es hat sich spröder in sich selbst zurückgezogen, weil die lebendige Wechselwirkung mit der deutschen Gesammtsprache unterbunden war. Hieraus quillt sogar ein eigenthümlicher Vorzug: die große Menge origineller, uralter und echt deutscher Ausdrücke, welche dem Elsässer eigen ist. Seine Mundart theilt diesen Vorzug wie den ungerechten Vorwurf des Groben und Ungeschlachten mit dem Schweizerdeutsch aus ganz verwandten Gründen. Nur mit dem Unterschiede, daß der gebildete deutsche Schweizer, wenn er „gut deutsch" spricht, ein besseres Deutsch redet als der gebildete Elsässer, wenn er sich im Hochdeutschen versucht. Denn die Schweiz lag seit geraumer Zeit näher bei Deutschland als das Elsaß, es gingen mehr Brücken über den Bodensee als über den Oberrhein, und seit der Schweizerischen Dichterschule zu Bodmer's Zeit hat sich die schweizerische Literatur inniger mit der gesammtdeutschen verwachsen als die elsässische, welche neuerdings fast durchaus provinziell blieb.

Das Elsaß — Land und Leute — ist bis auf diesen Tag ein sehr unbekanntes Land geblieben, eine Insel, deren Küsten zwar jeder kennt, deren Inneres aber noch zu entdecken ist, nicht für die Elsässer selbst, aber für Deutschland und wol auch für Frankreich. Die neuere elsässische Literatur birgt einen sehr reichen Schatz historischer, topographischer, statistischer Monographien, aber sie verbirgt ihn eben auch. Ueber die Provinzialgrenze hinaus sind diese Schriften und Aufsätze wenig bekannt und oft dem Forscher schwer erreichbar. Auch die Localkunde spann sich hier in sich selber ein. Hätten die Deutschen mehr über ein so merkwürdiges Land gelesen, so hätten sie es auch fleißiger bewandert. Auf zehn

deutsche Fußwanderer, welche die innersten Winkel der Schwarzwaldthäler ausspähen, wird man kaum einen finden, der die Geheimnisse der Vogesenthäler mit eigenen Augen erforscht hat. Die Franzosen haben die versteckten Reize des Waskenwaldes eifriger aufgesucht, dafür war ihnen aber das deutsche Volksthum der Bewohner unzugänglich. So blieb das Innere dieses Zwischenlandes verschlossen nach beiden Seiten. Welch seltsamer Widerspruch bei einem Straßenlande, das so offen an der Heerstraße zweier Nationen liegt, von Fremden so viel durchreist und doch von Fremden so wenig durchwandert! Das wird anders werden, sowie die Zwitterlage aufhört, und der Elsässer sich wieder deutsch wird fühlen können über seine bloße Provinz und Mundart hinaus.

Im Oberelsaß und im Sundgau ist man heutzutage härter französisch als im Unterelsaß. Ich brachte schon einige Gründe für diese Erscheinung; hier tritt ein neuer hinzu. Dem Oberlande ward der conservirende Particularismus des vorigen Jahrhunderts in weit minderm Maße zutheil. Im Unterlande lagen die vielen reichsfürstlichen Enclaven, dort blühte das reichsstädtische Sonderthum am kräftigsten, dort kreuzten sich auch höchst mannichfach die religiösen Bekenntnisse. Oben dagegen überwog das glatte und reine französische Besitzthum mit den unselbständigen Städten, es überwog der Katholicismus. Die elsässer Katholiken befreundeten sich vor hundert und zweihundert Jahren weit rascher mit den französischen Beamten und andern französischen Einwanderern als die Protestanten, vorab als die Lutheraner, welche sich religiös wie volksthümlich und social spröde in sich selbst zurückzogen. Schon als ecclesia pressa behüteten sie in ihrem Sonderthum um so eifriger das deutsche Wesen und sind Ludwig XIV. ohne Zweifel als Erzparticularisten erschienen. Deutsch, lutherisch, reichsstädtisch-spießbürgerlich,

bauerndumm, zopfig, aristokratisch, particularistisch, reactionär, separatistisch — das klappte alles zusammen und war ein Lob oder ein Schimpf, je nachdem man's mit deutschen oder französischen Augen ansah. Aber welch ein edler Kern verbarg sich doch in diesem zweideutigen Gewirre!

Deutsche Kleinstaaterei in einen fremden Großstaat eingekeilt — das war die schärfste Signatur des Zwischenlandes Elsaß vor der Revolution. Zum gelehrten Belege kann ich mich auch auf Bücher berufen und zwar auf sehr viele Bücher, nämlich auf die ganze elsässische Literatur. Nicht blos was in den Büchern geschrieben steht, sondern mehr noch wie sie geschrieben sind, gibt uns dafür Zeugniß. Wenn je durch das Zerreißen eines politischen Bandes zugleich der tiefste Riß in die ganze Literatur- und Culturgeschichte eines Volkes gemacht wurde, so geschah es bei der Trennung des Elsasses vom Deutschen Reiche. Man hat dieses Phänomen jetzt, wo es uns so unmittelbar vors Auge gerückt wird, wo „Elsaß" eine Tagesfrage geworden ist, schon öfters betont und untersucht. Ich begnüge mich hier mit den Thatsachen, welche uns die Resultate des „deutschen Particularismus und Provinzialismus im fremden Großstaate" literarisch beurkunden.

Es hat zu allen Zeiten literarisch berühmte Elsässer gegeben — jedoch mit einem kleinen Unterschiede der Perioden: die berühmten Schriftsteller vor der französischen Besitznahme sind berühmt in aller Welt; nach der Besitznahme fast durchweg nur im Elsaß. Nicht weil das Land ärmer geworden wäre an Talenten, aber die Talente hatten keinen Boden mehr in dem Zwischenlande. Man könnte sogar meinen, die Talente seien zahlreicher geworden; in Strobel's „Geschichte des Elsasses" wird wenigstens die Zahl der „Namhaften" in Wissenschaft und Kunst bei den spätern Abschnitten immer größer. Wägt man freilich die Namen, so kommt einem

der Gedanke, die Qualität solle da durch die Quantität ersetzt werden, und während sich die ältern Größen von selbst geboten, scheine man die jüngern gesucht und dann allerdings sehr viele gefunden zu haben. So ist es in der That. Und dieses Suchen kommt aus sehr ehrenwerther Quelle. Der gebildete Elsässer weiß wie altberühmt seine Heimat ist in der Geschichte der deutschen Geistescultur; er will diesen Vorzug auch heute nicht verloren geben; aber die Geistesarbeit ging ins Kleine, sie konnte in den exacten und verwandten Wissenschaften über die Landesgrenzen hinausgreifen, nur gerade auf den Gebieten, wo sie deutschen Boden unter den Füßen haben muß, in Poesie, Literatur und Geschichtschreibung, blieb sie provinziell. Der Fleiß versiegte nicht, aber es versiegte die zeugende erobernde Kraft. Mit rührender Pietät schätzte der deutschgesinnte Elsässer die poetische und historische Kleinarbeit seiner Landsleute; es war dankbar sich im Elsaß literarisch hervorzuthun; denn man bedurfte in der Provinz der eingeborenen Talente, man suchte sie, und mancher andere deutsche Gau könnte sich ein Exempel nehmen an dieser liebevollen Schätzung einheimischer Leistungen. Nur ist dann wieder die Kehrseite, daß das Geleistete gar zu einheimisch blieb. Indem sie sich in sich selbst zurückzog, rettete die elsässische Literatur deutsche Form und deutschen Gehalt. Sie war zuletzt vergleichbar einer Lampe, welche genau so viel Oel erhält, daß sie nicht erlischt, aber sie leuchtet nicht. Wie schätzten wir auch in Deutschland diese schwach genährte, selbstgenügsame Lampe; denn wir hofften immer, daß sie dereinst wieder hell aufflammen werde!

Vor der französischen Zeit war die elsässische Geistescultur in zwiefacher Weise ausgezeichnet: durch ihren Universalismus und durch ihr tonangebendes Vorangehen.

Fast in jedem Kapitel der deutschen Culturgeschichte des

Mittelalters und der Reformationszeit wird man irgendwie einmal ins Elsaß gewiesen. Ich nenne nur einige Hauptkapitel: Geschichte der Poesie von Otfried von Weißenburg bis Gottfried von Straßburg und dann weiter herab auf Sebastian Brandt und Moscherosch, — Baukunst, Bildnerei und Malerei, Straßburg voran, als Vorort der deutschen Bauhütten, — Geschichte der Mystik: Tauler, die Meister Eckhart und Nikolaus, — Geschichte der Beredsamkeit: Geiler von Kaisersberg, deutsch in lateinischer Rede, — deutsche Chroniken: Closener und Königshofen, — Humanismus: Wimpheling, Beatus Rhenanus, Sturm, — dazu Geschichte der Städteverfassungen, der Zünfte und Gewerbe, der Erfindungen, der Volkssage und des Volksliedes. Das sind nur fragmentarische Andeutungen; man könnte seitenlang Namen und Arbeitskreise aller Art hinzufügen, und in dieser wahrhaft universellen Menge würden dann wieder zahlreiche epochemachende Namen zu unterstreichen sein, welche einen neuen Aufschwung auf ihrem Gebiete eröffneten.

Nur universell arbeitende Völker stehen wahrhaft groß in der Culturgeschichte, nur vielgestaltige Perioden sind rechte Hauptperioden, ja selbst beim Einzelmenschen ist der große Genius immer in gewissem Maße Universalist; das bloße Talent hingegen kann einseitig sein. So war auch das alte Elsaß universell und bahnbrechend zugleich in seinen großen Männern. Und hiermit erschien es dann nicht wie eine Grenzprovinz, ein bloßes Anhängsel von Deutschland: es lag culturgeschichtlich im Centrum der deutschen Nation, als ein tonangebendes Hauptglied. Ein vorgeschobenes Nebenland hätten wir allenfalls verschmerzen können, aber ein solches Haupt- und Centralland deutscher Zunge niemals.

Darum war es auch das Bitterste, daß es den Franzosen nahezu gelungen wäre, selbst die unzerstörte deutsche Bildung im Elsaß zu einem vereinzelten Fragment und Anhängsel

zu machen. Die elsässische Geistesarbeit ist einseitig geworden und statt voranzugehen, folgte sie nach, seit zwei Jahrhunderten, ja sie hinkte oft gar verspätet hinterdrein. Aus der deutschen Kunstgeschichte ist das französische Elsaß geradezu verschwunden, seine Geschichtschreiber wurden Localhistoriker, die Poeten wandten sich von den größern Formen und Stoffen zur kleinern lyrischen und erzählenden Gattung und dichteten mit wenigen Ausnahmen nur für die engern Landsleute. Schöpflin schrieb im Jahre 1760 wie man zu Leibniz' Zeiten geschrieben hat, Pfeffel erzählt in den neunziger Jahren seine oft feinen und sinnigen Fabeln, nicht wie ein Zeitgenosse Schiller's und Goethe's, sondern wie der nächste Nachfolger Gellert's und Hagedorn's. Strobel's Geschichtswerk ist ein nützliches, lehrreiches Buch, aber ohne die Jahreszahl auf dem Titelblatt würde man nicht errathen, daß der Verfasser in der Periode Leopold Ranke's gearbeitet hat. Die vereinsamte Provinzialliteratur zog nicht mehr, sie ließ sich ziehen. Das neuere Elsaß hat schreibende Gelehrte von Namen, aber keinen einzigen wissenschaftlichen Schriftsteller von nationalem Range. Gelehrte können von Haus aus Weltbürger sein, der Schriftsteller gehört immer zunächst seiner Nation.

Ich werfe noch einen besondern Blick auf die ältern deutschen Historiker der französischen Zeit. Sie haben zum Theil sehr Werthvolles für ihre Provinz und also mittelbar auch für Deutschland geleistet, aber während wir ihren ehrlichen Fleiß bewundern, vermissen wir den innigen, geheimnißvollen Verband mit dem nationalen Leben, den nationalen Herzschlag. Ich gebrauche absichtlich diese dunklern bildlichen Worte, denn ich weiß recht gut, daß fast der ganzen historischen Literatur Deutschlands im 18. Jahrhundert der klar bewußte nationale Standpunkt fehlte; man schwankte zwischen dem Particularisten und dem Kosmopoliten. Dennoch war

z. B. Schiller von nationalem Geiste beseelt trotz seines weltbürgerlichen Bekenntnisses. Er bot seinen deutschen Lesern zur anregenden Unterhaltung die „Denkwürdigkeiten des Marschalls Vieilleville", in welchen der Franzose so ruhmredig erzählt, wie Deutsch-Lothringen vom Reiche abgewandt und unter das französische Joch gebeugt wurde, und ahnte wol kaum, daß diese Schrift den deutschen Sinn eigentlich viel mehr ärgern als anregen könne. Dennoch war er ein Prophet und Herold des deutschen Geistes. Die particularistischen Elsässer dagegen schwanken hin und her zwischen treuer Liebe für heimische Alterthümer, landschaftlichem Kleinleben und dem Bestreben, französische Geschichtsauffassung doch wieder im großen und ganzen einzubürgern.

Der alte straßburger Chronist Twinger von Königshofen betont noch scharf, daß durch Karl den Großen „das Reich und kaiserliche Würdigkeit" an die Deutschen gekommen sei — „und also gehörte Ober-Frangrich, das ist welsch Frangrich, zu disem diutschen Lande, und niut das diutsche gein Frangrich". Johannes Schilter gibt Königshofen's Chronik heraus im Jahre 1698, gewiß ein patriotisches Werk, aber welch jämmerlich unpatriotischer Ton klingt uns da gleich aus der Vorrede entgegen: „und weil das heil. römisch Reich deutscher Nation die Straßburgischen Lilien der großmächtigen Liliencron erblich einverleibt"... so wolle Gott den König segnen... „daß, gleichwie diese Stadt und ganze Provintz die nunmehr überwundenen schweren Kriegsjahre über, mitten zwischen den wüthenden Kriegsflammen unter Ihro königl. Majestät Schutzflügeln unbeschädigt in Ruhe gesessen, also auch ferner .... Glanz und Flor von Straßburg in re litteraria und commerciis auch die vorigen Rechte und Freiheiten" erhalten werden mögen. Da haben wir schon, kaum 17 Jahre nach dem Raube Straßburgs, den ganzen, halb französischen, halb elsässisch-deutschen Spießbürger, der

mit Ruhe und Frieden und dem Flor von Gelehrsamkeit und Handel sein deutsches Gewissen abfindet.

Bei einem Gange durch die elsässische Geschichtschreibung der letzten zwei Jahrhunderte werden wir zwischen Theilnahme und Aergerniß fortwährend hin- und hergeworfen; es ist eine rechte Zwischenliteratur im Zwischenlande. Sie bewahrte die alte deutsche Kunde und örtliches deutsches Gemeinbewußtsein, aber im Hintergrunde steht dann wieder der Franzose und lenkt, selbst äußerlich oft, den deutschen Historiker. So ist Schöpflin's quellenhaftes Hauptwerk, die „Alsatia illustrata" (1760 und 1761), dem Könige Ludwig XV. als servatori Alsatiae gewidmet, und in der Vorrede berichtet uns der Verfasser, daß der französische Minister d'Aguesseau, dem er vor Jahren zu Paris eine Ueberschau seiner elsässischen Studien vorgelegt, es vermittelt habe, daß er unter den Auspicien des Königs an das Werk habe gehen können. Dasselbe hat dann auch gar manche Stellen, die man eher aus der Feder eines Franzosen als eines Deutschen erwarten würde. Schon die Eintheilung der Perioden ist in diesem Sinne charakteristisch, zumal sie auch in andern Geschichtsbüchern des Landes typisch erscheint: Alsatia Celtica, Romana, Francica, Germanica, Gallica. Da wird also die „fränkische Periode" von der „deutschen" unterschieden, natürlich den Franzosen zu Liebe, welche die alten Franken als Franzosen auffassen, sie geht bis 870, wo, nach dem Ausspruche eines andern elsässischen Historikers, „Ludwig der Deutsche das Elsaß mit Deutschland vereinigte". Nun sind aber die Elsässer in der Hauptsache eigentlich Alemannen bis auf diesen Tag; diese Alemannen aber treten bei den französirenden Historikern des Landes möglichst in den Hintergrund, während die politische Herrschaft der Franken um so stärker betont wird, obgleich sie alemannischen Stamm, Sitte, und Mundart hier am Oberrheine durchaus nicht aufgesogen

hat. Aber aus den Alemannen waren eben schlechterdings keine Franzosen zu machen, aus den Franken ging's eher. Auch die Gleichstellung der celtischen Urzeit mit den spätern wirklich geschichtlichen Perioden mußte die celtisch-romanischen Franzosen heimatlich anmuthen. Es leuchtet ferner ein, daß bei den obigen Perioden kein folgerechter Eintheilungsgrund festgehalten ist, indem der nationale mit dem politischen vermengt wird. Denn Celten und Deutsche waren die Elsässer als Volk, in nationalem Betracht; Römer, Franken und Franzosen sind sie dagegen national niemals gewesen, sie standen nur politisch als Celten und Alemannen unter römischer und fränkischer, zuletzt als Deutsche unter französischer Herrschaft. Aber gerade die Verwechselung von Nation und Staatsvolk wurde seit 1648 so echt elsässisch und ist nachgerade verhängnißvoll geworden für den deutschen Volksgeist des Landes. Darum ist es keine Splitterrichterei, wenn ich jene auch weiterhin landesüblich gewordene Periodengliederung table: sie hat einen politischen Hintergrund. Die Franzosen legten sich dann den gelehrten Bau in ihrer Art mit gehörigem Leichtsinne zurecht, und so lese ich in einem populären französischen Geographiebuch von 1777: „L'Alsace fut autrefois sous la domination des rois de France jusqu'à Othon I. Elle appartenait ensuite à la maison d'Autriche. Enfin elle retourna à la France par le traité de Munster, en 1648." Da haben wir die ganze elsässische Geschichte kurz und bündig: französisch vorn und französisch hinten und in der Mitte eine kleine österreichische Episode.

Auch bei den elsässischen Historikern unsers Jahrhunderts wird uns zweierlei Anstoß nur selten erspart: die Provinz ist den Schriftstellern ein Ersatz für das verlorene Deutschland, und die Vortheile, welche der französische Staat bietet, sind das Schmerzensgeld für die hart geschädigte und gefährdete Nationalität.

So weit von der particularistischen Abschließung des Elsasses, ihrem Nutzen und Schaden.

Im vollen Gegensatze hierzu erscheint auf den flüchtigen ersten Blick ein anderer Gesichtspunkt, unter welchem man die Provinz im 18. Jahrhundert betrachtet hat. Man nannte sie nämlich damals ein „offenes Land", zum Unterschiede von „geschlossenen Ländern", weil das Elsaß nicht einheitlich und gleichförmig zusammengesetzt, namentlich aber weil es nicht durch Zoll- und andere Sperren so streng von den Nachbarstaaten abgeschlossen war wie das übrige Frankreich. Ich habe diesen Gegenstand schon in anderm Sinne berührt, als ich oben von dem „Straßenlande" sprach und von dem echt elsässischen Gedanken, daß das ganze Gebiet eigentlich an sich eine große offene Heerstraße, ein Transit- und Speditionsland sei; — ein Gedanke, der auch heute wieder aufzutauchen scheint, indem jene Elsässer, welche nachgerade einsehen, daß sie nicht französisch bleiben dürfen und doch auch nicht deutsch werden wollen, das politisch monströse Project einer neutralen Miniaturrepublik mit Begierde aufgreifen.

Aus dem 18. Jahrhundert wird, jenem frühern Charakter des „offenen Landes" entsprechend, ein fortlaufender starker Zug der Ein- und Auswanderung berichtet. In den größern Städten gab es ganze Straßen, wo lauter Fremde wohnten: Franzosen, Italiener, Schweizer, Schwaben, Preußen. Weniger, aber doch vereinzelt, soll sich dergleichen in den reichen halbstädtischen Dörfern der Ebene gefunden haben, in den Gebirgsdörfern fast gar nicht. „Da wohnen lauter Elsässer", wie mein Gewährsmann, Billing, schreibt. Es war also eine städtische Einwanderung, ein verlangsamter Reisezug, und wol größtentheils bemittelterer Leute. Auch Strobel bemerkt, daß die vielen Fremden aus höhern Ständen, Russen, Engländer und Deutsche, welche damals

neben den vornehmen Franzosen in Straßburg verweilten, zur Verschmelzung der schroff geschiedenen nationalen Elemente (d. h. zur Französirung der alten einheimischen Familien) nicht wenig beigetragen hätten. Der französische Ton kam von außen, und nicht blos über die Vogesen, denn fast jene ganze gebildete Reisewelt hatte damals den französischen Ton.

Neben andern Annehmlichkeiten des „offenen Landes" lockte ohne Zweifel auch gerade seine Zwischenstellung zwischen zwei großen Nationen die zahlreichen Gäste herbei; man war in Deutschland oder in Frankreich, wie man's nahm, und brauchte nicht einmal vors Thor zu gehen, und hatte obendrein deutsche und französische Schulen nebeneinander und in Straßburg sogar eine protestantisch-deutsche und eine französisch-katholische Universität. Es war wieder etwas Aehnliches wie heutzutage mit der Schweiz, dem internationalen Gasthause. Darum begreifen wir's wohl, daß Goethe, Herder, Jung-Stilling und andere in Straßburg sich zusammenfanden, im „elsässischen Halbfrankreich", wie Goethe sagt. Nach der Revolution wären sie schwerlich mehr dorthin gezogen. Auch Graf Metternich, der nachmalige Fürst und Staatskanzler, studirte vor den neunziger Jahren in Straßburg Völkerrecht und andere nützliche Wissenschaften. Als Deutscher (und obendrein vom linken Rheinufer) hätte er hier wol ein Herz für das deutsche Elsaß fassen und im Jahre 1815 den Engländern und Russen nicht so geschwind nachgeben sollen, als sie uns Elsaß und Lothringen abstritten. Allein Elsaß war in jener Metternich'schen Studienzeit noch das internationale Zwischenland gewesen, und in den Tagen des zweiten Pariser Friedens war das Goethe'sche „Halbfrankreich" dann leider schon ein Zweidrittelfrankreich geworden, und Metternich am Ende gar nur noch ein Drittelbeutscher. Neben jenen Fremden, die zu längerm und kürzerm Aufent-

halte in die Städte einzogen, wanderten und reisten aber auch viele Elsässer fortwährend nach Deutschland. Die Thatsache wird als eine auffallende von den Zeitgenossen hervorgehoben, ja man sieht in diesem Gehen und Kommen der deutschen Aus- und Einwanderung sogar nebenbei einen Grund für das treue Festhalten des elsässischen Volkes an deutscher Art. Viele süddeutsche Familien, welche in zweiter oder dritter Generation aus dem Elsaß stammen und sich heute dessen wieder besonders erinnern, zeugen für jene Auswanderung. In den letzten funfzig Jahren werden ihrer aber nicht mehr viele herüber- und hinübergezogen sein. Das Elsaß war inzwischen ein geschlossenes Land, der Rhein war viel breiter geworden. Auch der Verfasser gehört einer solchen altstraßburgischen Familie an, die zu Großvaters Zeit zunächst in die Pfalz auswanderte. Mein Großvater war ein so guter Deutscher wie irgendjemand, dazu ein Kosmopolit im Geiste der Revolutionsperiode, und unbeschadet dessen aber stets auch ein treuer Straßburger, der während funfzig Jahren sein elsässer Deutsch nicht verlernte und bis zu seinem späten Tode seine Zeitrechnung jahraus jahrein nur nach dem elsässischen Kalender machte, nämlich nach dem „Straßburger hinkenden Boten".

So war also das Elsaß des 18. Jahrhunderts: ein „offenes Land", welches sich nach allen Seiten hin austauschte, gebend und empfangend, und (trotz des bereits vollzogenen Frontwechsels der Straßen und Festungen) jedenfalls gegen Deutschland noch offener stand als späterhin. Andererseits aber auch ein kleinstaatlich individualisirtes Land, dessen Bewohner sich in vielerlei Besonderung abschlossen und zurückzogen. Endlich aber auch eine französische Provinz, die man (trotz jenes Gegenzuges nach außen und innen) immer glatter und fester dem großen Einheitsstaate einfügte. Diese drei Thatsachen widersprechen und befehden sich, und doch mußten

sie sich miteinander vertragen. In einem tiefern Sinne als dem blos geographischen oder ethnographischen ward dadurch jenes frühere Elsaß ein „Zwischenland“. Da zerhieb die Revolution den Knäuel mit Einem Streiche: sie zerstörte die alten Besonderheiten, löste Rechte und Unrechte auf, strich sogar das mehr als tausendjährige „Elsaß“ von der Landkarte, fügte die Departements des Ober- und Niederrheins als gleiche Brüder zu den übrigen, schloß das offene Land und gab ihm sein Centrum nicht mehr in sich selbst, sondern im Centrum des Staates. Jetzt war das Land kein Zwischenland mehr, es wußte endlich einmal wieder genau, wohin es gehörte. Nun aber klammerten sich die Elsässer so fest an dieses neue Centrum, daß sie vor lauter Festigkeit wieder charakterlos wurden. Bekannt ist, wie man in dieser Provinz und besonders in Straßburg die chronischen pariser Revolutionen nebst dem entsprechenden Wechsel der Dynastien und Staatsformen allezeit äußerst geschwind und begeistert anerkannt hat. Und doch sind die Elsässer sonst durchaus keine Windfahnen, sie können gut deutsch, treu und trotzig sein; sie fügten sich vor zweihundert Jahren schwer und langsam in den französischen Staat und haben heute, wie es scheint, den besten Willen, sich noch viel widerstrebender in den deutschen Staat zu fügen. So war es auch nur Treue gegen das pariser Centrum, um derentwillen sie alle pariser Drehungen so hurtig und widerstandslos mitmachten; sie drehten sich um ihre eigene Achse. Hatte das Zwischenland zur ersten Revolutionszeit doch endlich in diesem pariser Centrum seinen lang entbehrten, ausschließenden politischen Schwerpunkt wiedergefunden! Darum waren die politischen Sympathien der Provinz bei all den acht französischen Revolutionen des 19. Jahrhunderts doch mehr der Republik und dem Bonapartismus geneigt als dem alten Königshause. Denn Napoleon und die Republik hatten das Volk erst zu

ganz festen Franzosen gemacht und die alte Kriegsbühne des Landes, wie man glaubte, bombenfest obendrein. Der deutsche Elsässer als Staatsbürger ist schlechthin moderner Franzose. In dieser Eigenschaft hat die große Masse des Volkes nebenbei dann auch alle Kenntniß und alles Verständniß des deutschen Staatslebens verloren. Sie konnten dasselbe allerdings weder in den letzten Ueberlieferungen ihres alten provinziellen Particularismus finden, noch in ihrer modernen französischen Bildung. Das Deutsche zu lernen brauchen sie zunächst nicht durchweg, aber deutsch lernen und Deutsches kennen lernen thut den meisten noth — von den Dorfschulen bis zur Hochschule der Wissenschaft wie des Lebens hinauf.

Die Rückkehr des Elsasses zu Deutschland ist aus sehr vielen Gründen gerechtfertigt und wird in sehr vielen Stücken ein Heil für Deutschland wie für das Elsaß sein. Der Stratege, der Volkswirth, der Nationalpolitiker, der Historiker, der Mann des Verstandes wie des Gefühls — ein jeder hat da seinen besondern Ausgangspunkt und doch kommen alle zuletzt überein, daß das Elsaß deutsch werden und bleiben müsse; natürlich hält dann jeder seinen Grund allemal für den gewichtigsten und die Aussicht, welche er in die Zukunft eröffnet, für die großartigste. Ich bescheide mich, zum Schlusse eine culturgeschichtliche Auffassung anzudeuten, welche sich mit den andern wenigstens gut verträgt; denn sie schließt alle mittelbar in sich.

Der deutsche Norden ist seit der Reformation von Stufe zu Stufe culturmächtiger und dann auch politisch mächtiger geworden als der deutsche Süden. Selbst im Einflusse der Mundart, Sitte und Stammesmischung ist Norddeutschland immer weiter nach Süden vorgedrungen. Dazu verlor aber Süddeutschland auch bedeutende Landstriche politisch, andere sogar zugleich national an das Ausland, durch Eroberung, wie Elsaß und Lothringen, durch freiwilliges Ausscheiden,

wie die deutsche Schweiz, durch unfreiwilliges, wie Deutsch-Oesterreich. Auch die Niederdeutschen haben in diesem Sinne manches verloren, doch ohne Vergleich weniger als die Oberdeutschen; sie gewannen allmählich die starke Grenze, während im Süden die schwache lag, gar oft benagt und durchbrochen. Nun sehe ich ganz ab von unsern deutschen Staaten, ich fasse nur jenes gesammte Deutschland ins Auge, wie es jetzt der Krieg geeinigt hat und der Friede einigen wird. Süddeutsches und norddeutsches Volksthum, Sitte, Mundart und charakteristische Geistescultur wird bleiben selbst in einem deutschen Einheitsstaate, und es ist ein Glück, daß das alles bleiben wird; denn in den Wettarbeiten dieser Unterschiede liegt die Unverwüstlichkeit, die ergänzende Verjüngung der deutschen Gesammtkraft verbürgt. Darum ist es denn dem Süddeutschen gar nicht übel zu nehmen, wenn er die vielfach geschwächte Culturmacht seiner Stämme wieder zu steigern und. zu kräftigen wünscht. Und der erste äußere Zuwachs, der ihm seit Jahrhunderten wieder zugute kommt, ist nun eben dieses Elsaß und Deutsch-Lothringen! Das alte Elsaß war kein Nebenland, sondern ein Hauptgebiet oberdeutscher Volkstüchtigkeit, tonangebend, universell schaffend. Mit Deutschland verbunden kann es künftighin der alten Größe wieder nachstreben. So hat der deutsche Süden den nächsten ideellen Gewinn von den Siegen des Jahres 1870, wie auch ihm der strategische Gewinn einer endlich festen Grenze am unmittelbarsten zufällt. Und da ist es dann eine wunderbar glückliche Fügung, daß der Süden diese neue und sichere Basis zu höherm Aufschwunge doch nur gewann unter der Führung und dem entscheidenden Vorkampfe der norddeutschen Großmacht in einem „deutschen Kriege". Indem der Norden dem Süden Raum und Luft schaffte und ihn höher hob, schließt sich der alte Streit, welcher fortan nur noch ein Wettstreit sein soll. Die Südstaaten brauchen kein Land zu ge-

winnen überm Rheine als Lohn für ihre Kriegshülfe; mag das Elsaß preußisch werden: den ideellen Lohn trägt doch unmittelbar der Süden davon in dem Zuwachs eines alten Hauptlandes oberdeutscher Cultur. Darum soll auch der norddeutsche Fürst, welcher Deutschland erneute, indem er Norddeutschland festigte, Süddeutschland mehrte und solchergestalt Süd und Nord verband, der Kaiser der Deutschen sein, gleichviel, ob er sich dann Kaiser, König oder Herzog nenne.

Carlo Filangieri Fürst von Satriano.

Autobiographisches und Commentar.

Von

Alfred von Reumont.

I.

Unter den Normannen, welche um die Mitte des 11. Jahrhunderts unter Robert Guiscard's Fahnen in Süditalien kämpften und sich an den glänzenden Waffenthaten betheiligten, die innerhalb einiger Decennien Apulien, Calabrien, Sicilien den Griechen, Longobarden, Sarazenen entrissen, befanden sich zwei Brüder, Anger (Anschar) und Turgis. Anger erhielt von Guiscard's Sohne, Herzog Roger, das Castell Santo-Adjutore, von welchem man im Gebiete von La Cava zwischen Neapel und Salerno Trümmer sieht. Von seiner Frau Urania, der Schwester eines normannischen Ritters Namens Lambert, hatte er vier Söhne, Robert, Wilhelm, Roger und Tancred, die sich Filii Angerii nannten, woraus der Name Filangieri entstanden ist. Er starb im Jahre 1104 und wurde nebst seiner Gattin in der Kirche des Benedictinerklosters der Trinita von La Cava beigesetzt. In den Urkunden dieses Klosters aus den Jahren 1104, 1106, 1111, 1129 erscheinen die Söhne „filii quondam Angerii qui fuit ortus ex provincia Brittannia et dictus est de Sancto Adjutorio", erst im Besitz des genannten Castells, dann, nachdem Herzog Roger von Apulien diese Baronie der Benedictinerabtei überwiesen hatte, als Herren von Corteinpiano bei Nocera de' pagani und andern Besitzungen. Anger's Bruder Turgis hatte gleichfalls mehrere Kinder. Im

Jahre 1104 stellte Delecta „filia quondam D. Turgisii Normanni et neptis strenuissimi viri Angerii qui similiter Normannus dictus est", eine Schenkungsurkunde zu Gunsten mehrgedachten Klosters aus, während Roger, Silvan, Turgis, ihre Brüder, in den Jahren 1081, 1087, 1104 mit dem Beinamen de Sancto Severino vorkommen. Die große Familie der Sanseveriner, die als Fürsten von Salerno bis in die Zeiten der spanischen Vicekönige herein die neapolitanische Geschichte mit ihren Thaten erfüllt haben, während Zweige derselben anderwärts verpflanzt wurden, die Fürsten von Bisignano heute noch bestehen, hat folglich gleichen Ursprung mit den Filangieri.

Diese erlangten unter den normannischen Königen und den Hohenstaufen nicht geringe Bedeutung. In Urkunden von La Cava kommen sie häufig vor, aber die Nachrichten betreffen meist Schenkungen und sind nicht von historischem Belang. Von Anger's Söhnen weiß man sonst nichts, denn daß Tancred im Jahre 1129 bei Roger's Königskrönung in Palermo anwesend war, beruht auf einer Chronik, deren Glaubwürdigkeit dahingestellt bleiben mag. Später aber findet die Geschichte von den Filangieri genug zu berichten. Riccardo, in sechster Generation von Anger stammend, wurde im Jahre 1228 von Friedrich II. von Brindisi aus mit Truppen nach dem Heiligen Lande gesandt, wohin der Kaiser selbst abzugehen im Begriff stand. Die Chronik Riccardo's da San-Germano sowie Urkunden, die er als kaiserlicher Marschall unterzeichnet hat, darunter eine im April 1229 bei Accon erlassene den Deutschorden betreffende, geben von ihm Nachricht. Als zu Anfang Mai gedachten Jahres Friedrich Syrien verließ, blieb Riccardo Filangieri als Befehlshaber in Jerusalem zurück, scheint aber von seinem Herrn, der das ins Königreich eingefallene päpstliche Heer zurückzuschlagen hatte, bald abberufen worden zu sein, denn in

einem im Juli zu Bari ausgestellten Document findet sich sein Name unter den Zeugen neben denen Rainald's von Spoleto, Heinrich's von Neifen u. a. Nach Friedrich's Versöhnung mit Papst Gregor IX. wurde er gegen die im Königreiche zahlreiche Paterinersekte gebraucht und im Jahre 1231 nochmals nach Palästina gesandt, wo er als Regni Jerosolymitani bajulus et legatus Imperii in partibus Syrie die Verwaltung führte, welche von dem Moment seiner Ankunft an durch den endlosen Hader der Christen im Heiligen Lande vielfache Störungen erlitt. Zwei von Gregor IX. von Rieti und Assisi aus an den Kaiser gerichtete Breven nennen ihn „dilectum filium Riccardum Filangerium marescalcum tuum". Noch im Jahre 1240 finden wir Riccardo in seinem Amte, dann verschwindet jede Spur von ihm. Vielleicht ist er in Palästina gestorben.

Verhängnißvolle Zeiten brachen an für das süditalienische Reich, Zeiten der Versuchung, welcher der neapolitanische Adel, schon in seinem Ursprunge aus heterogensten Bestandtheilen zusammengesetzt, nur zu oft erlag — Zeiten, welche die Göttliche Komödie in dem Verse „Bei Ceperano, wo zum Lügner jeder Apulier ward" charakterisirt. Auch die Filangieri wurden in die Wirren hineingezogen, welche auf Kaiser Friedrich's Tod folgten. Riccardo Filangieri, der Enkel eines Oheims des Obengenannten, im Jahre 1240 einer der Falkner des Kaisers, trat beim Widerstande Neapels gegen König Konrad IV. auf die Seite der Bürger, die ihm das Amt des Podestà übertragen hatten, leitete die Vertheidigung der Stadt, wurde nach deren am 1. October 1253 erfolgter Uebergabe vom Lose des Exils betroffen, aus welchem ihn nach Konrad's am 21. Mai 1254 erfolgtem frühen Tode Manfred zurückrief, um sich seiner bei den Unterhandlungen mit Papst Innocenz IV. zu bedienen. Im Jahre 1260 ersetzte er Federigo Lancia in der Verwaltung Siciliens,

fünf Jahre später ward er mit einem Truppencorps in den Kirchenstaat gesandt, um zugleich mit Principalle Doria die Römer zum Aufgeben des Kampfes gegen den ghibellinischen Präfecten von Vico zu nöthigen, während jener ziemlich planlosen kriegerischen Unternehmungen, durch welche König Manfred die Absichten der Päpste und Karl's von Anjou zu durchkreuzen suchte. Es sind die letzten Nachrichten, die wir von ihm haben, und es ist wahrscheinlich, daß er mit seinem Könige auf dem Felde von Benevent fiel. Seine ältere Tochter Ilaria erscheint drei Jahre nach dieser Schlacht als Erbin seiner Güter, der von Manfred ihm verliehenen Grafschaft Marsico in Basilicata und der Baronien Nocera, Satriano u. a., und wurde von Karl von Anjou mit einem seiner Günstlinge vermählt. Andere Filangieri bewahrten dem staufischen Hause nicht gleiche Treue. Zwei der Söhne des ältern Riccardo, Lottieri und Aldoino, schlossen sich aufs engste dem Anjou an und wurden Oberrichter der Provinz Bari und Oberrechnungsführer des königlichen Hofes. Dies geschah, während einer ihrer Brüder, Giordano, den Fahnen Konradin's folgte, dessen Sohn, ein dritter Riccardo, mit Federigo Lancia, Marino Capece und andern Ghibellinen die Küstenstriche gegen den Anjou zu gewinnen suchte, und von Ischia aus, wo er sich zur Zeit der Schlacht bei Tagliacozzo befand, sein Leben durch die Flucht rettete, während seine Güter eingezogen wurden. Von seinem Sohne Abbo, der im Jahre 1302 Bailo von Palermo war, stammt die sicilische Linie des Geschlechts.

Auch in spätern Zeiten stoßen wir bei den Filangieri auf manchen Wechsel. Sie erlangten von den Anjou Aemter, Lehen, Ehren und kämpften in den endlosen Kriegen, welche durch die Losreißung Siciliens und im 14. Jahrhundert durch den Hader in der Königsfamilie veranlaßt wurden. Ihr Glück hob sich unter der Herrschaft der Linie

Anjou-Durazzo. Cobello Filangieri, Baron von Candida, kämpfte im Jahre 1380 für Karl von Durazzo gegen die Königin Johanna I. und erhielt von dem Sieger die schöne Grafschaft Avellino, welche Elisabetta del Balzo wegen Felonie, mit andern Worten wegen ihrer der legitimen Herrscherin bewiesenen Treue genommen wurde. Eine Verleihung welche König Ladislaus im Jahre 1392 unter Erhebung Cobello's zum Marschall des Reiches bestätigte. Aber Avellino blieb nicht lange bei der Familie. Beim Tode des kinderlosen dritten Grafen erbte es im Jahre 1418 dessen Schwester Caterina, Gemahlin des vielvermögenden Günstlings der zweiten Johanna, des Großseneschalls Ser Gianni Caracciolo, von dem die Geschichten dieser traurigen Epoche des an traurigen Epochen überreichen italienischen Südens voll sind. Caterina, welche bald nach Ser Gianni's im Jahre 1432 erfolgter Ermordung starb, wurde im Kloster von Montevergine bei Avellino beerdigt, wo einst König Manfred zu ruhen gewünscht hatte und wo man ihr Grabmal mit ihrer auf dem Sarkophag liegenden Statue sieht. Die Ansprüche der Agnaten auf Avellino wurden abgewiesen, und die nachmals zum Fürstenthum erhobene Grafschaft blieb mitsammt dem ersten Erbamt der Monarchie der gedachten Linie der Caraccioli, welche heute nach der Aufhebung der Lehen und nach dem Verlust der meisten Güter den leeren Titel führen.

Die Filangieri empfanden den Rückschlag. Wir finden viele von ihnen im Kriegs- und Staatsdienst unter den Aragonesen wie nachmals unter den Vicekönigen. Einer von ihnen, Annibale, zeichnete sich in Ungarn, wohin er von König Philipp IV. mit spanischen Hülfstruppen gesandt worden war, wie in der Lombardei und in Piemont aus, und erhielt im Jahre 1624 von Kaiser Ferdinand II. den Reichsadler zu seinem ein blaues Kreuz im silbernen Felde

zeigenden Wappenschilde, wie die Nachkommen es heute führen. Er starb als Camaldulenser in der toscanischen Einsiedelei (Eremo), welche Sanct-Romuald als Mittelpunkt seines Ordens gründete, was sie in jüngsten Jahren nicht vor Aufhebung und Verödung geschützt hat. In den Zeiten, in denen die Lehnsverleihungen im Königreich Neapel als eine für die Massen ruinöse Finanzspeculation der Krone betrieben wurden, erlangten auch die Filangieri mancherlei Titel, hoben sich jedoch nie wieder zur Bedeutung der großen Feudalgeschlechter. Ihre neue „Illustration“ begann in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts. Riccardo, ein jüngerer Sohn des von Kaiser Karl VI. zum Fürsten von Arianello erhobenen Giovan Gaetano, als Benedictinermönch Serafino geheißen, wurde Erzbischof von Palermo und führte in bedenklichen Zeiten die bürgerliche Verwaltung Siciliens, worauf er im Jahre 1775 auf den Wunsch König Ferdinand's IV. das Erzbisthum Neapel erhielt, welchem er bis zum Jahre 1782 vorstand. Papst Pius VI., der in diesem Punkte dem königlichen Willen nachgab, war jedoch nicht zu bewegen, dem Erzbischofe den von den neapolitanischen Oberhirten gewöhnlich getragenen Cardinalspurpur zu verleihen, weil er ihn den freiern Ansichten, die bei einem ansehnlichen Theil des Klerus und auch im Benedictinerorden in Aufnahme gekommen waren, mit „disinvoltura non ecclesiastica“, wie der Papst sich gegen den neapolitanischen Gesandten ausließ, hingegeben glaubte.

II.

Einem Neffen des Erzbischofs von Neapel war es vorbehalten, dem Namen Filangieri höchsten Glanz zu verleihen.

Gaetano, der Sohn Cesare's, Fürsten von Arianello, war am 22. August 1753 auf einer Villa bei San-Sebastiano

drei Millien von Neapel geboren. Zum Militärstande bestimmt und in seinem sechsten Lebensjahre mit dem Offizierspatente beschenkt, im elften mit dem Donatkreuz des Malteserordens ausgestattet, erlangte er sechzehnjährig seine Entlassung, um sich ganz den Studien zu widmen, zu denen unwiderstehliche Neigung ihn trieb. Sein Eifer und seine Thätigkeit waren unbeschreiblich. Die classischen Sprachen, Geschichte, Mathematik, philosophische Wissenschaften, alles zog er in seinen Bereich, um sich dann namentlich dem Studium des Rechts in seinem weitesten Umfange zuzuwenden. In seinem neunzehnten Jahre plante er ein Werk über die öffentliche und häusliche Erziehung, worin er vor allem auszuführen beabsichtigte, in welchem Verhältnisse deren Pflege oder Vernachlässigung zur Blüte wie zum Verfall der Staaten steht. Aus Anlaß der im Jahre 1774 erlassenen Verordnung über die Competenz der Richter bei der Interpretation der Gesetze schrieb er sein erstes Buch, welches die Aufmerksamkeit Tanucci's auf sich zog, der aus einem pisaner Rechtslehrer einflußreicher Minister seines frühern Zöglings, des Königs Karl III., geworden war und längere Zeit hindurch auch noch unter dessen Sohne mächtig blieb. Es war in Neapel eine Epoche regen Lebens, welche Colletta im zweiten Buche seiner Geschichte geschildert hat. Im Jahre 1777 wurde Filangieri zum Kammerherrn im gewöhnlichen Dienst und zum Offizier im Marinecorps ernannt, welchem König Ferdinand, damals sechsundzwanzigjährig, selbst angehörte. Der Hofdienst entzog ihn den Studien nicht und zu Anfang des Jahres 1780 erschienen die beiden ersten Bände des Werkes, das ihm in der Literatur einen bleibenden Namen gemacht hat. Es ist die „**Scienza della Legislazione**".

Der überschwängliche Beifall, welcher diesem Buche entgegenkam, das ein rechtes Kind seiner Zeit war, in deren Augen gerade seine Fehler als Verdienste erschienen, während

sein rhetorischer und dabei incorrecter Stil anzog, hat begreiflicherweise längst anderer Beurtheilung Platz gemacht. Die „Wissenschaft der Gesetzgebung“ ist das Werk eines das Gute wollenden und anstrebenden, mehr mit Theorien genährten als durch Erfahrung geleiteten Geistes, auf den die philosophischen Principien der Encyklopädistenzeit wie die damals in der Blüte stehenden Humanitätstendenzen Einfluß geübt hatten. Im Gegensatz zu Montesquieu's Ansichten glaubte der Verfasser allgemeine Grundsätze und Normen für die Gesetzgebung aufstellen zu können, deren Hauptzweck ihm so sehr in der Erhaltung und Bewahrung der durch sie herbeigeführten Zustände zu bestehen schien, daß er deren Entwickelung und Fortschritt ganz hintansetzte. Es charakterisirt die Zeit der oft gewaltsamen Reformen, in welcher dies Buch erschien, daß dasselbe den Gesetzgebern eine in Wahrheit übermenschliche Macht beimißt, daß nach seinen Lehren alles auf ihren Willen ankommt, daß, des Verfassers eigene Worte zu gebrauchen, es ihm hinreichend erscheint, auf die Sprungfeder der Ehre zu drücken, um ganze Legionen Cäsaren, Scipionen und Regulusse in die Welt zu setzen. Aber aller Irrthümer, Schwächen und Inconsequenzen ungeachtet, zu denen auch die gehört, daß der Autor, ein Apostel der Freiheit, bei der Heranbildung kommender Geschlechter den Einfluß der Familie durch die Autorität des Staates gleichsam absorbiren läßt, daß er ferner in Betreff der Verfügung über das Eigenthum die fortwährende Ingerenz der Regierung in Privatangelegenheiten und Interessen in Anspruch nimmt, ist es ein merkwürdiges Werk, voll Ideen wie voll historischen Wissens, woran manche Zeitgenossen arm waren, bewunderungswürdig, wenn man bedenkt, daß der Verfasser beim Erscheinen der ersten Bände erst siebenundzwanzigjährig war.

Eine Commende des Konstantinischen Ordens von Sanct-Georg war eine Anerkennung seitens seines Souveräns und

eine erwünschte Vermehrung seines nicht glänzenden Einkommens. Um zur Vollendung seines Werkes Muße zu gewinnen, erbat er sich unbestimmten Urlaub und zog sich, nachdem er im Jahre 1783 eine Ungarin, Karoline Frendel, von Maria Theresia als Erzieherin ihrer Enkelin, der zweiten Tochter des Königs, gesandt, geheirathet hatte, nach einer Villa bei La Cava zurück, wo er die folgenden Theile auszuarbeiten fortfuhr. Im Jahre 1787 zum Rath bei dem obersten Finanzconseil ernannt, begann er wieder sich den Geschäften zu widmen, als ein schon im vorhergegangenen Jahre drohend gewordenes Unterleibsleiden, Folge von Ueberanstrengung, seinen amtlichen wie seinen wissenschaftlichen Arbeiten ein Ziel setzte. Am 21. Juli 1788 starb er, in nicht vollendetem fünfunddreißigsten Lebensjahre, in einem Landhause zu Vico bei Sorrento. Von seinem großen Werke waren sieben Theile erschienen, ein achter war vollendet und wurde bald nach seinem Tode gedruckt. Die Anfeindungen, welche nach der Bekanntmachung der ersten Bände gegen das Buch gerichtet wurden, hatten weder den Verfasser noch die Regierung irregemacht. Aber diese Regierung änderte ihre Ansicht und ihre Haltung, als die Gefahren, mit denen die Französische Revolution Italien bedrohte, im Königreich Neapel einen vollständigen Systemwechsel herbeiführten, als die von Karl III. begonnenen Reformen theils eingestellt, theils abbestellt, ein strenges Repressivsystem eingeführt, der bis dahin freie literarische Verkehr so in Bezug auf das Innere wie mit dem Auslande gehemmt wurde. In Neapel wurde die „Scienza della Legislazione“ verboten, in Sicilien verbrannt. Gaetano Filangieri ist glücklich zu preisen, daß er durch frühen Tod den entsetzlichen Enttäuschungen entging, welche Neapels, Italiens, Frankreichs Revolutionsjahre seinen Zeitgenossen brachten; daß er nicht die Scenen von 1799 erlebte, nicht

das tragische Geschick mehrerer derjenigen, welche in der Literatur eine der seinigen verwandte Richtung eingeschlagen hatten. In der bekannten Kirche Neapels, deren Name Santa-Maria di Piedigrotta ihre Lage am Eingange des Durchgangs des Pausilip bezeichnet, sieht man sein und der Seinigen Denkmal. „Caietano Filangierio Carolus filius sibi suisque“ besagt die unter der sitzenden Statue angebrachte einfache Inschrift.

Gaetano's älterer Bruder Antonio, Comthur des Malteserordens in jenem Priorat von Capua, dessen Titel Papst Clemens VII. vor seinem Eintritt in den geistlichen Stand und der heldenmüthige Leo Strozzi, Admiral der französischen Galeren, getragen hätten, war seit seiner Jugend im spanischen Kriegsdienst und bekleidete die Stelle eines Generalkapitäns von Galicien, als im Frühling 1808 der Aufstand gegen die Franzosen begann. Auf die Kunde von den Vorgängen in Bayonne, wo Joseph Bonaparte am 6. Juni zum König von Spanien proclamirt und durch die von Napoleon berufene Junta anerkannt worden war, organisirte sich wie in andern Provinzen auch in Galicien der Widerstand, und General Filangieri wurde aufgefordert, im Namen Ferdinand's VII. die Regierung zu ergreifen und den Franzosen den Krieg zu erklären. „Gleich allen Verständigen“ — so lauten Sir William Napier's Worte — „scheute er sich, mit so geringen und unsichern Mitteln eine Revolution von solcher Bedeutung zu beginnen. Die ungeduldige Volksmenge bedrohte augenblicklich sein Leben, welches damals durch einen Adjutanten gerettet wurde. Das Verbrechen war nur aufgeschoben. Filangieri war ein talentvoller, Spanien aufrichtig anhänglicher Mann, dem es gelungen war in der von ihm verwalteten Provinz eine achtbare Militärmacht zu bilden und dessen Verhalten zu keinem begründeten Verdacht Anlaß geben konnte. Sein Ende

charakterisirt die Zeit und die wilde Natur des Volkes.“ Am 24. Juni ermordete ihn in Villafranca del Vierzo, wo er sein Hauptquartier aufgeschlagen hatte, eine Rotte Soldaten des Regiments Navarra, indem sie ihn mittels einer Decke, auf der sie ihn prellten, auf ein Bündel Bajonnete schleuderten, das sie am Boden aufgepflanzt hatten, und ihn so mit wahrhaft barbarischer Henkerlust sich verbluten ließen.

III.

Von den Kindern Gaetano Filangieri's starb das Töchterchen bald nach dem Vater. Der zweite Sohn, Roberto, von dem noch die Rede sein wird, wurde von den Königen Joseph Bonaparte und Joachim Murat im Civildienst gebraucht, war bei des letztern Sturz Generaldirector der Militärregie, schied aus der Verwaltung, in die er im Jahre 1820 nach der Proclamirung der Constitution als Staatsrath wieder eintrat, um sie zu Anfang der österreichischen Occupation nochmals zu verlassen. Ein im Jahre 1847 von König Ferdinand II. an ihn ergangener Ruf vermochte ihn nicht zum Aufgeben des Privatlebens zu bestimmen, und er starb siebzigjährig am 11. December 1856.

Der ältere Sohn war Carlo Filangieri, Fürst von Satriano, Herzog von Taormina.

Die Rolle, welche dieser Mann so im Militärdienst wie in der Verwaltung gespielt hat, veranlaßt um so mehr eine eingehendere Betrachtung, da die jähen Wechsel, denen der süditalienische Staat unter fähigen wie unfähigen, guten wie schlechten Regenten wiederholt erlegen ist, ohne nähere Kenntniß von Persönlichkeiten und Nebenumständen mehr denn einmal schwer erklärlich sein würden. Eigene Mittheilungen des Fürsten, im Sommer 1865 an den Verfasser des vorliegenden Aufsatzes gerichtet, durch andere Daten

ergänzt und fortgesetzt, dürften geeignet sein, auf die Geschichte Neapels in der französischen Zeit, wie auf spätere Ereignisse einige Streiflichter fallen zu lassen.

Carlo Filangieri war am 10. Mai 1784 auf der väterlichen Villa bei La Cava geboren, in der Nähe jenes uralten Benedictinerklosters der Dreieinigkeit, dessen Urkunden und Handschriftenschätze gleich denen Montecassinos und Montevergines die Forscher anziehen, während die wundervolle Lage, in einem die üppige Vegetation und den Blick auf das tiefblaue Meer des Südens mit der Frische einer Alpengegend vereinenden, mit Landhäusern und Schloßtrümmern gefüllten Bergthale, Tausende von Besuchern herbeilockt. Er war kaum vier Jahre alt, als er den Vater verlor. Die verständige gebildete Mutter leitete die Erziehung des Knaben, der frühe lebendigen Geist an den Tag legte und entschiedene Neigung für die Militärcarrière verrieth, wie die des um zwei Jahre jüngern Bruders. Im Jahre 1800, nachdem die heftigen Stürme von Revolution und Contrerevolution über Neapel dahingezogen waren, verließen die beiden Jünglinge, die sich namentlich dem Studium der Mathematik gewidmet hatten, die Heimat, um durch Vermittelung ihres Oheims Antonio in den spanischen Dienst zu treten, während die Mutter, durch Familienangelegenheiten gerufen, nach Deutschland ging, von wo sie den Söhnen zu folgen beabsichtigte. In Livorno, wo diese sich einzuschiffen dachten, fanden sie so unerwartete wie unwillkommene Kunde. Ein Schreiben des Oheims eröffnete ihnen, ein Decret König Karl's IV. untersage den Neapolitanern den Eintritt in Spanien. Da er jedoch hoffte, durch den Prinzen von Asturien eine persönliche Vergünstigung für seine Verwandten zu erlangen, so möchten sie sich einstweilen nach Mailand begeben, wo sie den Bescheid erhalten würden. Der Bescheid langte an, aber er war abschlägig. Die beiden Jünglinge

fanden sich buchstäblich sur le pavé. Nach Neapel wollten sie dennoch nicht zurückkehren.

Mailand war in jenen Tagen als Hauptstadt der Cisalpina mit Italienern aller Landestheile, darunter mit vielen Neapolitanern gefüllt, welche die politischen Ereignisse von Hause vertrieben hatten. Der Name Filangieri war allen bekannt. Die Söhne Gaetano's wurden zu General Brune, dem Commandirenden in der Lombardei und nachmaligen Marschall, geführt, der sie freundlich aufnahm, ihnen zur Fortsetzung ihrer Studien nach Paris sich zu begeben rieth, und ihnen eine dringende Empfehlung an den Ersten Consul mitgab. Bald waren sie in der französischen Hauptstadt. Der Justizminister Abrial, welcher während der Dauer der Parthenopeischen Republik als Commissar des Directoriums in Neapel verweilt hatte, war im Filangieri'schen Hause eingemiethet gewesen und hatte in freundlichen Beziehungen zu der Familie gestanden. Er empfing die Brüder aufs herzlichste und versprach sich an Bonaparte zu wenden, um die zur Ueberreichung des Brune'schen Schreibens erforderliche Audienz zu bitten. Achtundvierzig Stunden später war die Bitte erfüllt.

Abrial selbst führte die Jünglinge nach den Tuilerien. Sie wurden in den Conseilsaal gelassen, wo auf einem mit Stühlen umstellten Tische mehrere Bücher lagen und an welchen das Cabinet des Ersten Consuls stieß. Nach wenigen Momenten trat dieser in den Saal, las den Brief des Generals, welchen der Aeltere ihm überreichte, und sprach dann folgende Worte, welche nicht aus dem Gedächtniß des Fürsten von Satriano geschwunden sind: „Le vif désir de reprendre vos études prouve que vous appréciez la valeur du temps. Cela vous fait honneur. La République française accueillera dignement les fils de Filangieri. A propos de votre père, savez-vous ce que c'est que ces livres que vous voyez sur cette table? Ce sont autant

d'exemplaires de l'ouvrage de votre père, de ce jeune homme qui est notre maître à nous tous." Ob die „Scienza della Legislazione" auf den Code Napoléon großen Einfluß geübt hat, mag dahingestellt bleiben: bemerkenswerth bleiben die an die jungen Neapolitaner gerichteten Worte dennoch, wie denn die zwei Jahre vorher vollendete Uebersetzung des Werkes von Gallois und Benjamin Constant's späterer Commentar über dasselbe zeigen, welche Beachtung ihm in Frankreich zutheil ward.

Die jungen Leute waren hiermit entlassen. Zu Abrial sagte der Chef der Republik: „Citoyen ministre, restez." Als er wieder zu den beiden kam, die in einem Vorzimmer auf ihn warteten, theilte er ihnen mit, der Erste Consul habe beschlossen, daß sie im Prytanée français, wie man damals das vornehmste, später durch die Anstalt von Saint-Cyr für das Militär ersetzte Collegium von Paris nannte, auf Staatskosten ihre Erziehung vollenden sollten, der Aeltere um sich dem Militärstande, der Jüngere um sich der diplomatischen Laufbahn zu widmen, wie beide wünschten.

Seine spätern Geschicke möge jener selbst erzählen:

„Ein Decret vom 24. Brumaire des Jahres IX (14. November 1800) verordnete meine Zulassung zum Prytaneum, wo ich die unfreiwillig unterbrochenen Studien mit Eifer wieder aufnahm, sodaß ich im zweiten Jahre den großen Preis in den exacten Wissenschaften erhielt, was mir unter 500 Zöglingen dieser prächtigen Anstalt das erste Offizierspatent verschaffte. Am 18. Nivose des Jahres XI (7. Januar 1803) wurde ich durch Decret des Ersten Consuls der 33. Linien-Halbbrigade zugetheilt. In dieser machte ich meine ersten fünf Campagnen, während deren ich mehrmals verwundet wurde. Nach der Schlacht von Austerlitz wurde das Corps nach Presburg verlegt und blieb dort bis zu dem

Friedensschlusse, welcher dem Kriege von 1805 ein Ziel setzte. Nachdem die österreichischen Staaten von der entsetzlichen Last der französischen Heere befreit waren, nahm das vom Marschall Davoust befehligte Corps, zu welchem mein Regiment gehörte, im Würtembergischen Quartier. Während meine militärische Familie (ich darf diesen Ausdruck gebrauchen, weil gemeinsame Mühseligkeiten, Gefahren, Entbehrungen und Erfolge unter uns eine wahre Brüderschaft geschaffen hatten, die uns die Familie ersetzte) zu Gailsdorf weilte, erhielt ich einen Erlaß des Kriegsministeriums vom 21. März 1806, der mir einen Befehl des Kaisers Napoleon mittheilte, welchem gemäß alle im französischen Dienst befindlichen Neapolitaner in das Heer eintreten sollten, das am 14. Februar desselben Jahres unter den Befehlen Joseph Bonaparte's Neapel besetzt hatte.

„Ich kehrte als Kapitän in meine Heimat zurück. General Mathieu Dumas, welchen König Joseph zum Kriegsminister gemacht hatte, theilte mich dem Generalstabe zu und sandte mich vor Gaeta, dort zur Disposition des Marschalls Massena zu bleiben und über den Fortgang dieser denkwürdigen Belagerung täglich Bericht zu erstatten. Ueberzeugt, daß das theoretische Studium der verschiedenen Waffengattungen und des betreffenden Materials zu deren vollständiger Kenntniß nicht hinreicht, erbat und erlangte ich, nach mehrjährigem Dienst bei der Infanterie und im Stabe eines ausgezeichneten Kriegsmannes, wie der Vertheidiger Genuas war, vom General Dumas meine Versetzung zur Reiterei. Der neue Dienst bei den Garde-Chevaulegers ist mir von größtem Vortheil gewesen.

„Während der kurzen Regierung Joseph Bonaparte's ließ die hochherzige, muthige, unermüdliche Karoline von Oesterreich, Königin von Sicilien, im Verein mit ihren englischen Verbündeten dem zeitigen Inhaber des neapolitanischen Throns nicht einen Moment Ruhe. Das Treffen bei Maida in

Calabrien, wo am 4. Juli 1806, vierzehn Tage vor der Capitulation von Gaeta, General Regnier gegen Sir John Stuart den kürzern zog, die Einnahme des Forts von Scilla durch die Engländer, jenes von Reggio durch die sicilianischen Truppen, die Insurrectionen im Süden hielten uns fortwährend in Bewegung, den Degen in der Hand. Die großen politischen Wechsel des Jahres 1808 gaben auch meiner militärischen Carrière eine neue Wendung. Am 19. März gedachten Jahres zum Schwadronschef befördert, erhielt ich den Befehl, dem bisherigen Könige von Neapel nach Spanien zu folgen, wo ich Zuschauer und Theilnehmer bei den denkwürdigen Ereignissen des beginnenden Unabhängigkeitskampfes war. Nachdem König Joseph am 30. Juli Madrid verlassen, die französischen Truppen ihren Rückzug aus dem Centrum der Halbinsel bewerkstelligt hatten, übernahm der Kaiser den Oberbefehl über das jetzt zwischen dem Ebro und den Pyrenäen vereinigte Heer. Am 5. November traf er in Vittoria mit seinem Bruder zusammen und sandte unmittelbar darauf den Marschall Soult gegen Burgos, die unter General Belvedere stehenden spanischen Truppen anzugreifen. Vom Könige beauftragt, ihm über die Kriegsereignisse Bericht zu erstatten, ging ich sogleich zum Marschall ab und nahm somit theil an den Waffenthaten, die mit der Schlacht vom 10. November begannen, welche uns die Thore der Hauptstadt von Alt-Castilien öffnete. Die vielleicht zu günstigen Aeußerungen des Marschalls über mein Verhalten während der Schlacht veranlaßten den Kaiser, mich in seine persönliche Umgebung zu ziehen, was mir durch General Bertrand angezeigt ward. Am 11. November verlegte Napoleon sein Hauptquartier nach Burgos, wohin ihm Joseph am Tage darauf folgte.

„Während der zwölf Tage, die der Kaiser in Burgos zubrachte, unterfing sich ein corsischer Divisionsgeneral, Fran-

ceschi, Oberstallmeister des Königs von Spanien, in Gegenwart des Marschalls Jourdan und anderer Generale und Offiziere, zu deren Zahl ich gehörte, von den Neapolitanern in rücksichtslos höhnischen Ausdrücken zu reden. Er that dies in einem Maße, daß ich mich genöthigt sah, den großen Unterschied des Ranges außer Augen zu setzen und ihm mit entschiedensten Worten zu sagen, daß, wenn er einen Augenblick vergessen wolle, daß er General, ich Schwadronschef sei, ich ihm beweisen werde, daß er meine Landsleute falsch beurtheile, während keiner derselben sich scheuen würde, ihn in derselben Weise wie ich wegen seiner Schmähungen zur Rechenschaft zu ziehen. Am folgenden Morgen, den 17. November, fand das Duell statt. Der Uebereinkunft gemäß blieb Einer auf dem Platze.

„Napoleon haßte die Duelle, vor allem in Kriegszeiten. Es war als wollte er das Privilegium des Blutvergießens ungetheilt bewahren. Gegen mich aber bewies er größte Nachsicht und gebot den bei Insubordinationsvergehen unerbittlichen Militärgesetzen Stillschweigen. Während ich auf das Kriegsgericht gefaßt war, beschied Bertrand mich zum Kaiser. Er machte mir lebhafte Vorwürfe über mein Verhalten. « Tête de Vésuve », so schloß er, « voyez ce que vous avez fait. D'un seul coup vous privez mon frère de deux officiers, qui lui étaient utiles. Vous en avez tué un, et je dois faire disparaître l'autre, car votre présence ici est désormais un scandale pour la discipline militaire. Partez donc immédiatement et retournez à Naples. »

„Bei meiner Rückkehr in die Heimat fand ich Joachim Murat auf dem Throne, welchen sein Schwager leer gelassen hatte. Vom ersten Augenblick an bewies dieser tapfere Mann mir ebenso viel Vertrauen wie Zuneigung. Ich war sein Begleiter während des Feldzugs in Calabrien, wo er in mehrern, zum Theil durch unsere Kanonenboote unterstützten

Gefechten den Anglo-Sicilianern, deren Flotille den Faro, den Golf von Sant-Eufemia und die südlichen Küsten beherrschten, solche Lehren gab, daß in der darauffolgenden Zeit seiner Regierung so die an das Tyrrhenische wie an das Ionische Meer stoßenden Provinzen von fremder Occupation frei blieben."

IV.

„Ich überspringe meine spätere militärische Carrière, meine Betheiligung an den Feldzügen, welche den König von Neapel und seine Scharen auf alle Schlachtfelder und bis Moskau führten, um zu den Ereignissen des Jahres 1815 überzugehen, mit denen eine so glänzende wie ungewöhnliche Laufbahn ein tragisches Ende nahm. Ich war Maréchal-de-Camp und Generaladjutant des Königs, als dieser sich von der großen Coalition zu trennen beschloß. (Am Abend des 4. März war Napoleon's Entweichung von Elba Murat bekannt geworden; am 5. hatte dieser den Höfen von Wien ud London seinen Entschluß, bei dem Bündniß auszuharren, verkündet, am 15., den Gegenvorstellungen der Königin, des aus Franzosen wie aus Neapolitanern zusammengesetzten Ministerraths, selbst der Generale zum Trotz, die Bewegung begonnen, welche kein Krieg sein sollte, aber niemand täuschte und auf österreichischer Seite die militärischen Maßregeln veranlaßte, auf welche am 30. März die neapolitanische Kriegserklärung folgte, die von dem Decret begleitet war, wodurch die Marken mit dem alten Herzogthum Urbino dem Königreich Neapel einverleibt wurden.)

„Von einer im Auftrage des Königs unternommenen Reise nach Mailand zurückkehrend, traf ich an demselben Tage mit diesem in Ancona ein. Was ich unterwegs gesehen, verlieh mir die Ueberzeugung, daß, wenn das öster-

reichische Heer, von der Etsch bis zur französischen Grenze zerstückelt, im Moment uns keinen compacten Widerstand zu leisten im Stande war, zahlreiche Truppen von Ungarn und den deutschen Provinzen her auf dem Marsche waren, die Armee zu verstärken, welche von den Generalen Frimont und Bianchi, zu Anfang der Campagne zunächst von letzterm, commandirt wurde. Nachdem ich meine Beobachtungen dem Könige mitgetheilt, berief er sogleich den Chef des Stabes, General Millet, und die Generale Carrascosa und Colletta, um die Dispositionen für den bevorstehenden Feldzug mit uns zu berathen. Ich schicke voraus, daß wir Oesterreich angriffen mit drei Divisionen Infanterie von einer Effectivstärke von etwas über 18000 Mann, acht Schwadronen Cavalerie und Feldartillerie von einer dem Fußvolk nicht entsprechenden Stärke, überdies zwei Regimentern Veliten (Garde) und zwei reitenden Artilleriebatterien, welche mit zwölf Schwadronen unsere auf dem Marsch durch Toscana befindliche Reserve bildeten. Im Hafen von Ancona lagen drei Fregatten vor Anker.

„Von den Andern um meine Meinung befragt, schlug ich vor, das in der Nähe des Platzes einquartierte zweite leichte Infanterieregiment auf besagten Fregatten einzuschiffen. Mit diesem gegen 1600 Mann starken Regiment, das ich bis zum Jahre 1813 commandirt hatte und in welchem ich jeden Mann kannte, getraute ich mir das von wenigen hundert Oesterreichern, meist Rekruten, besetzte Venedig zu überraschen, diejenige Stadt, in welcher die Abneigung gegen die Fremdherrschaft am heftigsten war. Ich setzte hinzu, nur die Raschheit unserer Bewegungen könne uns von der augenblicklichen Zerstückelung der österreichischen Streitkräfte in der Lombardei Vortheil ziehen lassen. Es sei somit dringend nöthig, daß die drei Divisionen ohne Verzug auf der großen romagnolischen Straße auf Bologna marschirten, welches

gleichfalls das Ziel der von Pignatelli und Livron commandirten, durch Toscana vorrückenden Garden sein müsse. So zu einer imposanten Masse vereint, werde unser Heer Piacenza überraschen und dort über den Po gehen. Auf solche Weise würden die Nachrichten vom Po-Uebergang und dem Handstreich gegen Venedig in Wien fast zur selben Zeit eintreffen mit jenen von dem bereits begonnenen Aufstande am Gardasee und von den Unruhen in den Provinzen Brescia, Bergamo, Verona, wozu alles vorbereitet war. Man sollte zugleich die Presse gegen die jenseit des Po sehr unbeliebten Oesterreicher zu Hülfe rufen, die Stärke unserer Truppen wie die Zahl der gemeinsame Sache mit uns machenden Offiziere und Soldaten der vormaligen italienischen Armee weit größer erscheinen lassen, als sie war, jeden andern Hebel in Bewegung setzen, um bei den Oesterreichern Besorgnisse in Bezug auf die italienischen Provinzen zu wecken.

„Indem ich meine Ansicht entwickelte, ohne die Schwierigkeiten und Gefahren des Unternehmens zu verhehlen, fügte ich hinzu, daß binnen wenigen Wochen General Frimont 40000 Mann auf dem linken Ufer des Po vereinigt haben würde, mit denen er ganz nach seiner Wahl den Uebergang, sei es nach der Romagna, sei es nach dem Piacentinischen, bewerkstelligen könnte. Ein methodischer Defensivkrieg mit 24000 Mann, deren Zahl von Tag zu Tage abnehmen müsse, könne nur zu unserm Verderben führen.

„Der König hörte aufmerksam zu, ohne ein Wort zu äußern. General Millet, um seine Meinung befragt, unterstützte meinen Vorschlag. Nun kam die Reihe an Colletta und Carrascosa. Ersterer steigerte in einem langen beredten Vortrage die Gefahren und Schwierigkeiten des Unternehmens, und beide sprachen sich, meiner Meinung nach mit offenbaren Trugschlüssen, zu Gunsten der Defensive aus. Der König stimmte ihnen bei.“ (In seiner Geschichte Neapels sagt

Colletta nicht ein Wort über diesen in Ancona gehaltenen Kriegsrath. Indem er von den österreichischen Stellungen redet, beschränkt er sich auf die Bemerkung, sie seien vermöge der Natur der Werke, nämlich der befestigten vier Brücken über den Po und der dahinter liegenden Festungen, eine ungewöhnlich starke Defensivposition, eventuell eine feste Basis für die Operationen gegen die Neapolitaner gewesen. Eine Ansicht, welcher auch der nicht widerstreiten wird, der Filangieri's Urtheil beipflichtet.)

„Am Morgen nach diesem Tage, welcher meiner Meinung zufolge Joachim Murat's Schicksal entschied, begannen wir unsere Bewegung gegen den Po, den wir nach dem Defensivplan nicht überschreiten sollten. Bei Cesena stießen wir auf die ersten Oesterreicher, welche vor uns zurückwichen. General Bianchi hielt Bologna mit 10000 Mann besetzt. Unsere erste Division zählte nicht viel über 6000, aber des großen Misverhältnisses ungeachtet befahl der König zu kräftigem Angriff vorzugehen. Nach kurzer Vertheidigung räumte Bianchi die Stadt, gewiß aus strategischen Gründen und keineswegs wegen Mangel an Tapferkeit, woran es ihm nicht fehlte, und zog sich gegen Modena zurück. Es war am 2. April. Am folgenden Tage langte unsere zweite Division in Bologna an, am 4. die dritte. Jene wurde nach Ferrara, diese nach Cento dirigirt, während der König mit der ersten Bianchi folgte. Schon wenige Millien von Bologna stießen wir auf den feindlichen Nachtrab, welcher nur so lange Widerstand leistete, als nöthig war, um General Bianchi seine Dispositionen treffen zu lassen. Er war entschlossen uns am folgenden Tage, den 4. April, den Uebergang über den Panaro streitig zu machen und befestigte zu diesem Behufe die große Brücke von San-Ambrogio, auf welcher die ämilische Consularstrase den Fluß überschreitet. Diese Brücke hat vier Thürme, je zwei und zwei an ihren Aufgängen auf

beiden Ufern. Auf dem rechten Ufer, wo wir heranzogen, hatte der General zwischen den Thürmen hinter dem starken, zum Schließen der Brücke dienenden Gatter eine mächtige aus Steinen und Holzblöcken bestehende Barrikade aufwerfen und flußauf= wie abwärts mit Geschütz bepflanzen lassen, dessen Feuer sich kreuzte. Auf dem linken Ufer waren keine solchen Vorkehrungen getroffen, wol weil jene hinreichend erschienen und man bei nachmaligem eventuellen Vorrücken nicht unnöthigerweise behindert sein wollte.

„Als der König die Lage erkannte, beschloß er stromaufwärts gegen Spilimberto zu, wo sich eine Furt darbietet, den größten Theil der ersten Brigade über den Panaro gehen zu lassen. Auf dem linken Ufer stießen aber die Unsern auf so kräftigen Widerstand eines doppelt starken Feindes, daß General Pepe zurückzugehen gezwungen ward. Zwischen diesem Punkte und der Brücke hieß der König den tapfern Obersten Palma mit dem 3. Linienregiment durch den Fluß waten. Die Strömung war stark und das Wasser ging den Leuten bis zum Gürtel; das Feuer des Feindes bestrich die Stelle, aber Palma gelangte hinüber. Er stieß jedoch auf so überlegene Streitkräfte, daß er nur mit größter Anstrengung zwischen den Weiden und Pappeln des Ufers Fuß faßte. General Carrascosa eilte zu seiner Unterstützung herbei, wurde aber so lebhaft angegriffen, daß er, um nicht in Gefangenschaft zu gerathen, zurückwich und unter einem der Brückenbogen, wo eine trockene Stelle war, Schutz fand. Der Nichterfolg der beiden Angriffe versetzte den König in die Alternative, entweder das Unternehmen aufzugeben oder die Brücke selbst zu gewinnen zu suchen. Das Rückwärtsgehen vor einem stärkern, durch eine ansehnliche Zahl Radetzky-Husaren zu raschem Vordringen befähigten Feinde würde uns beim Beginn der Campagne in die unvortheilhafteste Lage gebracht haben. In jedem Fall mußte die Brücke genommen werden.

„General Fontaine, ein im königlichen Heere dienender Franzose, der sich in der Nähe der Brücke befand und durch die Thürme gedeckt war, erhielt zweimal den Befehl, den Uebergang zu erzwingen, indem er mit einer auserlesenen Schar die Barrikade im Sturm angriff. Der König versprach mit den übrigen Truppen, durch die von Spilimberto zurückgerufenen verstärkt, ihn zu unterstützen. Als der wiederholte Befehl fruchtlos blieb, sandte der König mich mit der dritten Ordre. Bei der Rückkehr eröffnete ich ihm, Fontaine sei nicht zum Angriff zu bewegen, und bat um die Ehre damit beauftragt zu werden. Der König nahm mein Erbieten an. Ich eile zu Fontaine, zeigte ihm an, daß ich das Commando des Corps übernehmen würde, stellte ihm frei, entweder zurückzugehen oder unter meinem Befehl zu bleiben, dem nichts entgegenstand, da ich älter im Dienst war, abgesehen davon, daß die königlichen Adjutanten in ähnlichen Fällen immer den Vorrang hatten.

„Zunächst war es nöthig, die hinter dem Gatter aufgehäufte Material- und Schuttmasse anzufassen. Mehr als 50 Granaten zerstörten einen Theil derselben, sodaß eine Bresche für zwei Reiter Fronte praktikabel wurde. Aus dem 3. Lancierregiment wählte ich 24 Mann, die sich zum Angriff erboten, und stellte sie zu zwei und zwei auf; General Fontaine, der aus Schamgefühl und zu meinem Unglück sich nicht entfernen wollte, wurde angewiesen, dem zwölften Paar mit dem Gros der Lanciers in gleicher Aufstellung zu folgen. Indem ich mich an die Spitze stellte, warf ich mich mit dem Peloton auf die Brücke, unter dem Feuer der beiden Batterien, welche Leute und Pferde vom vierten zum achten Paar niederschmetterten. Der gewonnene Raum hätte Fontaine gestattet, über die Gefallenen hinweg mir zu folgen, wie die letzten acht Mann des Pelotons thaten, während die Batterien neu luden.

„Als ich mit meinen wenigen Leuten das andere Ende der Brücke erreichte, fand ich den Feind in zwei Linien aufgestellt, deren rechte Flanke sich auf die große Straße stützte. Die erste dieser Linien reichte zu einem ein paar hundert Schritte entfernt gelegenen Hause, welches von Mannschaft besetzt war, die ein lebhaftes Feuer unterhielt, wodurch mehrere der Meinigen niedergestreckt wurden, sodaß mir nur noch fünf Mann blieben. An die feindliche Linie heranreitend, forderte ich sie auf sich zu ergeben, indem ich dem commandirenden Offizier sagte, der König folge mir auf dem Fuße und werde den von den Vertheidigern der Brücke bewiesenen Muth gewiß nach Verdienst ehren. Indem ich sprach, bemerkte ich zu meiner größten Freude, daß die erste Linie die Waffen niedergelegt hatte, gewiß in der Ueberzeugung, daß das ganze Corps seinem General unmittelbar folgen werde. Ungeachtet des Verzugs, der mir in der Bewegung der Unserigen auffiel, konnte ich mich doch nicht überreden, daß ein Franzose wie Fontaine das Gesetz der Ehre in solchem Maße, wie der Fall war, verletzen würde, wollte rasch den Moment benutzen, um auch die zweite feindliche Linie aufzufordern sich zu ergeben, und galopirte auf dieselbe zu. Noch hatte ich die Strecke nicht zur Hälfte zurückgelegt, so gewahrte die erste Linie, daß keine Truppen mir folgten, ergriff die Gewehre und gab Feuer.

„Meine fünf Begleiter lagen am Boden. Mehrere Kugeln schlugen in die Falten meines Ueberrocks und streiften mein Pferd. Eine neue Charge durchbohrte dem Thiere den Hals, brachte mir zwei leichte Wunden bei, traf eine meiner Pistolen, von der ein Splitter mich empfindlich verletzte, sodaß ich mich in der Unmöglichkeit befand, mich gegen einen Unteroffizier von den tiroler Jägern zu schützen, der hinter einer der längs der Straße stehenden Weiden in kürzester Entfernung die Carabine auf mich abfeuerte. Mit zer=

schmettertem Hüftgelenk sank ich von dem bluttriefenden Pferde. Von meinen 24 Mann war keiner mehr am Leben.

„Auf den Befehl eines herzugekommenen Offiziers hoben österreichische Soldaten mich auf und legten mich auf gekreuzte Gewehre, um mich so nach Modena zu tragen. Nach einer Stunde bemerkte ich unter diesen Leuten, die ich nicht verstand, da es Ungarn waren, Bewegung und Zaudern. Gleich darauf näherten sie sich dem Chausseegraben, ließen mich in denselben fallen und flohen. Nicht lange lag ich da, so vernahm ich lautes Geräusch heranziehender Truppen, und an mein Ohr schlug die Stimme des Königs, der an Grenadiere des 3. und 5. Regiments die Frage richtete, ob man nichts von mir wisse. Meinen Rest von Kraft zusammennehmend rief ich: «Neapolitaner, sagt dem Könige, daß ich hier liege!» Einige eilten auf meine Worte herbei, stiegen in den Graben herab und riefen ihren Gefährten zu: «Berichtet Sr. Majestät, daß unser General hier liegt.» Sie nannten mich ihren General, weil ich bis zum vorhergegangenen Jahre die Brigade commandirt hatte, zu welcher die beiden Regimenter gehörten. Unmittelbar darauf ritt der König heran, gefolgt vom Herzog von Roccaromana und einigen Offizieren des Stabes. Alle stiegen ab; man hob mich auf und legte mich an den Rand der Straße hin, wo ein herbeigerufener Wundarzt vom 3. Regiment mich verband. Ehe dieser eintraf, ernannte der König mich mit den gütigsten Ausdrücken zum Generallieutenant. Indem ich ihm meine Dankbarkeit ausdrückte wie meine Freude, daß die Vorsehung mir eine Gelegenheit gewährt habe mich seiner steten Güte würdig zu zeigen, fügte ich hinzu: «Ew. Majestät befehligen ein junges Heer, welchem Beispiele gerechter Strenge noththun. Stellen Sie General Fontaine vor ein Kriegsgericht. Sein Ungehorsam hat uns verhindert die Brigade General Stefanini's zu Gefangenen zu machen.»

„Diese Worte und der Zustand, in dem ich mit Blut bedeckt mich befand, rührten den König so, daß ich die schmerzliche Freude hatte, Thränen in dem Auge des Kriegers zu sehen, den die Armee wie Ney le brave des braves nannte. Er reichte mir die Hand und stieg wieder zu Pferde. Zum letztenmal hatte ich den hochherzigen edelmüthigen Mann gesehen. Auf einem Hängebette wurde ich langsam nach Neapel zurückgebracht, wo Wenige mich lebend ankommen zu sehen hofften. Ich brachte vier Wunden heim, von welchen diejenige, welche meine rechte Hüfte zerschmettert hatte, beinahe immer tödlich ist.

„Am Abend des 4. Mai zog der König, die Oesterreicher verfolgend, in Modena ein. Wäre, wie ich im Kriegsrathe vorgeschlagen hatte, unser Heer vereinigt gewesen, so würden die 12000 Mann, die wir am Panaro erreichten, abgeschnitten und gefangen worden sein, und wir hätten bei Piacenza über den Po gehen können. Wären wir in der Lombardei erschienen, so hätte es keineswegs aus dem Bereich des Möglichen gelegen, daß das Glück uns günstig genug geworden wäre, um die Verbündeten zu einem Abkommen mit Joachim Murat zu bewegen und seiner Dynastie den neapolitanischen Thron zu retten. Denn das Ziel der Verbündeten war, Napoleon niederzuwerfen; eine starke antiösterreichische Bewegung in der Lombardei und Emilia hätte aber Complicationen herbeiführen können, die sie um jeden Preis zu vermeiden wünschen mußten.

„Der zaghafte unsichere Krieg, für den man sich entschieden hatte, mußte zu den Ergebnissen führen, die jedem bekannt sind."

So weit Filangieri's eigener Bericht.

„Die Todesgefahr, in welcher General Filangieri schwebte, und seine Entfernung von den Schlachtfeldern waren für das neapolitanische Heer ebenso Gegenstand der Trauer wie ein Verlust." Dies sind Worte General Colletta's, welcher

in Betreff des Feldzugplanes die Ansicht seines Waffengefährten nicht theilte, aber in seinem im Exil verfaßten Geschichtsbuche der Tapferkeit desselben alle Anerkennung widerfahren läßt.

V.

Nach der Restauration der Bourbonen war die Stellung Filangieri's gleich jener aller andern Generale, welche ihre Carrière in der französischen Zeit gemacht hatten und als Muratianer galten. Ja er war noch ungünstiger gestellt als die andern. Seine Bildung war ganz französisch, in dem Maße, daß er sein ganzes Leben lang in Erscheinung, Haltung, Benehmen, Ausdrucksweise viel mehr ein Franzose als ein Italiener zu sein schien. Die Bande der Dankbarkeit hatten ihn von seiner Jugend an das Napoleonische Haus gekettet, das ihn wie seinen Bruder gefördert, seiner nicht reichen Mutter ein Jahrgehalt bewilligt hatte. Murat hatte ihn noch in seinen letzten Tagen ohne es zu wollen compromittirt, indem er nach seiner Landung bei Vescovato auf Corsica im August 1815 dem nach Neapel gesandten Emissar aufgab, die Ansicht General Filangieri's zu erforschen und von ihm in Erfahrung zu bringen suchen, auf wen bei der beabsichtigten Expedition, welche mit dem Standgericht von Pizzo endete, zu zählen sei. Er blieb als Generallieutenant und Generalinspector der Infanterie im Dienst: als solchen fand ihn die Umwälzung von 1820. Mit Carrascosa und andern berief auch ihn am 2. Juli nach Eintreffen der Nachricht von dem Militäraufstande in Nola der von Oesterreich entlehnte Oberbefehlshaber des Heeres, Graf Nugent, dann der in die Hauptstadt zurückgekehrte König Ferdinand, derselbe, der vierzig Jahre früher sich seinem Vater so geneigt bewiesen hatte. Man weiß wie wenig die

damals ergriffenen, zum Theil einander widersprechenden Maßregeln fruchteten. Filangieri's alter Einfluß auf die Soldaten schien einen Moment wieder aufzuleben, als er die Meuterer des Regiments Farnese zur Pflicht zurückzuführen suchte; aber bei diesem von Sektenwesen und Insubordination verpesteten Heere war jede Mahnung vergebens. Als im Februar 1821 der Krieg gegen Oesterreich beginnen sollte, erhielt Filangieri das Commando einer der drei Divisionen, welche unter Carrascosa's Oberbefehl die Grenze von Fondi bis Sora, somit vom Mittelmeere bis beinahe zu den Abruzzen schützen sollten. Es war einer der Brigadiers seiner Division, Selvaggi, Commandeur der Garde, der am 13. März, beim Eintreffen der Proclamation des Königs, welche die Oesterreicher als Freunde aufzunehmen befahl, erklärte, er werde dem Könige gehorchen und sich nicht schlagen. Schon war Pepe's Corps bei Rieti zerstreut, schon waren die Pässe von Civita-Ducale und Antrodoco genommen, die Oesterreicher im Marsch auf Aquila. Am 18. März trafen Carrascosa, Filangieri, die übrigen Generale, ein Theil der Offiziere, zu eigener Sicherheit mit Flinten bewaffnet, mit wenigen Soldaten in Capua ein. Der Feldzug war zu Ende. Am 24. erfolgte der Einzug der Oesterreicher in Neapel.

Siebenundzwanzig Jahre lang blieb General Filangieri außer Dienst, während die neapolitanische Armee sozusagen aufgelöst wurde. Er ging nicht wie Colletta, Pepe, Poerio und so manche andere Häupter der Bewegung von 1820 ins Exil, aber er lebte viel außerhalb seiner Heimat. Historische wie Kriegswissenschaften hatten ihn neben dem activen Soldatenleben von jeher interessirt und sein lebendiger Geist fand in vielseitigen Studien reiche Nahrung. Auch mit ökonomischen Dingen beschäftigte er sich. Auf seinen Besitzungen zu Satriano im zweiten jenseitigen Calabrien legte er Eisenwerke an, von denen man sich vor einigen

dreißig Jahren reichen Erfolg verhieß, eine Hoffnung, welcher die Folgezeit nicht entsprochen hat. Satriano und Cardinale, seit dem Anfang des 17. Jahrhunderts Lehen der aus Genua stammenden Ravaschieri=Fieschi, waren im Jahre 1819 nach dem Aussterben der im Besitz befindlichen Linie dieser Familie durch Letztwillensverfügung des letzten derselben, dessen Mutter und Gattin vom Filangieri'schen Stamm waren, an den General gekommen, welcher damals von König Ferdinand I. die Erlaubniß zum Tragen des Titels, aber erst 40 Jahre später von dessen Enkel die eigentliche Investitur erhielt. In der obenerwähnten langen Zeit, welche Ferdinand I. und Franz I., die Zeugen der Ereignisse, von denen auf diesen Blättern die Rede gewesen ist, ins Grab legen sah, war von Filangieri's Reactivirung einmal die Rede. Es war im Jahre 1831, inmitten der den Kirchenstaat und die Herzogthümer erfüllenden Gährung, als der Polizeiminister Intonti dem jungen Könige Ferdinand II. rieth, unter andern gemäßigten und populären Männern den Fürsten von Satriano zu rufen und ihm das Kriegsministerium anzuvertrauen. Der Vorschlag erschien aber als Revolutionssymptom, und bald sah sich Intonti selbst durch Del Carretto ersetzt, während die Unterdrückung des Aufstandes in Romagna und Marken das Königreich sicherte.

Ferdinand II. saß damals seit wenigen Monaten auf dem neapolitanischen Thron. Einundzwanzigjährig, ohne tüchtige Bildung, ohne Geschäftskenntniß hatte er die Regierung angetreten, im Moment, wo die Julirevolution Italien erschütterte und Bewegungen wie die von 1820 und 1821 hervorzurufen drohte. Vorausgegangen waren sechs Jahre schwacher, und zugleich despotischer Verwaltung seines Vaters, welcher schon durch die Rolle, die er zweimal, erst in Sicilien, dann in den Jahren 1820—21 mit seinem Willen oder wider denselben gespielt hatte, in die Unmöglich=

keit versetzt war, die furchtbaren Schäden zu heilen, welche Revolution und Reaction, Sektenwesen und Parteihaß, Felonie und Servilismus um die Wette erzeugt hatten. Ferdinand II. fand tiefzerrüttete Finanzen, ein Heer, von dem sein oberster Kriegsherr sagte, es sei nur zum Davonlaufen da, eine verkommene Administration, elende Justiz, alle Uebel einer langen Militäroccupation. Es wäre vergebliches Bemühen, seine Fehler, Schwächen, Irrthümer in Abrede zu stellen: was in seinem Lande, so kurz nach seinem Tode, vor sich gegangen ist, würde einen Panegyriker Lügen strafen. Aber abgesehen davon, daß ein jäher Umsturz wie jener, welcher im Jahre 1860 Reich und Königshaus betraf, nicht neu war in Neapels Geschichte, daß es so wenig den Hohenstaufen wie den Aragonesen gelungen ist, das moralische Bewußtsein des Volkes zu heben und somit den öffentlichen Zuständen eine feste Grundlage zu geben, legt die ganze neunundzwanzigjährige Regierung Ferdinand's II. Zeugniß ab von Thätigkeit und festem Willen, die Geschicke von Volk und Land soviel an ihm lag zu bessern, deren Ergebnisse den Blicken Aller klar waren, die während dieser Zeit das Königreich besucht haben.

Wir werden noch sehen, wie Filangieri den König und sein Thun beurtheilt. In seinem Urtheil deutet er jedoch nur leise auf den Umstand hin, der namentlich in Ferdinand's letzten zehn Regierungsjahren das Unheil, das unmittelbar nach seinem Tode hereinbrach, großentheils verschuldet hat. Die Selbständigkeit, welche der junge Monarch bald gewann, artete bei dem ältern Manne in die Angewöhnung einer Selbstregierung aus, die ihn mehr und mehr bloße Werkzeuge brauchen ließ. Ein Irrthum — ich wiederhole was ich nicht lange nach des Königs Ableben schrieb — der mit den Jahren zunahm und nach den traurigen Erfahrungen von 1848 sich in dem Grade steigerte, daß Armee wie Ver-

waltung sich mit unfähigen Leuten füllten, die in Momenten der Noth weder Stütze noch Hülfe sein konnten. Ein zwiefacher Irrthum, indem bessere Kräfte, beiseite geschoben und durch Nullitäten ersetzt, entweder in schwerertragener Unthätigkeit sich verzehrten, oder der Opposition zugute kamen, und somit theils gar nicht, theils schädlich wirkten. Ein anderes Uebel noch entsprang daraus. Es war des Königs geringe Meinung von seinen eigenen Werkzeugen und infolge derselben die Steigerung des in seinem Wesen liegenden Mistrauens, das nicht selten den rechten Weg wie die rechten Mittel verfehlen ließ. So wurde Ferdinand's II. Scharfsinn ebenso wie seine ernsten Bestrebungen häufig neutralisirt; so entsprachen oft die Wirkungen weder den Absichten noch selbst den von ihm richtig getroffenen Vorkehrungen.

Die verhängnißvolle Ueberschätzung eigenen Vermögens und die eigenthümliche Eifersucht gegen jedwede Superiorität vereinigten sich in Bezug auf Filangieri mit dem ererbten Mistrauen, mit welchem der Bourbone den Zögling und Günstling Joachim Murat's betrachtete. Filangieri hätte nützlich sein können. Sein entschiedenes militärisches Talent, seine gute Schule, seine vielseitigen Kenntnisse, sein richtiges Urtheil auch über administrative Dinge, seine Bekanntschaft mit dem Auslande vereinigten sich mit persönlicher Liebenswürdigkeit und Courtoisie, sodaß er der Gunst aller Stände genoß, und die öffentliche Stimme ihn bei manchen Anlässen als den Mann bezeichnete, den man an die Spitze der Verwaltung stellen müsse. Das Volk nannte ihn gern den „Lahmen", wie er denn von seiner schweren Wunde nie vollständig geheilt wurde. Seine gemäßigten politischen Ansichten hätten zur Versöhnung der Parteien beitragen können. Aber es bedurfte dringendster Noth, um Ferdinand II. zu dem Entschlusse zu vermögen, den Vierundsechzigjährigen zu berufen.

VI.

Die bald nach der Wahl Papst Pius' IX. ausgebrochene Bewegung hatte immer weiter um sich gegriffen. Schon im Herbst 1847 war die Gährung in Neapel bedenklich, in Sicilien gefahrdrohend. Am 12. Januar des folgenden Jahres, dem ohne Hehl angesagten Tage, brach der Aufstand in Palermo aus, und in kurzem führte die fabelhafte Kopflosigkeit der höchsten Militärbeamten zum Verluste der ganzen Insel mit Ausnahme der Citadelle von Messina. Diplomatische Verhandlungen blieben erfolglos. Am 25. März wurde das sicilianische Parlament eröffnet, welches am 7. April die Vernichtung aller königlichen Abbilder decretirte, am 13. die Thronentsetzung Ferdinand's II. und die Ausschließung seiner Dynastie proclamirte. Am 11. Juli wurde Ferdinand von Savoyen, Herzog von Genua, zum König Siciliens gewählt. Aber der Erfolg der Revolution war schon in Frage gestellt. In dem Moment, wo in Neapel selbst der Partei, welche die italienische Unabhängigkeit auf ihr Banner geschrieben hatte, alles daran liegen mußte, den König in ihren Interessen und in denen der antiösterreichischen Bewegung, welcher er sich mithandelnd angeschlossen hatte, festzuhalten, nöthigte ihn der Angriff der exaltirten Faction zur Selbstvertheidigung. Er blieb Sieger in dem Straßenkampfe, der am 15. Mai 1848 in den Straßen der Hauptstadt entbrannte. Im Juni wurden die mit sicilianischem Beistande in Calabrien und in der Provinz Salerno organisirten Empörungen von den königlichen Truppen unterdrückt.

Ferdinand II. hatte wieder freie Hand. Nach der Niederwerfung des Aufstandes in Neapel hatte er seine auf dem Marsche nach der Lombardei befindlichen Regimenter zurückberufen. Die Ereignisse schritten rasch. Der Kampf bei Custozza entschied am 25. Juli das Geschick des italienisch-

österreichischen Krieges, der am 9. August mit dem nach General Salasco benannten Waffenstillstande ein Ende nahm. Am 29. desselben Monats erhielt Filangieri mittels eines Erlasses des Kriegsministers, Fürsten von Ischitella, seines alten Waffengefährten, die officielle Nachricht, daß der König ihm den Oberbefehl über die aus Land- und Seetruppen zusammengesetzte Armee übertragen habe, welche zur Expedition nach Sicilien, „zur Wiederherstellung der durch neuerliche Ereignisse gestörten Ruhe der Insel" bestimmt sei.

Das Armeecorps zählte folgende Truppen: 1 Bataillon Carabiniers zu Fuß, die in Calabrien unter den Befehlen General Nunziante's stehende Artillerie mit Ausschluß der in Catanzaro und Cosenza stationirten Abtheilungen, 1 Bataillon Pionniere, 3 Linienregimenter, 5 Jägerbataillone, das 3. und 4. Schweizerregiment. Drei Segelfregatten, 6 Dampffregatten, 2 Dampfcorvetten, 5 kleinere Dampfschiffe, 20 Kanonenboote und 40 kleine Fahrzeuge bildeten die Marine. Am 30. August ging ein Theil der Truppen von Neapel ab; die in Calabrien befindlichen hatten Ordre, sich mit diesen in Reggio zu vereinigen. Es geschah am 1. September. Die Wahl der an der Expedition betheiligten höhern Offiziere war gemäß Filangieri's Vorschlag erfolgt. Die Vorstellungen des französischen Gesandten Grafen Rayneval und des englischen Geschäftsträgers Lord Napier, welche den Abgang der Truppen zu verhindern suchten, blieben fruchtlos.

Die Ereignisse des sicilianischen Feldzugs sind von Schriftstellern jeder Farbe so oft geschildert worden, daß es unnöthig erscheint, hier das Detail derselben zu wiederholen. Es unterliegt keinem Zweifel, daß nach der raschen Einnahme von Messina die Geschicke der Insel bald entschieden gewesen wären, ohne die Intervention Englands und Frankreichs, welche den König zum Aufschub der Feindseligkeiten

bewog, um der aufgedrungenen Mediation freien Lauf zu lassen. In welchem Sinne diese Mediation von den Sicilianern aufgenommen ward, wie die am 23. März 1849 auf der Rhede von Palermo gelandeten Gesandten Temple und Rayneval von Volk und Parlament mit Kriegsgeschrei empfangen wurden, wie der mehrmonatliche Aufschub zu nichts anderm gedient hat, als den Trotz und die Widerstandsfähigkeit der Sicilianer zu steigern und folglich Blutvergießen und Elend zu mehren: alles dies ist bekannt genug.

In den mir vorliegenden Nachrichten über sein Leben beschränkt sich der Sieger, welcher nach den erfolgreichen zu Anfang April am Fuße des Aetna gelieferten Kämpfen vom König den Titel eines Herzogs von Taormina mit ansehnlicher Dotation erhielt, auf folgende kurze Bemerkungen über den Feldzug und die nachmalige Verwaltung Siciliens: „Nachdem ich mittels achtundvierzigstündigen Kampfes am 6. und 7. September 1848 Messina eingenommen, sodann in der Zeit vom 31. März zum 15. Mai des folgenden Jahres mit einem Corps, welches nach Abzug der Garnison von Messina nie über 13000 Mann kampffähiger Truppen zählte, Sicilien wiedererobert hatte, zog ich am letztgedachten Tage in Palermo ein. Am 3. October übertrug mir ein königliches Decret die Statthalterschaft in den Dominien des Faro. Mit der durch den Erlaß mir anvertrauten Civilverwaltung vereinigte ich das Obercommando über die auf der Insel garnisonirenden Truppen wie über den in den sicilianischen Gewässern stationirten Theil der Kriegsmarine.

„Der vollständige Mangel an Uebereinstimmung der Ansichten, welcher sich bald zwischen dem Cavaliere Cassisi, Minister für die sicilianischen Angelegenheiten bei der Person des Königs, und mir kundgab, bereitete mir eine solche Menge von Unannehmlichkeiten und Hindernissen, daß ich

vor Ende des Jahres 1854 wiederholt um Entlassung sowol aus meiner administrativen wie aus meiner militärischen Stellung bitten mußte. Am 12. Januar 1855 theilte mir besagter Minister die Entschließung des Königs mit, durch welche der erbetene Abschied mir bewilligt wurde.

„König Ferdinand hatte die Wahl zwischen Carlo Filangieri und Giovanni Cassisi. Er entschied sich für letztern."

Es ist nicht die Absicht der vorliegenden biographischen Skizze, in das Detail der Verwaltung Siciliens unter dem Fürsten von Satriano einzugehen. Läge selbst das Material vollständiger vor, so würde eine ausführlichere Behandlung dem Maße des Interesses deutscher Leser schwerlich entsprechen. Zur Vervollständigung eines Charakterbildes ist es aber nöthig, auf die Zustände hinzuweisen, in denen die Insel sich befand, als am 15. Mai 1849 die königliche Autorität in der Hauptstadt wiederhergestellt wurde. Wer, wie es mir mehr denn einmal begegnet ist, ein Land unmittelbar nach einer Revolution gesehen hat, welcher hinlänglich Zeit geblieben war, die Regierungsform zu ändern und eine mehr oder minder radicale Faction ans Ruder zu bringen, wird sich nicht darüber wundern, daß im Moment der Restauration die Insel sich in der entsetzlichsten Unordnung befand. Der Krieg mit seinen unzertrennlichen Schrecken und Verlusten hatte zu dieser Unordnung beigetragen: den Grund dazu hatten Revolution, Uneinigkeit, Gewaltmaßregeln, partielle Empörungen, Einmischung von Abenteurern verschiedener Nationen gelegt. Das Verfahren der Bourbonen in Bezug auf die Insel, ihre so oft gebrochenen wie gegebenen Versprechen sollen nicht im geringsten zu rechtfertigen noch zu beschönigen gesucht werden. Andererseits aber hat das Verhalten der Sicilianer, deren separatistische Gelüste selbst der unleugbarsten politischen Nothwendigkeit Anerkennung versagten und versagen, es jedwelcher Regierung,

mochte sie arbiträr oder moderirt sein, nahezu unmöglich gemacht, dauernd geordnete Zustände herbeizuführen. Wer die legislativen Vorkehrungen des Jahrzehnts in Erwägung zieht, welches zwischen Ferdinand's II. Besuch auf der Insel im Jahre 1838 und der Revolution liegt, und den augenscheinlichen Fortschritt betrachtet, dürfte vielleicht zu dem Schlusse kommen, daß die Bewohner von Messina schwerlich im Rechte waren, als sie die Statue des Königs zertrümmerten, wäre sie selbst nicht von Pietro Tenerani's Hand gewesen.

Im Jahre 1841 war das Finanzwesen geordnet worden. Die Staatsschuld, im Betrage von 9 Millionen Ducati wurde mittels einer Amortisationssumme von jährlich 200000 Ducati liquidirt. Die Revolution, welche die Güter der Jesuiten, Liguorianer und andern geistlichen Orden einzog, die Kostbarkeiten der Kirchen sich als Pfänder aushändigen ließ, das Geld aus den Banken nahm, eine Zwangsanleihe ausschrieb, wirthschaftete während 16 Monaten so trefflich, daß zu Ende 1849 die Schuldenmasse sich auf 20 Millionen belief. Sie wurde als fünfprocentige Schuld consolidirt unter Anweisung der Zinsen auf den Ertrag der Grundsteuer. Wie gewöhnlich, war die Revolution im Abschaffen von Steuern großmüthig gewesen, ohne auf die Bedürfnisse der Verwaltung Rücksicht zu nehmen. Die unausbleibliche Folge war die Nothwendigkeit, dem entstandenen Deficit abzuhelfen. Die Mahlsteuer wurde mit einigen Modificationen wieder eingeführt, hingegen erfolgte die Abschaffung von Gemeindesteuern, welche den Ausfall hatten decken sollen. Eine Fenster- und Ladensteuer wurden auferlegt, die Stempelgebühren gesteigert, die im Jahre 1845 abgeschaffte von der Schwefelausfuhr wieder ins Leben gerufen. Ob diese Finanzmaßregeln immer rathsam oder billig waren, mag dahingestellt bleiben. Am 7. Mai, acht Tage vor dem Einzuge

in Palermo, hatte der commandirende General eine Amnestie proclamirt, von der die Chefs des Aufstandes ausgeschlossen sein sollten. Ein neuer, der letzte Kampf hatte das Friedenswerk zu stören gedroht, aber vier Tage später hatte die Proclamation doch ihren Zweck erreicht. Die Zahl der Ausgeschlossenen belief sich auf Vierundvierzig, größtentheils Männer aus den höchsten Ständen, von denen manche, wären sie auch nicht in dieser Kategorie einbegriffen gewesen, von selbst es als Unmöglichkeit erkannt haben würden, in der Heimat zu bleiben.

Auch in nichtitalienischen Geschichtswerken ist die Anklage auf Blutgerichte gegen die restaurirte Regierung erhoben worden. Vielleicht verdienen jedoch, solchen Anklagen gegenüber, die Worte Beherzigung, welche am 20. September 1849 der neapolitanische Ministerpräsident Fortunato an den englischen Gesandten William Temple auf dessen Reclamation wegen Reactivirung der alten Constitution Siciliens richtete: „Alle von dem Fürsten von Satriano seit der Unterwerfung Palermos ernstlich erwogenen und ergriffenen Maßregeln sind unwandelbar von dem Geiste der Menschlichkeit, von dem vollkommenen Vergessen des Vergangenen eingegeben worden. Kein Gedanke der Rache ist dem Gouvernement der Insel in den Sinn gekommen. Keine Execution hat wegen politischer Vergehen stattgefunden: nur gegen Mörder ist das Gesetz streng gewesen und gegen Feinde der öffentlichen Ruhe.“ Ich wüßte nicht, daß ein fremder Diplomat ähnliche Beschuldigungen erhoben hätte. Wenn England an die sicilianische Constitution erinnerte, so könnte man ihm insofern eine Berechtigung zu dieser Beziehung zugestehen, als in den Mediationsversuchen wiederholt auf dieselbe hingedeutet wurde. Aber man darf nicht außer Acht lassen, daß die Mediation der neapolitanischen Regierung aufgedrungen und im Grunde fruchtlos war;

daß diese Regierung, mochte sie gleich Zusagen geben, die sie nicht zu halten dachte, die Wiedereinführung besagter Constitution, welche den neuen politischen Zuständen des Königreichs gegenüber eine vollständige Anomalie, ja eine Unmöglichkeit gewesen wäre, nicht versprochen hat; daß endlich die Erinnerung an die in den Jahren 1812—15 in Sicilien von England gespielte Rolle jede Regierung, die sich selbst achtete, nöthigen mußte, solche Einmischung abzuweisen. Der neapolitanische Minister war somit in seinem vollen Rechte, wenn er dem englischen Gesandten, dessen jüngste Intervention in Sicilien durch Verlängerung des Conflicts schlimme Früchte getragen hatte, antwortete: „Obgleich der König mit Entschiedenheit den Grundsatz geltend macht, daß keinem fremden Gouvernement die Befugniß zusteht sich in die innere Verwaltung eines Staates zu mischen, kann ich doch nicht auf das Vergnügen verzichten, der Regierung einer befreundeten und verbündeten Macht bekannt zu machen, daß Sicilien in diesem Moment vollkommener Ruhe genießt, daß seine Bewohner sich freuen unter den Schutz ihres legitimen Herrschers zurückgekehrt zu sein, und daß, wenn fremde Agenten nicht den gegenwärtig auf der Insel herrschenden Frieden stören, der König sich der gewissen Aussicht hingibt, daß ein unauflösliches Band der Zuneigung und Treue all seine Unterthanen umschlingen wird."

Von Zuneigung und Treue ist in Süditalien kaum, wenn je die Rede gewesen, und so darf man auch den Ausdruck dieser Hoffnung als Phrase auf sich beruhen lassen. Aber in der modernen Geschichte Siciliens zählt die Zeit der Verwaltung Filangieri's gewiß nicht zu den traurigen, und sein Verdienst ist um so höher anzuschlagen, wenn man bedenkt, in welchem Zustande er die Insel fand, wie tief die Gemüther erregt, wie hoch die revolutionären Wogen gestiegen, welche Hoffnungen erregt worden waren, wozu fremde

Einmischung, mit der nicht glücklichen italienischen Mission des übrigens achtungswerthen Grafen von Minto beginnend, nicht wenig beigetragen hatte. Die fünfjährige Statthalterschaft des Fürsten von Satriano auf der Insel, die in dem Sieger einen verständigen, wohlwollenden, umsichtigen, thätigen Verwalter fand, war ein großes Verdienst, nicht nur um das bourbonische Haus, dem er treu diente, sondern um seine Heimat, die er, soviel an ihm lag, vor neuen Uebeln des Particularismus bewahrte, indem er eine Versöhnung anstrebte, deren Aussichten mit seinem Rücktritt ins Privatleben schwanden. Im September 1841 war ich in Florenz Zeuge, wie zu Anfang der dritten jener Gelehrtenversammlungen, welche von Wissenschaft und Literatur handeln sollten und schon sich auf das politische Gebiet zu verirren begannen, ein junger damals völlig unbekannter Sicilianer, der nachmals eine nicht unbedeutende politische Rolle gespielt hat und zu den von der Amnestie 1849 Ausgeschlossenen zählte, Giuseppe La Farina, seine Zuhörer durch eine lebendige und beredte, zu farbenreiche, aber im ganzen wahre Schilderung der verkommenen Zustände der Insel elektrisirte. Jahre wohlthätiger Reformen waren darauf gefolgt, Reformen, von deren Früchten die Umwälzung von 1848 nur zu viele vernichtete. Die neue Verwaltung heilte zahlreiche Schäden. Filangieri hatte sich als Militär in Respect gesetzt: als Administrator erwarb er sich Vertrauen, ja Zuneigung. Gewaltsame Reaction lag seinem ganzen Wesen fern: er war ein zu guter Soldat, um anders als auf dem Schlachtfelde Blut zu vergießen. Er war zu klug, um nicht einzusehen, daß man hier nur durch Mäßigung und Billigkeit die Gemüther gewinnen konnte, ein zu vollendeter Weltmann, um nicht auch im geselligen Leben die Mittel dazu zu finden, zu thätigen Geistes, um nicht das Beste des ihm anvertrauten Landes und Volkes auf mannichfache Weise zu fördern.

Ohne die ihm von Neapel aus in den Weg gelegten Hindernisse würde er noch weit mehr erreicht haben.

VII.

Am 12. Januar 1855 war die Entlassung des Fürsten von Satriano angenommen worden, zwei Monate später folgte ihm Paolo Ruffo Fürst von Castelcicala, bis dahin Gesandter in London. Nicht viel über ein Jahr verging, so erfolgte das Zerwürfniß zwischen der neapolitanischen Regierung und den Westmächten, ein Zerwürfniß, welches im Protokoll des Pariser Friedens seine Genesis, in der Walewski'schen Note an den französischen Gesandten in Neapel Baron Brénier seinen Anfang hatte. „Wir leben der Ueberzeugung", heißt es in dieser Note, „daß die gegenwärtigen Zustände in Neapel wie in Sicilien eine ernste Gefahr für die Ruhe Italiens in sich schließen. .... Es scheint uns unerläßlich, daß die neapolitanische Regierung auf der falschen Bahn, die sie eingeschlagen hat, nicht weiter gehe." Man weiß wie Ferdinand II. antwortete. Zu Ende Octobers wurden die diplomatischen Beziehungen abgebrochen. Anklage und Vertheidigung ließen nicht auf sich warten. In demselben Jahre erfolgten der Mordversuch Agesilao Milano's gegen den König, der Aufstandsversuch Francesco Bentivegna's zu Cefalu an der Nordküste Siciliens. Das Jahr 1857 erlebte die Invasion von Ponza und die Expedition von Sapri. Die gegen Ende 1858 stattgefundenen Gnadenbewilligungen an eine Menge politischer Gefangenen mehrten nur die Zahl der activen Gegner des herrschenden Systems.

Längst herrschten in Neapel große Unbehaglichkeit und Besorgnisse. Man erkannte klar, daß es nur irgendeines äußern Anlasses bedürfe, die Ruhe zu stören und von neuem das aufs Spiel zu setzen, was während Ferdinand's langer

Regierung gewonnen worden war. Auch bei den Anhängern des Königs und der bourbonischen Dynastie wurde die Ansicht immer entschiedener, daß die geringste Gefahr verderblich werden könne, wenn der König in der Abgeschlossenheit und Umgebung verharrte, in die er sich begeben, auf die er, beinahe unzugänglich in seinem Schlosse zu Caserta, sich immer mehr beschränkt hatte. Längst bezeichnete die öffentliche Stimme den Fürsten von Satriano, seiner vorgerückten Jahre ungeachtet, als den Mann, der einen andern Weg einzuschlagen im Stande wäre. Aber Ferdinand II., vom jeher mit entschieden autokratischen Tendenzen, war seit Jahren zu sehr an bloße Vollstrecker seines Willens gewöhnt, um diesen Mann an der Spitze der Geschäfte zu dulden. Was nicht ausbleiben konnte, geschah.

Der Ausbruch des oberitalienischen Krieges und der Revolutionen Toscanas, Parmas, Massa-Carraras fand den König sterbend. Eine Erkältung, die er sich auf der Reise nach Apulien zur Vermählung seines ältesten Sohnes zugezogen hatte, führte ihn am 22. Mai 1859 im Alter von 49 Jahren ins Grab. Frankreich und England knüpften mit dem neuen König Franz II. die Beziehungen wieder an. Was aber der Vater, der zwischen den kämpfenden Mächten Neutralität zu bewahren strebte, mit seiner reifen Erfahrung und Willenskraft vielleicht noch zurückzuhalten im Stande gewesen wäre, brach ohne Rettung über den Sohn herein, den dieser Vater von allem, was Geschäfte hieß, entfernt gehalten hatte. Schon hatten die Demonstrationen zu Gunsten Piemonts und der italienischen Unabhängigkeit in Neapel begonnen, als der junge Monarch sich im Juni dieses Jahres zu einer Modification des Ministeriums entschloß und den Fürsten von Satriano als Präsidenten und Kriegsminister an dessen Spitze stellte. In dieser Stellung verharrte derselbe bis zu Ende Februar 1860, wo er die erbetene Entlassung und

den Fürsten von Cassaro, Antonio Statella, zum Nachfolger erhielt, denselben, welchem vor 20 Jahren die bekannte sicilianische Schwefelfrage Ferdinand's II. Ungnade zugezogen hatte.

Filangieri's achtmonatliches Ministerium ist der Katastrophe, welche den Thron der Bourbonen in Süditalien umstürzte, fast unmittelbar vorausgegangen. Leicht erklärlich ist es somit, daß dasselbe von zwei Seiten heftig angefochten ward, von den Vertheidigern des alten Systems wie von den Anhängern Piemonts und der italienischen Einheit. Ich will hier nicht untersuchen, ob es ihm, wenn er auch größere Energie an den Tag gelegt, oder, worauf es hier wol vor allem ankommt, einen Boden vorgefunden hätte, auf dem er festen Fuß fassen und Selbständigkeit des Handelns im Verein mit den nöthigen Mitteln und mit der gehörigen Zahl zuverlässiger und talentvoller Gehülfen entwickeln konnte, möglich gewesen wäre, der vom Norden Italiens her in jeder Weise vorbereiteten und eingeleiteten Umwälzung die Spitze zu bieten. Ich beschränke mich darauf anzuführen, was er mir fünf Jahre nach seinem letzten Uebertritt in den Ruhestand über die beiden Könige schrieb, denen er, von beiden glaube ich wider ihren Willen gerufen, mit ungleichem Erfolge gedient hat:

„Im Jahre 1830 zur Regierung gelangt, legte Ferdinand II. einen Scharfsinn und eine Besonnenheit an den Tag, welche über sein jugendliches Alter hinausgingen. Statt in die Fußstapfen seines Vaters zu treten, ließ er sich angelegen sein die Gemüther zu versöhnen, und beschloß an Stelle von Maßregeln, deren Ergebniß nur die Scheidung der Nation in eine der Regierung geneigte, in eine andere ihr feindliche Partei sein konnte, Vorkehrungen zu treffen, denen jede reactionäre Tendenz fern lag. Unglücklicherweise wirkten verschiedene Umstände zusammen, ihn von dieser Bahn hinwegzudrängen. Die politischen Ereignisse in

Frankreich, die ausgesprochene Feindseligkeit Lord Palmerston's welcher Russell und Gladstone nicht fremd blieben, die Wendung der Dinge in Piemont, andere Ursachen, welche auf den öffentlichen Geist im Lande, namentlich in den beiden Hauptstädten verderblich einwirkten und wesentlich von außen her gefördert wurden, trugen die Schuld daran, daß die Regierung des Königs, mehr und mehr von Verdacht erfüllt, zu Ausnahmsmaßregeln, erst der Wachsamkeit dann der Strenge hinneigte. Auf Seiten derjenigen, denen die Ausführung solcher Maßregeln obliegt, sind Irrthümer, Parteilichkeit, Ungerechtigkeit unvermeidlich. Die französische und englische Presse, die Satelliten Mazzini's wie die Emissare Cavour's haben Irrthümer und Fehler zur Erreichung ihrer Zwecke um die Wette übertrieben.

„Die insurrectionellen Bewegungen des Winters und Frühlings 1848 erschienen dem Könige als monstruöse Undankbarkeit, denn er lebte im vollen Glauben, so regiert zu haben, daß er seitens der Völker Beider Sicilien Erkenntlichkeit und Zuneigung verdiente. Die nachtheiligen Folgen, unter denen die Unterdrückung der kurz vorher ertheilten Verfassung in erster Reihe steht, blieben nicht aus. Die Regierung nahm in fortschreitendem Maße einen Charakter an, der ihr die Gemüther entfremdete, denn alles empfand den Druck des Verdachtes und Mistrauens, die das Haupt des Staates beunruhigten, und die Härte der Maßregeln, die davon unzertrennlich sind. Während die Dinge sich bei uns in solcher Weise entwickelten, ließen die constitutionelle Bewegung in Piemont und die Verbindungen der Hunderte neapolitanischer und sicilianischer Ausgewanderter und Verbannter, die sich dort unter den Schutz des allmächtigen Ministers begeben hatten, welcher bekannte, er habe zwölf Jahre lang conspirirt, revolutionäre Versuche so in den Festlandprovinzen wie in denen jenseit des Faro unvermeidlich

erscheinen. Inmitten der großen durch die Ereignisse des Frühlings 1859 veranlaßten Aufregung endigte das Leben Ferdinand's II., dessen lange Regierung unter glücklichern Auspicien begonnen hatte.

„Sein Nachfolger Franz II. nahm nach eben zurückgelegtem Jünglingsalter das Steuer in die Hand, umringt von Schwierigkeiten und Gefahren, welche zu besiegen die reifste Erfahrung und größte Gewandtheit nicht im Stande gewesen wären.

„Von Ministern, Hofleuten und Offizieren umgeben, denen sein verstorbener Vater Vertrauen geschenkt hatte, hielt der von Pietät gegen dessen Andenken erfüllte junge Herrscher diese für die tauglichsten Männer, welche das Land ihm bieten konnte. Somit beschloß er nicht blos sie in ihren verschiedenen Stellungen zu belassen, sondern verkündigte dies auch in den ersten Tagen seiner Regierung durch eine Proclamation, welche als Act kindlicher Liebe lobenswerth, für seine Interessen wahrhaft verderblich war. Denn als das Volk, dessen Pflichtgefühl geschwächt, dessen Anhänglichkeit durch die erwähnten Anlässe untergraben war, vernahm, der neue König denke auf der von seinem Vorgänger verfolgten Bahn weiter zu schreiten, schwanden die von der großen Mehrheit genährten Hoffnungen, welche einen Wechsel in den Personen der Räthe der Krone, Concessionen im constitutionellen Sinne, geringstenfalls Acte der Milde erwarten ließen, wie sie von Ferdinand II. in seinen frühern, vom letzten Decennium so verschiedenen Regierungsjahren ausgeübt worden waren.

„Eine zahlreiche und lärmende ultraliberale Kundgebung, während deren man nicht müde ward, Piemont und die Constitution hochleben zu lassen, zerstörte in den ersten Junitagen die Illusionen des jungen Herrschers. Noch schmeichelte er sich aber durch einen Personenwechsel im Ministerium

wieder einbringen zu können, was er durch die Erklärung, dem vom Vater befolgten System treu bleiben zu wollen, verloren hatte. Nicht im Kriege blos, auch in Zeiten bürgerlicher Aufregung sind die günstigen Momente flüchtig. Nicht ungestraft läßt man sie verstreichen. Hätte man sogleich nach Ferdinand's II. Tode das Ministerium in seiner Gesammtheit geändert und eine Modification des politischen Systems in Aussicht gestellt, so ist es zweifellos, daß der König, den das Volk nur den Sohn der Heiligen (il figlio della Santarella) nannte, den neuen Räthen der Krone die Möglichkeit bereitet haben würde, sich mit Frankreich und England oder wenigstens mit einer dieser Mächte zu verständigen, und mit Piemont zum Abschluß eines Vertrages zu gelangen, welchen damals der Graf von Cavour ernstlich wünschte. Alles berechtigt zum Glauben, daß in solchem Falle Franz II. heute noch auf dem Thron seiner Vorfahren, wenigstens auf dem Thron Neapels sitzen würde, hätten britische Intriguen ihn an der Behauptung Siciliens gehindert.

„Am 9. Juni 1859 wurde ich zur Präsidentschaft des Ministeriums berufen, womit ich das Kriegsdepartement vereinigte. Da meine zerrüttete Gesundheit und meine 77 Jahre mir nicht mehr die Aussicht gewährten, meinem Könige und Vaterlande nützliche Dienste leisten zu können, bat ich wiederholt um meine Entlassung, die mir endlich am 16. März 1860 bewilligt wurde. So trat ich in das Privatleben zurück, indem ich aufrichtige Wünsche für des jungen Monarchen Wohl und Glück an den Lenker der menschlichen Geschicke richtete."

Am 11. Mai 1860 landete Garibaldi bei Marsala und griff mit tausend Mann eine Insel an, welche mit 20000 Bewaffneten besetzt war. Bei der Nachricht von dem Einfall der Rothhemden berief der König den Fürsten

von Satriano und gab ihm seine Absicht kund, ihn mit ausgedehnten Vollmachten nach der Insel zu senden, in der Ueberzeugung, daß er dieselbe ihm erhalten werde, wie er sie seinem Vater wiedererobert hatte. Aber der Gerufene lehnte entschieden ab. Er sagte, gewiß mit Recht, sein hohes Alter und sein Gesundheitszustand (er litt wieder sehr an der alten Wunde) setzten ihn außer Stand, sich den Mühseligkeiten eines neuen Feldzugs zu unterziehen. Schwerlich machte er sich auch Illusionen über die öffentlichen Zustände, über die Stimmung, wie sie seit seinem Rücktritt von der Verwaltung der Insel mehr und mehr sich kundgegeben hatte, über die Verfassung des Heeres, welches seinen nach seiner eigenen Erfahrung zuverlässigsten Bestandtheil, die Schweizertruppen, verloren hatte, über das Maß des Vertrauens, das man mehr als einem der Führer in der Stunde der Gefahr zu schenken berechtigt war. Um seine Ansichten in Betreff der zu treffenden Maßregeln befragt, schlug er am 15. Mai dem Könige Folgendes vor: Augenblickliche Sendung von Verstärkungen nach Messina und ausreichende Verproviantirung des Fort von Palermo wie desjenigen von Termini; Zusammenziehung der Truppen zu Caltanisetta als dem Mittelpunkt der Insel, welcher die Möglichkeit, nach allen Seiten hin zu operiren, gewähren würde; Verlegung des Sitzes der Regierung nach Messina oder Catania, von wo aus, unter Verheißung einer Amnestie und Suspension der Mahlsteuer, die Concessionen verkündet werden sollten, welche man zur Befriedigung der Massen erforderlich erachten würde. Dann erst sollten die militärischen Maßregeln zur Unterwerfung der empörten Ortschaften ihren Anfang nehmen. Unterdessen sollte man in Neapel mit dem französischen Repräsentanten zum Zweck der Erlangung einer Garantie unter Voraussetzung eines politischen Systemwechsels Unterhandlungen anknüpfen. Im Fall ungenügender

Antwort sollte man sogleich einen hochstehenden Mann an Kaiser Napoleon senden. Zuletzt empfahl Filangieri die sofortige Rückberufung des Fürsten von Castelcicala und seine Ersetzung durch einen Sicilianer, General Ferdinando Lanza.

Die Geschichte des Garibaldi'schen Feldzugs findet nur in den spanischen Expeditionen des 16. Jahrhunderts in Amerika ein Gegenstück. Am 16. Mai war General Lanza als Alter ego des Königs in Palermo, wo er von den Filangieri'schen Vorschlägen nichts ausführte und am 6. Juni mit dem Feinde die Convention schloß, welche den Verlust der Insel besiegelte. Am 28. Juli capitulirte Messina mit Ausnahme der Citadelle, welche aber die Stadt nicht ferner molestiren sollte. Am Morgen des 20. August landete Garibaldi an der Küste Calabriens bei Reggio. Am Abend des 6. September verließ der König Neapel, wo am folgenden Tage der Dictator Siciliens, von dem bisherigen Minister des Innern und der Polizei Liborio Romano empfangen, seinen Einzug hielt. Tausend Mann hatten ein Königreich von über 9 Millionen Seelen mit einer Armee von 140000 Mann, einer Flotte von 120 Fahrzeugen und über 800 Geschützen erobert. Die durch die nachmaligen Kämpfe am Volturno gebotenen Chancen verdoppeln die Schuld der Generale, welche, mochte Muthlosigkeit oder Verrath im Spiele sein, den König vermocht hatten, ohne Schwertstreich die Positionen bei Salerno aufzugeben und die Hauptstadt zu räumen.

Gleich einem großen Theile der Aristokratie hatte auch der Fürst von Satriano Neapel verlassen. Die ihm mit dem Titel von Taormina verliehene Dotation war vom Dictator Siciliens alsbald aus dem großen Buch gestrichen worden, ein empfindlicher Verlust, da sein Vermögen nicht bedeutend war. Er verweilte längere Zeit in Toscana, wo er und

seine Familie von jeher in zahlreichen Beziehungen gestanden waren, wo sein Sohn auf der pisaner Hochschule studirt hatte.

Um Neujahr 1862 sah ich ihn zuletzt in Florenz, nachdem ich seit dem Frühling 1850, wo er mich in Palermo aufs freundlichste empfing, nicht mehr mit ihm zusammengetroffen war. Der Contrast zwischen ehemals und jetzt war groß. Der Mann, welcher damals von dem mächtigen Palaste der Normannenkönige aus auf die weithin nach dem Meere sich erstreckende schöne Hauptstadt des schönen Landes blickte, das er erorbert hatte und lenkte, war nun ein Verbannter. Er war leidend, aber Klarheit und Frische des Geistes, die seltene Anmuth und Liebenswürdigkeit des Umganges waren durch seine 78 Jahre nicht geschmälert. Er sprach, ohne Bitterkeit, aber ohne rechte Hoffnung, von den Ereignissen und Zuständen in seiner Heimat. Die Bourbonen schienen ihm, wenigstens in Sicilien, sehr geringe Chancen zu haben; aber er meinte, wenn es Piemont auch gelinge, ganz Italien wirklich zu vereinigen und zu beruhigen, dürfe es sich der Insel doch nicht vergewissert halten.

Im Frühling 1820 hatte Carlo Filangieri sich mit Agata Moncada, Tochter des Fürsten von Paternò, vermählt, dessen Familie einen in der Geschichte des italienischen Südens wohlbekannten, in der Geschichte Kaiser Karl's V. oft genannten Namen trägt. Er hatte einen Sohn und drei Töchter, Gaetano, heute Fürst von Satriano, Carolina, Giovanna, Teresa, in die Häuser Guevara Suardo, Serra Gerace, Ravaschieri-Fieschi verheirathet als Herzoginnen von Bovino, Cardinale, Roccapiemonte, und Zierden der neapolitanischen Gesellschaft, in welcher namentlich letztere durch Geist und Talent wie durch seltene Anmuth der Sitte glänzt, und von sicilianischer Mutter geboren, während der Verwaltung Siciliens durch ihren Vater das Ihrige dazu beitrug, die öffentliche Meinung zu gewinnen.

Er starb in der Villa von San-Giorgio Cremano bei Portici, am Fuße des Vesuvs, am Strande des Meeres, dreiundachtzigjährig, am 10. October 1867. Je ärmer das südliche Italien an Kriegstüchtigkeit und Kriegsruhm ist, um so mehr verdient Carlo Filangieri, der mit militärischem Talent und unerschrockener Bravour die Gaben des Staatsmannes vereinigte, ein Blatt in der Geschichte. Aber auch sein Leben ist eins der traurigen Beispiele, wie die politischen Parteiungen, die sein schönes Vaterland von jeher zerrissen, zur wehrlosen Beute von Eroberern gemacht, sein sittliches Bewußtsein geschwächt haben, bis auf unsere Tage das Hinderniß rechter und ersprießlicher Benutzung vorhandener Kräfte gewesen sind.

Das Project einer süddeutschen Republik im Jahre 1800.

Von

Karl Theodor Heigel.

Der nachfolgende Aufsatz wurde im Frühsommer dieses Jahres geschrieben, lediglich in der Absicht, das wenig bekannte räthselhafte Project zur Gründung einer süddeutschen Republik im Jahre 1800 aus unbenutzten Quellen näher zu beleuchten; denn enthüllt wird es auch diesmal nicht. Durch die weltgeschichtlichen Ereignisse, welche sich inzwischen vollzogen, gewinnt aber der behandelte Gegenstand ganz von selbst ein unmittelbares Zeitinteresse. Das Thatsächliche, soweit es der Verfasser zu erzählen weiß, zeigt freilich den republikanischen Plan mehr in der Gestalt einer bloßen Seifenblase als eines ernstlichen Unternehmens. Die im dritten Abschnitte gegebene Analyse der bezüglichen Flugschriften hingegen enthüllt uns eine verhaltene Kraft und Leidenschaft der im deutschen Süden verspätet ausklingenden französisch-republikanischen Sympathien, welche nicht unterschätzt werden darf. Ganz ungesucht drängt sich dabei die Parallele mit der Gegenwart auf; nur erscheint heute fast alles umgekehrt wie damals. Und in dieser Umkehrung erkennen wir freudig den gewaltigen Fortschritt, welchen die deutsche Nation seit siebenzig Jahren gewonnen hat.

W. H. R.

I.

Die Briefe der Zeitgenossen geben Zeugniß davon, wie zündend und heftig sich die Nachwirkungen der Französischen Revolution über Deutschland ausdehnten. Schon im December 1789 schrieb Johannes von Müller an Stockar von Neuforn: „Nichts ist in diesem Augenblicke wankender als das System selbst der sichersten Höfe!“ Die ersten Signale wurden nicht blos von Abenteurern, sondern selbst in gemäßigten Schichten der Gesellschaft mit offener oder schlecht verhehlter Befriedigung begrüßt. Das Jahrhundert des absolutistischen Regiments hatte allenthalben entzündbaren Stoff angehäuft und um so mehr wurde deshalb durch den geistigen Aufschwung der letzten Jahrzehnte ein ungeduldiges Streben nach idealer Verbesserung wach gerufen. Ein Blick auf die damals beliebtesten Literaturerzeugnisse zeigt, daß selbst die übertriebenste Darstellung der Misbräuche und Mängel in den bestehenden Verfassungen auf ein empfängliches Publikum rechnen durfte.

Der weitere Verlauf der Revolution dämpfte dieses Frohlocken, die empörenden Verbrechen, die der sociale Umschwung in Frankreich im Geleit hatte, verdunkelten das verehrte Ideal, aber dessenungeachtet gab es noch, als die Revolutionsarmeen über den Rhein kamen, in den deutschen Staaten Parteien, die den Krieg der verbündeten deutschen Mächte als ein frevelhaftes Unternehmen gegen die Unab-

hängigkeit einer freien Nation betrachteten, die siegreichen Fortschritte der französischen Waffen mit geheimem Wohlwollen sahen und selbst zur Unterstützung der Landesfeinde bereit waren. In erster Reihe gilt dies von den rheinischen Staaten, wo die Sympathien für die Revolution sogleich offen hervortraten. Der elektrische Aufruhrfunke eilte durch Städte und Dörfer, Freiheitsbäume erstanden allerorten und dreifarbige Cocarden flogen an die Mützen. Doch bestrebten sich die „Freunde der Freiheit und Gleichheit" nur scheinbar für das Interesse der Volkssouveränetät, in Wirklichkeit waren sie Werkzeuge der französischen Vergrößerungsgelüste. Man mußte es bald fühlen, daß das feierliche Decret vom 22. Mai 1790: „Das französische Volk entsagt auf immer allen Eroberungen!" nur leere Phrase sei. Trotzdem fuhren die Führer der deutsch-republikanischen Partei fort, mit den Fremden zu fraternisiren. Forster fand es dünkelhaft, daß der frankfurter Magistrat sich „gegen die Lichtmasse der Vernunft in der gesetzgebenden und vollstreckenden Gewalt der gebildetsten und aufgeklärtesten Nation des Erdenrundes" auflehnen wollte, und noch am 1. Januar 1798 wurde in Koblenz von der Patriotischen Gesellschaft die Rückeroberung von Mainz durch die französische Republik gefeiert, wobei der junge Görres die Festrede hielt.

Aber auch in den übrigen deutschen Staaten ließen sich Viele durch die schlimmen Früchte des revolutionären Systems an diesem nicht irremachen und hielten kein Opfer für zu hoch, um die Republik zu erringen. In diesem Sinne spricht sich die Flugschrift „Grundlinien zu einer allgemeinen deutschen Republik, gezeichnet von einem Märtyrer der Wahrheit" (Altona und Wien 1797) aus. Andere mochte der Ehrgeiz treiben, denn wenn die bisherige Ordnung aufgelöst und neue Regierungsformen oder wenigstens interimistische Verfassungen geschaffen werden mußten, war Aussicht auf ehren-

volle und einträgliche Stellen geboten. An diesen Enthusiasten für die Grundsätze der Republik fand die französische Armee bei ihrem Erscheinen in Deutschland natürliche Bundesgenossen, und der Glanz ihrer Siege, wie Interesse und Furcht erhielt und verstärkte den Anhang.

Auch in Baiern machten sich in jener Zeit ähnliche Bestrebungen geltend. Erst vor wenigen Jahren brachte K. F. Neumann Mittheilungen[1]) über einen damals vorbereiteten Plan, eine süddeutsche Republik zu constituiren. Da er aber fast ausschließlich auf die Tradition Rücksicht nahm und das durchaus nicht spärlich gebotene Quellenmaterial gar nicht beachtete, erschien mir, zumal ich in ungedruckten Memoiren und Akten werthvolle Aufschlüsse fand, die erneute Untersuchung eine dankbare Aufgabe.[2])

Ein Anhänger der republikanischen Partei im Kölnischen, Michel Venedey, schickt der Erzählung, wie er bei diesen Planen mitgewirkt, eine Schilderung der Zustände in den rheinischen Kurfürstenthümern voraus, die mit folgenden Worten schließt[3]): „Solche Dinge ereigneten sich unter unsern Augen. Konnten wir es hiernach wol sehr bedauern, wenn uns durch die Eroberung der Franzosen die Aussicht eröffnet wurde, in eine neue Verbindung zu treten, deren Grundsätze auf das philosophische, auf das Recht der Vernunft basirt waren?“

Es ist nicht in Abrede zu stellen, daß unter der Regierung Karl Theodor's auch Baiern in eine traurige Lage herabgedrückt worden war. Der lüderlichen Wirthschaft von Günstlingen und Mönchen war es gelungen, ein an natürlichen Quellen des Wohlstandes gesegnetes Land an den Rand des Staatsbankerotts zu bringen und die Verwilderung des Volkes entsprach der Staatslage. Um den Glanz der Residenz zu erhöhen, wurden die größten Summen an Künstler verschwendet, ohne daß die Kunst gefördert ward. Diese

Ausgaben konnten nicht durch die gewöhnlichen Einnahmen gedeckt werden, deshalb waren Staats- und Militärstellen käuflich, ja in Verleihung von wichtigen Aemtern nach Gunst und Willkür ging man so weit, daß im „Staatshandbuch" des Jahres 1799 (also lange vor Mill's Emancipationstheorien) außer erblichen Pflegerstellen auch weibliche Pfleger erscheinen, desgleichen zu Stadtamhof eine Mademoiselle Grenzhauptmauthnerin und zu Burglengenfeld eine wirkliche Oberforstmeisterin, die mit der Leitung zahlreicher Ober- und Unterforstmeister betraut war. Wo das Volk durch maßlose Bevormundung einer von Hofgünstlingen geleiteten Bureaukratie geknechtet wird, ist guter Boden für regierungsfeindliche geheime Verbindungen. So auch hier. Es läßt sich kaum bezweifeln, daß der Illuminatenorden politische Zwecke, deren Tendenz gegen die bestehende Verfassung gekehrt war, verfolgte. Aber die bekannte Illuminatenhetze erfolgte doch hauptsächlich auf Grund der keinesfalls gerechten und ungefärbten Angabe ehemaliger Mitglieder, die ihren Austritt und ihre Anzeige bei Gericht vor dem Publikum zu rechtfertigen hatten.

Mit Max Joseph zog ein besserer Geist in das Land. Der Bürger konnte wieder ruhiger auf die Regierung blicken, denn er wußte, daß es dort am besten Willen nicht fehle. An das Staatsruder trat ein Minister, klug und thatkräftig, wie Baiern noch keinen gehabt hatte, Montgelas.

So rasch jedoch, wie viele wohl wünschten und hofften, konnte die verwahrloste Lage des Staates nicht verbessert werden. Die reichen rheinischen Landestheile waren in Feindeshand. Das Regierungspersonal war unter der vorigen Regierung so zahlreich geworden, daß die obersten Behörden mehr mit den Bedürfnissen des Personals als mit den Bedürfnissen des Landes sich beschäftigen mußten. Das war ein lästiger Nachlaß, mit welchem nicht auf einmal auf-

geräumt werden konnte. Das Militärwesen verschlang ungeheuere Summen, denn unter dem vorigen Regiment war es gleichsam absichtlich darauf angelegt, Baiern gegen das Ausland schwach zu erhalten, um es im geeigneten Moment wie eine ausgedorrte Baumfrucht dem östlichen Nachbar in den Schos fallen zu lassen. Die mit so bedeutenden Kosten verbundene Reorganisation der Armee trug begreiflicherweise nicht dazu bei, die neue Regierung bei den Steuerzahlenden beliebter zu machen. Dazu wurde versäumt, bei neuen Organisationen und Reformen den Beirath und die Mitwirkung der Landstände einzufordern, die sich durch die Selbstherrschaft des an pfälzische Institutionen gewöhnten Montgelas verletzt fühlten. Der dadurch hervorgerufenen Misstimmung ist Ausdruck verliehen in einer Flugschrift: „Neuester Landständischer Bundesbrief mit Erläuterungen.“ Als ein kurfürstliches Rescript an die Generallandesdirection vom 30. Januar 1800 gegen die Verbreitung dieser Schrift strenge Maßregeln anordnete, erschien eine höhnische Beleuchtung des Rescripts, die über den Verfolgungsgeist der neuen Regierung klagt und die einzelnen Artikel einer heftigen Kritik unterzieht. Mit manchen Reformen ging das Ministerium wirklich zu rasch voran und reizte dadurch die sogenannte altbairische Fraction, die ohnehin in den Pfälzern nur „Fremdlinge“ sah. Dagegen war bei andern wegen des Druckes unter der vorigen Regierung so heftige Reformsucht eingerissen, daß ihnen das reformatorische Streben der Regierung weitaus nicht genügte. „Jene Herren“, so schreibt der Geheime Referendar Heinrich von Schenk an Jacobi, „möchten gern sämmtliche Klöster aufgehoben, Religionsgebräuche abgeschafft, die Zehnten verworfen, ein ganz gleiches Abgabensystem ohne alle Rücksicht auf erworbene Rechte eingeführt und selbst die Landesverfassung zur Beschränkung des Adels, der Geistlichkeit und des Fürsten ver-

bessert sehen. Diese übertriebenen Forderungen erregen den Widerstand der Gegenpartei, die nun gegen jede noch so weise Verbesserung mistrauisch wird, weil sie glaubt, es möchte dadurch der Weg zu der gefürchteten Umwälzung gebahnt werden."

In diesen Zwiespalt von Parteibestrebungen sah sich die Regierung verwickelt, als der zweite Coalitionskrieg ausbrach.

Man hatte erwartet, daß der Schützling der preußischen Politik, der vormalige französische Offizier, jetzt Kurfürst Max Joseph, sogleich diese erste günstige Gelegenheit benutzen werde, offen zu den Gegnern des Hauses Habsburg, das ihm seit 20 Jahren sein Erbrecht streitig machte, überzutreten. Aber sei es daß Max Joseph damals wirklich noch den Wunsch hegte, Baierns Verhältniß zum Deutschen Reiche unverletzt zu erhalten, sei es daß die ungünstige Finanzlage das gewagte Spiel eines Bruches mit dem nächsten Nachbar noch nicht als zeitgemäß erscheinen ließ, Max Joseph blieb vorerst in den Geleisen der Politik seines Vorgängers. Durch die Finanznoth des Landes gezwungen, nahm er Hülfsgelder von England in Anspruch.

Der Feldzug hatte für die Reichstruppen den ungünstigsten Verlauf. Die Oesterreicher und Baiern wurden an allen Punkten zurückgedrängt und schon am 30. Mai 1800 wurde München durch ein Gerücht vom Herannahen der Feinde aufgeschreckt. Zwar durchzogen die französischen Truppen noch mehrere Wochen lang das schwäbische Gebiet, am 27. Juni aber hörte man von Dachau her Kanonenschüsse und Gewehrsalven. Die münchener Garnison zog eilig ab, und der Kurfürst verließ mit seiner Familie die Hofburg und begab sich nach Amberg, wo er das ganze Jahr über blieb.

Am folgenden Tage zogen die geschlagenen Oesterreicher und Baiern mit ihren Verwundeten im Sturmschritt durch

die Stadt, die offen und wehrlos dem Feinde preisgegeben war. Und während um 12 Uhr mittags Graf von Meerfeld mit den letzten österreichischen Schwadronen nach dem Gasteigberge marschirte, rückte nur wenige hundert Schritte hinter ihnen eine Abtheilung französischer Reiterei unter Trompetenschall durch das Karlsthor in die Stadt. In einer Broschüre, deren Tendenz allerdings ausgesprochen antiklerikal ist („Beiträge zur Vaterlandskunde Baierns"), wird erzählt, daß auf dem Platze vor dem Rathhause eine große Volksmenge versammelt geblieben sei, die nicht glauben wollte, daß die einziehenden Sieger wirklich Franzosen seien, denn ein Exjesuit hatte eben noch in einer Predigt verkündet, die Mutter Gottes im Herzogspital werde den Feind nicht eindringen lassen. Nach derselben Quelle sah die Mehrzahl der Franzosen gar verwahrlost und unkriegerisch aus, „daß man hätte glauben mögen, ein deutsches Regiment nehme es mit vier solchen auf". Die Pantalons der Soldaten bestanden aus jenem gestreiften Zeug, welches man in den Landstädten zu Fenstervorhängen und Bettüberzügen benutzt, sodaß man deren Ursprung leicht errathen konnte. Die Offiziere waren fast durchgängig sehr junge Leute. „Offiziere wie Gemeine aber waren schon nach wenigen Stunden geputzt, gepudert und parfumirt und säumten keine Minute länger, ihr Glück bei dem münchener Frauenzimmer zu versuchen." Im ganzen verlief alles ordentlich und ruhig, und die Einwohner hatten alle Ursache, mit der Mannszucht der Feinde zufrieden zu sein. Die „Briefe eines französischen Offiziers, geschrieben im Jahre 1800" schildern ausführlich das Leben und Treiben der Franzosen in München:

Die engen Straßen der bairischen Hauptstadt boten seltsame Auftritte. Man sah Soldaten und Offiziere von allen möglichen Farben und Kleidungen; der unansehnliche kleine Volontär von den Linienhalbbrigaden zog neben dem großen, starken Carabinier

zu Pferde her. Hier stand ein Trupp Grenadiere, dort Husaren, Dragoner und Chasseurs, Reiter und Artilleristen. Alles drängte sich durcheinander, man schimpfte und fluchte, oder sang und war guter Dinge. Die Einwohner waren es schon gewohnt, so viel Mannschaft in ihren Straßen zu sehen, obgleich es diese letzten Tage ziemlich arg war und mancher von ihnen Ursache hatte, bange zu sein. Indessen wurde die gute Ordnung doch noch so ziemlich erhalten, und nur dann fand man des Morgens Todte oder Verwundete auf den Straßen, wann die vierte leichte Halbbrigade hier über Nacht gewesen war. Dieses Corps ist wegen seiner Unverträglichkeit mit allen übrigen Truppen der Armee bekannt, es besteht aus der ehemaligen sogenannten Légion infernale, aus lauter Hitzköpfen aus den mittäglichen Provinzen, die, wo sie hinkommen und Garnison finden, sich jedesmal einzeln oder in ganzen Haufen mit ihnen herumschlagen.

Am 30. Juni kam Obergeneral Moreau, zog jedoch nicht in die Stadt selbst ein, sondern begab sich sogleich nach Nymphenburg, wo er in der Zeit seines Aufenthalts alle Mußestunden der Pürschjagd widmete. Die Generale Le Caen, Richard und andere quartierten sich in die Paläste der Adelichen, welche mit dem Kurfürsten geflohen waren, und veranstalteten auf Kosten ihrer abwesenden Wirthe täglich glänzende Bälle und Schmausereien. Aus den Einquartierungsakten geht hervor, daß allein das kurfürstliche Hofkeller- und Küchenamt täglich über 1000 Fl. für Weine und Lebensmittel verausgabte. Doch ließen sich die französischen Gäste auch die edleren Genüsse nicht entgehen, die ihnen die Stadt bieten konnte. Wie Moreau große Vorliebe für die deutsche Literatur hegte, so war der General Desolle ein eifriger Verehrer der deutschen Tonkunst. Auf seinen Wunsch wurde durch die kurfürstliche Kapelle, die einen hohen Ruf genoß, Haydn's „Schöpfung“ aufgeführt, die selten ein begeisterteres Publikum fand als die anwesenden französischen Offiziere. Babo, der bekannte Poet und Hoftheaterintendant, sah sich durch den Enthusiasmus der überrheinischen

Gäste, die sich an Opern gar nicht satt sehen und hören konnten, öfters in drängende Verlegenheit gesetzt. Ihre Verehrung für die bildenden Künste zeigten die Franzosen in etwas eigennützigerm Lichte. Mannlich, damals Director der kurfürstlichen Gemäldegalerie, erzählt in seinen Memoiren[4]) ausführlich von den unangenehmen Besuchen des Commissars Neveu in den Sammlungen. Auch dieser Herr versagte den hier gebotenen Schätzen nicht die gebührende Bewunderung, schrieb aber sogleich auf die Gemälde, die ihm am besten gefielen, mit Kreide: „Republique française", ein Zeichen für die Grenadiere, die den Raub abholen mußten. Vorstellungen bei dem Divisionsgeneral erzielten nur die Antwort: „Es kann nicht die Rede sein von Bedingungen und Schwierigkeiten zwischen Sieger und Besiegtem, der erste befiehlt, der andere gehorcht gutwillig oder weicht der Gewalt!"

Auch die den bairischen Kreislanden auferlegte Contribution von 8 Millionen Livres (nur durch Fürsprache des preußischen Residenten Harnier auf 6 Millionen ermäßigt) erinnerte die Münchener eindringlich an das Verhältniß, in welchem ihre Gäste zu ihnen standen. Aus den wiederholten Aufrufen der französischen Befehlshaber und des Generalhofcommissariats wegen Theilnahme von Privaten an Excessen gegen die Truppen wird ersichtlich, daß die Beziehungen nicht immer so friedlicher Natur blieben, wie die oben berührten Briefe des französischen Offiziers vermuthen ließen. Auch tauchen in den Zeitungen nicht selten Nachrichten auf, daß einzelne Franzosen in den benachbarten Gehölzen todt aufgefunden wurden.

Im September wurde durch Abschluß eines Waffenstillstandes die Hoffnung geweckt, daß der Friede nahe sei, doch vergeblich! Am 28. November sah man von den münchener Kirchthürmen aus nachts in der Richtung gegen Hohenlinden die Wolken blutroth gefärbt von den Wachtfeuern der

beiden zur Schlacht gerüsteten Armeen. Der Kanonendonner am folgenden Tage verkündete den Beginn des Kampfes, und die bald durchziehenden Transporte von Gefangenen die Niederlage der Baiern und Oesterreicher. Das bairische Corps allein hatte in dieser Schlacht den Verlust von 5000 Mann zu beklagen.

Doch gerade auf diese Niederlage baute eine über ganz Baiern verbreitete Partei neue Hoffnungen. Zu der Zahl derjenigen, die im Interesse ihrer revolutionären Grundsätze ein siegreiches Vorgehen der republikanischen Armeen wünschten, kamen nunmehr noch solche, die folgendermaßen urtheilten: „Der Krieg nahm für die Waffen der Legitimität unglücklichen Ausgang, deshalb war er von vornherein ungerecht!"

Es bildete sich eine geheime Verbindung, die in München ihren Hauptsitz hatte. Die Nachforschung in den bairischen Archiven ergab zwar in Betreff derselben ein ungenügendes Resultat. Allein ein Akt des Generalhofcommissariats über münchener Polizeigegenstände [5]) enthielt doch einige Nachrichten.

Unterm 18. August 1800 berichtet Polizeidirector Baumgartner dem in Amberg residirenden Kurfürsten, daß in München insgeheim eine revolutionäre Flugschrift mit dem Titel „Wahrer Ueberblick der Geschichte der bairischen Nation oder das Erwachen der Nationen nach einem Jahrtausend" circulire. Wenige Tage später kam das Hofcommissariat in Besitz dieser Broschüre und eines weitern revolutionären Schriftchens: „Danksagungsadresse von der bairischen Nation an Kurfürst Max IV.", und beauftragte den Hofrath, in Verbindung mit der Polizei den Vertrieb dieser Schrift zu verhindern und auf die Verfasser, Drucker und Verleger zu fahnden. Polizeidirector Baumgartner berichtete, er habe von Haussuchungen bei Buchdruckern und Buchhändlern der gegenwärtigen Umstände halber, die alle auffallende Maßregeln verbieten, Umgang genommen, er höre jedoch allenthalben,

daß die erwähnten Schriften wegen der darin gewagten Aeußerungen gegen die höchsten Personen nur mit Indignation vom Publikum aufgenommen würden. Das Hofcommissariat ordnete sofort jene Haussuchungen bei allen Buchbindern und Bücherverlegern an, die von den betreffenden Justizbehörden vorzunehmen seien. Ein kurfürstliches Rescript vom 28. August überwies aber die fernere Untersuchung der Polizei, die Justizbehörden sollten erst dann angerufen werden, wann gegen gewisse Individuen oder vielleicht ganze Gesellschaften solche Anzeigen sich ergeben hätten, daß über ihre wirkliche Bestrafung eine Frage entstehen könnte.

Von Regensburg aus erstattete Graf Lerchenfeld an das Hofcommissariat Anzeige, daß die Schriften revolutionären Inhalts sich mehrten, er könne folgende namhaft machen: 1) „Ueber Süddeutschland"; 2) „Die süddeutschen Unterthanen über Krieg und Frieden mit Frankreich 1800"; 3) „Die 10 Gebote für Bürger und Bauern in Baiern, 1800"; 4) „Anschlag oder appendix zu allen gegenwärtigen und künftigen Präliminarien 1800"; 5) „Der Bannstrahl des Hofes gegen den neuesten landständischen Bundbrief in Baiern"; 6) „Constitution der Republik Frankreich vom Jahre 8 mit aufklärenden Noten, 1800"; 7) „Danksagungsadresse von der bairischen Nation an Max Joseph 1800"; außerdem zwei geschriebene Pasquille „Max Joseph dem zweiten, Kurfürsten von Pfalzbaiern, in das Ohr und in das Herz gesprochen", und: „Er aber verbarg sich und ging zum Tempel hinaus!"

Mit dieser Anzeige verschwindet die ganze Untersuchung aus den Akten des Hofcommissariats; auch in den Tagebüchern dieser Behörde findet sich darüber keine Spur.

Die ersten bestimmten Nachrichten über die Verschwörung enthüllte dem Publikum eine Flugschrift, die im Jahre 1801 erschien: „Vertrauliche Briefe aus München vom 1. Juli bis 31. December 1800, an einen Freund außer-

halb Baiern geschrieben", deren Inhalt auch in die Broschüre „Beiträge zur Vaterlandskunde Baierns" überging. Der Verfasser der „Vertraulichen Briefe" erzählt, „der dummkatholische Pöbel" in München sei seit der Ankunft des neuen Kurfürsten auf vielfache Weise verletzt worden, insbesondere durch das Abhalten eines evangelischen Gottesdienstes für die „ketzerische" Kurfürstin. Dazu kämen die drückenden Militärabgaben und seit Einrücken der Franzosen die Einquartierungslasten und die Theuerung der Lebensmittel. Durch dies alles sei der Boden für die revolutionären Umtriebe der Clubisten geebnet worden. Diese hätten nun allerlei regierungsfeindliche Lügen ersonnen, „die von Bettelmönchen und einigen tückischen Pfaffen nachgebetet wurden". Eine Hauptrolle dabei spielte die Beschuldigung, daß die vom Kurfürsten in englischen Sold gegebenen Subsidien an allen dermaligen Drangsalen des Landes Schuld trügen. Es wäre auch unzweifelhaft zu einem Aufstande gekommen, „wenn das Demokratisirungssystem von seiten der französischen Regenten noch immer an der Tagesordnung wäre, hätte man nicht etwa Preußens und seiner Alliirten Macht, denen das weitere Demokratisiren in Deutschland unmöglich behagen konnte, fürchten müssen, würden einige geistliche und weltliche, edle bairische Patrioten ihren irregeführten Landsleuten nicht die Augen geöffnet haben". Die Anzeige über die gefährlichen Umtriebe der Clubisten sei zuerst von Franzosen gemacht worden:

„Sie haben", sagte einst der französische Stadtcommandant zu München, Namens Ritay, ein unbescholtener Mann, zu einem meiner Bekannten, „große Schufte in München, die ihren Fürsten und ihr Vaterland gleichmäßig hassen, jenen verderben und dieses in namenloses Unglück stürzen möchten. Die Beweise davon habe ich in meinen Händen. Man hat mir Anträge gemacht, worüber ich erstaunte. Unter diesen Revolutionsmännern zeichnet sich aus ein gewisser B—, ein Mensch eines verruchten Sinnes, unserm

Robespierre nicht unähnlich. Was mich noch mehr ärgert, ist, daß sich unter dieser Rotte Menschen finden, die Euer Fürst reichlich bezahlt." Noch nicht waren die Franzosen in Münchens Mauern, fährt der Verfasser der „Vertraulichen Briefe" fort, als schon der Clubistenchef N. auf Geheiß seiner Maitresse, die im Privatclub den Ton stets anzugeben pflegt, den fremden Gästen Bier, Wein, Liqueur vors Thor entgegenschickte. Andere Clubisten konnten über die Ankunft der Franzosen so wenig ihre Freude mäßigen, daß sie voll Triumphes den Kaffee- und Wirthshäusern zuliefen und den dort Anwesenden die Ankunft der Gallier aufs freudigste verkündigten, mit dem Zusatze: „Nun werde es in Baiern bald besser gehen!" Vorzüglich im B—'schen Garten sei der Hauptsammelplatz der Landesverräther gewesen. Auch verschiedene Flugschriften, „mit Robespierre'scher Wuth und plumper Verleumdungssucht geschrieben", seien von dieser Gesellschaft ausgegangen, und damit sie unter das Landvolk gelangten, habe man sie heimlich auf der Schranne in die Getreidesäcke der Bauern gesteckt. Die Hauptloge war in dem Hause des Barons von H... in der Weinstraße, kleinere Cirkel versammelten sich in mehrern Bürgerhäusern. Einer der thätigsten Clubisten sei ein gewisser B..., ehemals Hofmeister, gewesen; dieser sei oft als Emissar zur Verbreitung der revolutionären Idee in die Landstädte geschickt worden, auch der Kurfürst in Amberg sei von solchen Emissären auf Schritt und Tritt bewacht worden. Das Petschaft, dessen sich diese Missionare der Revolution bedienten, war von der Größe eines Groschenstücks und enthielt drei leere Felder, über welchen ein Mercur schwebt. Der Hauptplan sei ungefähr in folgende Punkte zusammenzuziehen: 1) In engster Verbindung mit den auswärtigen Brüdern zu stehen; 2) auf den Landesherrn und alle redlichen Baiern stets zu lügen und diese Lügen fleißig in französischen Zeitungen abdrucken zu lassen; 3) das bairische Militär zu verführen und nach und nach für sich zu gewinnen, endlich 4) Missionare in den Provinzialstädten zu erhalten, die das Volk nach ihren Absichten leiteten.

Der Herausgeber der „Beiträge zur Vaterlandskunde" scheint den Inhalt der „Vertraulichen Briefe", den er mittheilt, nicht in seinem ganzen Umfange für authentisch zu halten, denn er fügt eine Anmerkung bei, er lege diese Aeußerungen

des Patrioten nur deshalb unverändert vor, um dadurch vielleicht eine Erklärung über die Richtigkeit oder Unrichtigkeit einer für die Ehre der deutschen Nation so wichtigen Erscheinung zu veranlassen; eine solche Erklärung sei um so wünschenswerther, weil wirklich ähnliche, in manchen andern Ländern gefürchtete und verfolgte Revolutionsgespenster als bloße Geschöpfe der Einbildungskraft oder des Parteigeistes sich erwiesen.

II.

K. F. Neumann, der weder die „Vertraulichen Briefe" noch die „Beiträge" kannte, erlangte durch mündliche Mittheilungen Kenntniß von dem Republikproject. Ein Beamter des Medicinalcollegiums, Namens Kraus, und seine Frau, die selbst in das Geheimniß der Verbindung eingeweiht waren, erzählten ihm manche Einzelheiten. Nach ihrer Aussage hatte der Club seine Versammlung in einem Keller in der Weinstraße, wohin auch schwäbische Abgeordnete gekommen seien. Eine geheime Druckerei war dort eingerichtet. Die gedruckten Flugschriften seien von Baron G. von Aretin, von Hazzi und Utzschneider verfaßt worden. Zwei solche Broschüren bezeichnete Kraus namentlich: „Ueber Süddeutschland" und „Wahrer Ueberblick der Geschichte der bairischen Nation oder das Erwachen der Nation nach einem Jahrtausend". Auch sprach Kraus davon, daß die geheime Gesellschaft in Verbindung mit Moreau trat, von ihm jedoch abgewiesen wurde. Neumann erhielt das Versprechen, es würden ihm mehrere Proclamationen des Clubs mitgetheilt werden; Kraus starb jedoch plötzlich, und Neumann konnte nur eines einzigen Schriftchens habhaft werden, das unter dem harmlosen Titel „Die Folgen des Friedens in Baiern. Straßburg im neunten Jahre der Republik" entschieden revo-

lutionären Inhalt verbirgt. Ein Bekannter Neumann's erhielt die Bestätigung der Angaben des Kraus aus dem Munde des vormaligen Premierministers Grafen Montgelas, der ihn auf das künftige Erscheinen seiner Memoiren verwies, wo alle Einzelheiten aufgezeichnet seien. Nach dem Tode des Ministers bat Neumann den Sohn um Mittheilung der hinterlassenen Denkwürdigkeiten, erhielt jedoch abschlägigen Bescheid. Der nämliche Versuch von meiner Seite erzielte kein günstigeres Resultat.

Dagegen glückte es mir, sehr genaue Nachrichten über jene Revolutionspropaganda in einem andern Manuscript, den schon oben angeführten Memoiren des Galeriedirectors von Mannlich, zu finden. Mannlich spielte in dieser dunkeln Episode der neueren bairischen Geschichte sogar eine Hauptrolle, er war „Spion wider Willen".

Unter den Franzosen, die mit Moreau's Armee in München einzogen, befand sich auch ein Neffe Mannlich's, de Vismes, der die Stelle eines Commissars bei der Armee bekleidete. Durch diesen wurde Mannlich mit zwei andern Commissaren bekannt, Sotin, der früher unter dem Regiment des Wohlfahrtsausschusses Polizeiminister in Frankreich war, nach seinem Sturze sich aber mit dieser bescheidenen Stelle bei Moreau's Armee begnügen mußte, und Rochelle, der zu Moreau in freundschaftlichen Beziehungen stand.

Sotin wird als eine bedeutende Erscheinung geschildert. Er war von mittlerer Figur, seine schwarzen, struppigen Haare gingen schon in das Graue über, seine Augen brannten düster, die Gesichtsfarbe war fahl, kurz er war in der äußern Erscheinung ganz „ein Jakobiner, wie sie von den Emigranten geschildert worden waren". Dagegen hatte Mannlich Gelegenheit, den Charakter des Franzosen als durchaus ehrenwerth kennen zu lernen; auch Rochelle wird als ein Mann von frostigem, aber ehrlichem Charakter geschildert.

Da diese beiden Commissare die Gewährsmänner für Mannlich's Angaben sind, so dürfte es angemessen sein, auf die Erzählung Mannlich's über ihr Auftreten in München näher einzugehen.

Rochelle wohnte im Hause des vormaligen zweibrückener Ministers Salabert, der im Gefolge des Kurfürsten nach Amberg mitgezogen war und die Aufsicht über sein Haus einem Freunde, de Boyes, überlassen hatte. De Boyes, vormals General in Diensten Ludwig's XVI., hatte sich bei Beginn der Revolution nach Deutschland geflüchtet und bei seinem alten Freunde Salabert dauernde Aufnahme gefunden. Da es für den royalistisch gesinnten Emigranten begreiflicherweise peinlich sein mußte, den Wirth eines Jakobiners darzustellen, lud er den ihm befreundeten Mannlich zum Diner ein.

Mannlich fand in dem gefürchteten Revolutionär einen Mann von sanfter Physiognomie und anständigem, zwanglosem Benehmen, der wenig sprach, aber immer höflich und zuvorkommend blieb. Nach dem Kaffee entfernte er sich und ließ seinen Wirth mit Mannlich allein. De Boyes, der aus Furcht vor seinem Gaste eine traurige Rolle gespielt hatte, wagte jetzt wieder zu athmen. „Haben Sie bemerkt", rief er, „daß er seinen Bart unter der Kravatte versteckt, das ist das untrügliche Zeichen ihres versteckten Charakters. Trauen Sie ja diesem heißblütigen Jakobiner nicht zu sehr. Er ist der Vertraute Moreau's, der selbst schon, um ihn zu besuchen, in unser Haus kam!" Mannlich hielt den Gast nicht für so gefährlich, gab jedoch der Bitte de Boyes', immer mit ihm und dem Franzosen zu speisen, nach und kam nun alle Tage zum Diner.

Außerdem aber gab es noch zahlreiche Gelage und Bälle, die von den französischen Offizieren auf Kosten der münchener Herren veranstaltet wurden, an denen jedoch Moreau nie theilnahm.

Bei einem solchen Gastmahl, dem auch der Commissar Sotin anwohnte, kam die Rede auf die gänzliche Vernichtung des Handels in Frankreich. Ein General sagte leichthin, die Königin Mode werde diese commerziellen Zustände bald wieder bessern, die Thorheit der Weiber in Europa werde bald nach wie vor Frankreich Millionen einbringen. „Das wäre möglich", warf Sotin ein, „wenn wir noch eine Marie Antoinette auf unserm Throne hätten, Sie werden mich aber nicht glauben machen, daß jemals eine Madame Bonaparte für die Frauen Europas den Ton angeben wird, wenn sie sich auf dergleichen verlegen wollte. Da wir doch nichts erreicht haben, als daß wir die Unterdrücker, die Geiseln der Nationen geworden sind, wäre es für uns hundertmal besser gewesen, wenn wir den milden Despotismus unserer Könige fortertragen, Ketten behalten hätten, die weit weniger drückten als diejenigen, die man uns heute, alles unter dem heiligen Namen der Freiheit, zu schleppen gibt!"

Keiner der anwesenden Franzosen widersprach den heftigen Auslassungen Sotin's, in denen sich der bittere Groll des Republikaners gegen Bonaparte offenbarte.

Kurze Zeit darauf hatte Mannlich Gelegenheit, sich von der Ehrlichkeit Sotin's zu überzeugen. Er hatte bedeutende Requisitionen von Korn und Hafer ausgeschrieben. Die münchener Commission für Verproviantirung der französischen Truppen gab sich alle erdenkliche Mühe, ihn zur Herabsetzung der Leistungen zu bewegen, und bot ihm dafür selbst 200 Louisdor an. Er wies das Offert mit Entrüstung ab und äußerte sich gegen Mannlich, der ihn ebenfalls um Nachlaß anging, er sei der Nährvater von 100000 Mann, die sich in und um München befinden und das Geforderte nöthig haben; wollte er die angebotene Summe annehmen, so würde dies der Bürgerschaft nichts nützen, denn er werde

doch bald abziehen und sein Nachfolger werde rücksichtslos die Forderung erneuern müssen.

Sotin und Rochelle blieben aber auch nach dem Abzuge Moreau's in München zurück, weil sie zur Beaufsichtigung der Magazine bestimmt wurden. Mannlich kam fast täglich mit ihnen zusammen und überzeugte sich immer mehr, daß nicht alle Jakobiner in Wirklichkeit die Tiger seien, wie sie von den Emigranten geschildert zu werden pflegten.

Eines Tages gestand dies Mannlich. Sotin erwiderte: „Das überrascht mich nicht. Man hat uns so viele Grausamkeiten, so viel Ungerechtigkeit, so schreckliche Verbrechen zur Last gelegt, daß wir es jetzt als große Gunst betrachten müssen, wenn man uns überhaupt in anständiger Gesellschaft duldet. Es war eine Gesellschaft von redlichen, gefühlvollen, aufrichtig das Gute anstrebenden Männern, die sich ursprünglich im Jakobinerclub vereinigte. Von dieser Gesellschaft gingen die ersten Reden in der Nationalversammlung aus; was dort gesprochen wurde, war schon vorher bei uns berathen und erwogen worden. Wie bei uns in Frankreich überhaupt alles bald Manier wird, so wurde es auch Mode, Jakobiner zu sein; unser Club vergrößerte sich rasch auf erstaunliche Weise, wodurch alle übrigen Parteien in Schrecken geriethen. Sie schlugen Lärm; da es aber schwer ist, einfache Leute zu verleumden, die keinen andern Ehrgeiz kennen, als das aufrichtige Streben, Gutes zu thun, suchte man uns von einer andern Seite zu verderben, durch uns selbst. Falsche Brüder mischten sich unter uns, und unter dem Vorwande, voll Eifer für unsere Principien zu kämpfen, suchten sie dieselben nun durch Uebertreibungen zu erniedrigen. Anträge, die täglich blutiger, räuberischer und barbarischer wurden, überstürzten sich nun, und um unserm Namen den Fluch der Menschheit aufzubürden, verbrüderte man sich mit der gemeinsten Canaille zur Durchführung

dieser Anträge. Daher die Galgenurtheile, die Metzeleien und die Schreckensherrschaft. Die wahren Patrioten waren bald in unserm Club eine verschwindende Minderheit. Wer sich gemäßigt zeigte, wurde als Vaterlandsverräther gebrandmarkt, und eine Anzahl echter Jakobiner starb auf dem Schaffot. Ich selbst wurde des Hochverraths bezichtigt und eingekerkert. Da in jener Zeit angeklagt und guillotinirt werden ziemlich auf das Nämliche hinauslief, gab ich mich selbst verloren. Nach einiger Zeit holte man mich doch zu einem Verhör ab und ich erschien vor Gericht. Nach etlichen verfänglichen Fragen, die von meinen Richtern gestellt wurden, begann ich selbst zu sprechen. Die Entrüstung und der Schmerz darüber, daß ich sehen mußte, wie mein Vaterland in seinen eigenen Eingeweiden mit greuelhaftem Wahnsinn wühle, machten mich beredt. Das Publikum klatschte mir Beifall zu und rief: Er ist unschuldig, die Anklage ist falsch! Meine Richter hielten es für angemessen, das einstimmige Urtheil der Zuhörer zn bestätigen, ich war frei! Aber nicht alle Gesinnungsgenossen waren so glücklich als ich. Die falschen Jakobiner, die von unsern Gegnern selbst unter uns gemischt wurden, fanden es zu süß, eine zahllose stumpfsinnige Menge nach Willkür zu leiten, sie bedachten in ihrem Wahnwitz nicht, daß dieses nämliche Volk bald auch ihr Henker sein werde. Auch die verschiedenen Parteien sahen sich in ihren Erwartungen getäuscht; ihre Sendlinge, die Jakobiner geworden waren, ächteten und mordeten Adel und Klerus, confiscirten und verpraßten ihr Gut.

„So kam es, daß die wahren Jakobiner des Rufes dieser Schurken theilhaftig wurden. Dies hindert aber nicht, daß die echten Grundsätze der Stifter des Clubs noch immer in Frankreich auf wahre Freunde zählen können, insbesondere bei der von Moreau befehligten Armee, der eine Haupt-

stütze jener edeln Principien ist. Da aber diese Wohlgesinnten sehen, daß Intriguenspiel, Ehrgeiz und militärischer Despotismus bereits die Oberhand gewonnen, wagen sie nicht mehr, ihre Ansichten offen zu zeigen, und begnügen sich, die Republik liebend ins Herz zu schließen, auch jetzt noch, da ihr Ende bevorsteht!

„Ich sah mich einst auf eine der ersten Machtstufen in Frankreich erhoben. Ich war Polizeiminister, und diesem Beamten mußte man wol bei einer so schlimm geleiteten Revolution, wie es die unsere war, fast unbegrenzte Gewalt einräumen. Mein Name ist durch den 18. Fructidor berüchtigt geworden. Die Emigranten, die ich nicht liebe, da sie ihren König, dem sie doch treu ergeben zu sein vorgaben, feig verließen, hatten Ursache, mit mir unzufrieden zu sein, und verlästerten also meinen Namen.

„Aeußere Kriege waren nothwendig geworden, um dem innern Kriege ein Ende zu setzen. Man erklärte der Welt den Krieg. Unsere Erfolge schmeichelten nur zu sehr der Eitelkeit der Franzosen, die bald in ihrem Wahn Gut, Blut und selbst die Freiheit opferten, um sich dem Despotismus zu überliefern.

„Ein Mann von meiner Denkungsart, die ich in keinem Augenblick das Lebens verhüllt habe, paßte nicht zu Leuten, die sich schon heimlich um die bunten Lappen des Königthums stritten und das Volk aufs neue zu verführen strebten. Ich wurde von dem Platze entfernt, der zu wichtig war, als daß ich dort den künftigen Tyrannen nicht hinderlich hätte werden können. In Moreau's Armee erhielt ich eine Stellung als Commissar. Bei Moreau finden sich alle wahren Patrioten, alle echten Jakobiner zusammen, und ich kann sagen wie Cato: Rom ist nicht mehr in Rom, es ist da, wo ich bin!"

Gerade dieser sittenstrenge Republikaner machte Mannlich zuerst auf das versteckte Treiben der Gesellschaft, die sich

mit Umsturzideen trug und in Baiern bereits Boden gewonnen hatte, aufmerksam.

Als Sotin von Mannlich Abschied nahm, weil nach geschlossenem Frieden auch seine Geschäfte in München beendigt waren, zog er ihn auf die Seite und sagte: „Ich weiß, daß Sie Ihrem Kurfürsten eifrig ergeben sind. Ich habe über den Charakter und die Regierung dieses Fürsten Erkundigung eingezogen, es ist mir das Beste über ihn gesagt worden. Das hat mir Achtung vor seiner Persönlichkeit eingeflößt. Gerade deshalb aber darf ich Ihnen nicht verhehlen, daß es unter der hiesigen Bevölkerung und sogar unter denen, die im Dienste des Kurfürsten stehen, nicht an solchen fehlt, die auf das Verderben des Fürsten sinnen und um jeden Preis dieses Land in Aufruhr hetzen wollen. Diese Thoren! Sie wissen nicht, was das heißt! Um es zu kennen, muß man die Schreckenszeit durchlebt haben, wie wir. Wenn sie es übrigens wirklich durchsetzen, den Pöbel zum Aufstand zu bringen, so lassen Sie es mich wissen und, weiß Gott, ich, der Jakobiner, der Feind aller Despoten, werde kommen und will mich für jenen Fürsten schlagen, weil er mir zu sein scheint, was ein König sein muß: Der Vater seines Volkes!"

Mannlich legte auf diese Aeußerung keinen Werth und hielt die münchener Verschwörung für ein Phantasieproduct, denn kein Merkzeichen deutete auf Unruhen, kein Lüftchen kündigte diesen Sturm an.

Rochelle mußte länger als Sotin in der bairischen Hauptstadt bleiben, weil er mit dem Verkaufe der überflüssigen Pferde und Wagen betraut war. De Boyes war durch den längern Umgang mit ihm durchaus von seiner Abneigung bekehrt worden. Ja, als so viele tausend Franzosen in die Heimat zurückkehrten, beschlich auch ihn das Heimweh, um jeden Preis wollte er die „einzige" Stadt

wiedersehen! Rochelle vermittelte, daß der alte Emigrant den Paß eines Offizierbedienten erhielt, sodaß der ehemalige General in der Livree eines Jakobiners nach Paris zurückkehren konnte. Er starb dort in seinem Hause, ohne daß man ihn je beunruhigt hätte.

Nach dem Friedensschlusse kehrte auch der Exminister Salabert in sein münchener Hotel zurück, wo Rochelle einquartiert war. Salabert war zu jeder Zeit ein begeisterter Verehrer der „großen Nation" gewesen, diese Verehrung hatte ihm sogar vor wenigen Jahren nach der Rückeroberung Manheims durch die Oesterreicher mehrere Monate Haft zugezogen. Er trat zu Rochelle rasch in ein freundschaftliches Verhältniß, und Mannlich fehlte nie als dritter bei den pikanten Gelagen des gastfreundlichen Hauses.

Als Rochelle seine Geschäfte beendigt hatte und sich zur Rückkehr nach Paris anschickte, bat er Mannlich um eine Unterredung unter vier Augen. Mannlich war nicht wenig erstaunt, als er inne wurde, daß auch das Thema dieser Unterredung mit den Abschiedsworten Sotin's übereinstimmte. Rochelle sagte zu ihm:

„Ich glaube der aufrichtigen Freundschaftsgefühle wegen, die Sie mir eingeflößt, Ihnen ein vertrauliches Geständniß zu schulden. Deshalb will ich Sie in Kenntniß setzen, daß Ihr Baiern reif ist zur Revolution, die nur von den unglücklichsten Folgen begleitet sein kann. Was ich Ihnen anvertraue, beruht nicht blos auf Verdacht oder vagen Gerüchten. Eine Verschwörung besteht wirklich, ich kenne Namen und Rang der Verschworenen, ich kenne ihren Plan und die Mittel, deren sie sich bedienen wollen.

„Gäbe es nicht Leute unter ihnen, die nur verführt wurden, die schlicht und ehrlich des Glaubens sind, daß die Freiheit ihrem Vaterlande nur Glück bringen werde, so würde der General Moreau sie als Treulose und Undankbare dem

Kurfürsten ausgeliefert haben. Denn wenn Sie die Liste der Verschworenen sehen könnten, würden Sie an der Spitze sehr bekannte Namen finden, die Sie am allerwenigsten darauf vermuthet hätten.

„Kurz nach unserm Einzuge in München ließ sich in aller Stille bei General Moreau eine Deputation anmelden, die ihm Geheimnisse von größter Wichtigkeit mitzutheilen habe. Er empfing sie und hörte sie an. Sie eröffneten ihm den Plan, auch Baiern solle nach dem Beispiel Frankreichs das Joch der Tyrannei abschütteln, und sich als Republik unter dem Schutze der französischen Republik constituiren. Dankbar werde dann der neue Tochterstaat keine andern Freunde und Feinde mehr haben als diejenigen Frankreichs. Dem Kurfürsten und seiner Familie sollte die Rückkehr nach Baiern abgeschnitten werden. Moreau bemerkte darauf, es sei durchaus keine leichte Sache, an Stelle eines gestürzten Regiments eine Republik zu setzen, die wirklich im Stande, das Volk glücklich und frei zu machen; dazu müsse man zuverlässige Mittel vorbereitet haben und redliche, aufgeklärte Männer seien nothwendig, die das Staatsruder so geschickt zu leiten verständen, daß der Anarchie, die hundertmal schlimmer als der früher ertragene Despotismus, vorgebeugt werde. Die Abgesandten gaben nun einhellig dem General die Versicherung, es sei bereits alles im voraus berechnet, seit langer Zeit seien die nöthigen Vorkehrungen getroffen. Es gebe nicht Einen Flecken in Baiern, wo nicht geeignete Leute in das große Unternehmen eingeweiht seien und vollkommen bereit und gerüstet, zur That zu schreiten, falls die französische Republik den Plan billige und Unterstützung gewähre. Als Moreau einsah, daß diese Leute wirklich einen festen Plan geschmiedet, gab er ihnen den Rath, sie sollten sich die Sache nochmal reiflich überlegen, und fügte in artigster Weise die Bemerkung bei, er sei nach

Baiern geschickt worden, um den Feind zu schlagen, nicht aber um dort eine Republik zu gründen. Nachdem die Deputation sich entfernt, gingen wir die Liste der Verschworenen, die sie dem General überreicht, durch und fanden eine überaus große Anzahl von Namen. Wenn diese guten Leute wüßten, sagte der General, was eine Revolution bedeutet, wie wir es erfahren haben, würden sie sicherlich nicht so eifrig sein, ihr Land zu revolutioniren!

„Zwei Tage darauf kamen die nämlichen Männer wieder und übergaben die Liste der Mitverschworenen in den Landstädten. Sie hoben auch hervor, welch großen Vortheil Frankreich aus dem engen Anschluß Baierns ziehen werde, weil dadurch eine starke Schutzwehr gegen den natürlichen Feind der Republik, das Haus Oesterreich, geboten wäre. Sie wurden jedoch von Moreau mit demselben Bescheide wie früher abgewiesen.

„Hartnäckig an ihrem Projecte festhaltend, suchten sie nun meine Gunst zu gewinnen, damit ich ihre Sache bei Moreau vertrete. Sie führten mich in ihren Club ein, der zahlreich besucht war. Unter den Mitgliedern waren einige aufgeklärte Köpfe, die für die Freiheit und die öffentliche Wohlfahrt begeistert, gleichwol vor jedem gewaltsamen und blutigen Mittel zurückschreckten, wahre Jakobiner, die dieses Namens würdig. Andere aber, die sich in endlosen Reden ergingen, scheuten keinerlei Bedenken. Eine kleine Anzahl von Männern, die unter sich selbst abgeschlossen schien, gab sich alle Mühe, mich von den Vortheilen zu überzeugen, die der französischen Republik durch den dankbaren Anschluß des befreiten Baierns geboten wären. Einer von ihnen, der alle andern mit Wink und Wort leitete, verbreitete sich besonders schlau und beredt über diese Seite der Angelegenheit, ich glaubte einen unserer Straßenredner zu sehen und zu hören, die das gute pariser Volk zu allen Schreckens-

thaten zu bearbeiten wußten. Die Antworten, die er mir auf mehrere Fragen gab, bestätigten meine Ansicht über ihn; ich erkannte ihn und nenne ihn Euch als das Haupt der Verschwörung, als einen Mann von aufgeklärten, aber ruchlosen Grundsätzen. Er heißt Outschneider (Utzschneider). Seien Sie vor ihm auf der Hut und beobachten Sie sein Treiben!

„Obwol ich diese Clubisten belehrte, wie schrecklich die Folgen einer Revolution, und den Rath gab, dem thörichten Plane zu entsagen, kamen sie doch zum drittenmal zum General, dem ich meine Beobachtungen mittheilte. Diesmal ließ er sie nicht mehr vor, sondern ließ ihnen sagen, er werde sie, wenn sie nochmals kämen, die Treppe herabwerfen lassen."

Als Rochelle diese Mittheilungen beendigt, zog er seine Uhr und sagte: „Es ist spät, ich muß noch einpacken." Darauf umarmte er seinen Freund und entfernte sich.

Mannlich war so bestürzt, daß er nicht ein Wort über die Zunge bringen konnte. Nachdem Rochelle fort war, beschäftigten ihn tausend Fragen. Jetzt konnte er nicht mehr an der Existenz einer Verschwörung zweifeln. Rochelle war nicht der Mann, bei einer so wichtigen Sache der Einbildungskraft nur den mindesten Spielraum zu gewähren. Die Gefahr schien zwar beseitigt, da Moreau den Verschworenen keine Unterstützung gewähren wollte, aber doch nur für den Augenblick, da die geheime Gesellschaft ihre Umtriebe fortsetzen konnte, um bei einem günstigern Moment offen ihr Ziel ins Werk zu setzen.

Sollte er Anzeige machen? Nur ein Name war ihm bekannt. Dieser eine Mann war ein vertrauter Freund des Ministers Montgelas und besaß großen Einfluß infolge seiner eigenen Stellung. Wenn Rochelle abgereist, hatte er keinen Zeugen für die Wahrheit seiner Aussage aufzustellen. Er konnte den Kurfürsten nur beunruhigen, ohne ihm Beweise liefern und die Bestrafung der Schuldigen herbeiführen zu können.

Endlich verfiel er auf den Gedanken, Rochelle werde die Sache wol auch seinem neuen Freunde Salabert anvertraut haben, denn dieser noch einflußreiche Mann wäre ja am besten geeignet, die nöthigen Vorkehrungsmaßregeln zu betreiben.

Am nächsten Morgen nach einer schlaflosen Nacht begab er sich zu Salabert, bei dem eben auch Herr von Haymann, preußischer Botschafter, auf Besuch anwesend war. Betroffen darüber, daß Salabert der wichtigen Angelegenheit mit keinem Worte gedachte, platzte Mannlich mit der Frage heraus, was denn Salabert zu den Enthüllungen Rochelle's sage. Nun sah er zwar bald ein, daß dem Minister nichts mitgetheilt worden war, konnte aber den stürmischen Fragen desselben nicht mehr ausweichen und eröffnete alles, was er gehört. Unmittelbar darauf ließ Salabert einspannen und eilte, wie Mannlich bald darauf erfuhr, zum Kurfürsten.

Als Mannlich abends in das Theater kam, wurde er durch einen Lakai in die fürstliche Loge gerufen. Als er eintrat, erhob sich Max Joseph und sagte mit einem Anflug von Sarkasmus: „Ich hätte nie geglaubt, daß ich von andern früher als von Ihnen selbst, mein lieber Mannlich, erfahren müßte, daß Sie eine Verschwörung entdeckt haben, die sich gegen mich, meine Familie und den Staat überhaupt gebildet. Nur der Anhänglichkeit Salabert's und Haymann's verdanke ich die wichtige Nachricht. Warum haben Sie darüber geschwiegen?"

„Weil die Gefahr schon vorüber war, ehe ich davon wußte, und weil ich deshalb Ew. Hoheit nicht mehr in Unruhe versetzen wollte!"

„Die Gefahr ist nicht vorüber, solange ich Leute, die so schwarzen Undanks fähig wären, in meinen Diensten habe. Ich will sie kennen lernen und sie strafen, wie sie es verdienen. Sie haben auch Utzschneider genannt?"

„Rochelle hat diesen Namen genannt, ich habe sonst keine Beweise, und eben dies ist der Hauptgrund, der mich bewog stillzuschweigen. Ich hätte das Schweigen auch nicht gebrochen, wäre ich nicht des Glaubens gewesen, daß Salabert, der doch so vertraut mit Rochelle, besser unterrichtet wäre als ich!"

„Kommen Sie morgen früh zu mir. Treten Sie, ohne sich anmelden zu lassen, durch die Garderobe bei mir ein. Adieu!"

Durch Salabert's Indiscretion sah sich mithin Mannlich in eine höchst bedenkliche Lage versetzt. Er sah sich dem Hasse und der Verfolgung vieler einflußreicher Männer bloßgestellt, ohne Beweise für ihre Schuld wirklich liefern zu können, denn Rochelle war bereits abgereist. So mußte er gewärtig sein, als Verleumder bloßgestellt zu werden.

Zur bestimmten Zeit begab er sich zum Kurfürsten. Er mußte nun alles genau erzählen, was Rochelle und Sotin ihm mitgetheilt. Max Joseph hörte aufmerksam zu und sagte dann: „Ich würde gern 1000 und 2000 Louisdor darum geben, wenn ich genügende Beweise schaffen könnte, um einige von diesen verruchten Undankbaren festnehmen zu können!"

Mannlich erklärte, er könne sie nicht schaffen, und bedauerte, den Kurfürsten nutzlos in Unruhe versetzt zu haben. Der Kurfürst wünschte nun Rochelle selbst zu sprechen, und veranlaßte Mannlich, sofort an diesen zu schreiben und ihn zur Rückkehr nach München, wenn auch nur auf einen Tag, zu bestimmen. Ein Kurier solle den Brief augenblicklich befördern, und Ersatz der Reisekosten und reiche Belohnung Rochelle zugesichert werden. Nach einiger Zeit ließ der Kurfürst Mannlich wieder rufen und übergab ihm die Antwort, die der Kurier zurückgebracht. Rochelle machte ihm in dem Briefe Vorwürfe, daß er einem dritten die Sache

entdeckt, während er ihn nur deshalb unterrichtet, damit Mannlich für seine eigene Sicherheit sorgen könne. Er habe sein Wort gegeben, das Geheimniß der Verschworenen zu bewahren, und werde es halten, da er unter ihnen sehr rechtliche und gutgesinnte Männer gefunden habe, die nur von Utzschneider, der am meisten zu fürchten sei, verführt wurden.

Mannlich war nun wenigstens insofern beruhigt, da der Kurfürst selbst die Wahrheit seiner Aussage controliren konnte. In diesem war aber natürlich jetzt erst recht das Verlangen rege gemacht, Genaueres in Erfahrung zu bringen. Mannlich mußte deshalb nochmals an Rochelle schreiben und die Einladung nach München erneuern. Die zweite Antwort Rochelle's war sehr kurz und enthielt nur die bestimmte Weigerung, einen andern Namen als den Utzschneider's zu nennen; wolle der Kurfürst mehr erfahren, so solle er sich an diesen Rädelsführer halten.

Max Joseph befahl nunmehr, Mannlich solle dem Minister Montgelas die beiden Briefe zeigen und mit ihm die Mittel berathen, wie man der Sache am besten auf die Spur kommen könnte. Der Minister hieß ihn vor allem unverbrüchliches Stillschweigen beobachten.

„Die Zeit wird die Wahrheit enthüllen", sagte er, „man muß nicht zu rasch zu Werke gehen! Wenn es wahr ist, daß Utzschneider an der Spitze der Verschwörung steht, und wenn nicht das Ganze eine erdichtete Fabel ist, um diesen Mann zu stürzen, so bin ich sicher, daß er seine Maßregeln so gut getroffen und alle Umstände so klug erwogen hat, daß es schwer sein wird ihn anzugreifen. Hier ist das tiefste Stillschweigen geboten, ich empfehle es Ihnen nochmals an. Ich werde diese Briefe aufbewahren, um mich ihrer zur bedienen, und will die ganze Sache mit dem Kurfürsten besprechen!"

So waren die einzigen Beweisinstrumente dafür daß

Mannlich nicht selbst die Nachricht erfunden, in die Hände des Ministers gegeben. Deshalb neuerdings mit Unruhe erfüllt, wandte sich Mannlich zum drittenmal an Rochelle und beschwor ihn, er solle ihn nicht der Rache seiner Feinde, die noch weit gefährlicher, da sie im Vorborgenen wirken könnten, aussetzen. Der Ton, in welchem der Brief gehalten war, schien den Empfänger beleidigt zu haben, denn er antwortete ebenfalls in gereiztem Tone und weigerte sich auf das entschiedenste, die Verschworenen zu nennen. Es sei das Schicksal der Revolutionen, daß Intriguanten sich an die Spitze stellten, deshalb dürfe man aber nicht die patriotisch Gesinnten, die nur die Freiheit erstrebten, mit ihnen zur Strafe ziehen. Wenn Maunlich in seinem Briefe die republikanisch Gesinnten als Wölfe titulire, so sei er ebenfalls mitbetroffen und habe um so weniger Ursache, seine Gesinnungsgenossen zu verrathen.

Damit mußte wol die Sache beruhen. Mannlich hörte auch nichts davon, ob Untersuchungen im Gange seien. Utzschneider wurde zwar plötzlich aus dem Staatsdienst entlassen, blieb jedoch in Freiheit und bezog sein volles Gehalt fort. Er wandte diese Mußezeit zur Ausführung nützlicher Unternehmungen an, die er so geschickt betrieb, daß er großen Reichthum sammelte. Seine Anklage schien vergessen, das Publikum wußte nichts davon. Nach einigen Jahren wurde er sogar wieder zu ehrenvollen Staatsämtern berufen.

Mannlich schreibt vie e Unannehmlichkeiten, die er später erleiden mußte, der Rach: seiner Feinde, der eigentlich gegen seinen Willen verrathenen Republikaner zu, doch die Güte des Fürsten wußte immer einen günstigen Ausgleich zu treffen. Von Sotin hörte er, daß man ihn als Gouverneur nach San-Domingo geschickt, um den starrsinnigen Republikaner aus Paris zu entfernen. Ein Rochelle wurde in den Proceß Moreau's verwickelt und fiel durch Henkershand

Mannlich hält ihn für identisch mit dem in München einquartierten Commissar.

So weit die Mittheilungen Mannlich's. Obwol dieser Theil der Memoiren, wie aus einer Aeußerung hervorgeht, erst im Jahre 1817 niedergeschrieben wurde, sind seine übrigen Mittheilungen, soweit der Vergleich mit andern Quellen möglich ist, durchweg richtig und man darf also auch diejenigen über diesen speciellen Fall im Allgemeinen glaubwürdig nennen. Sie werden in der Hauptsache durch den Inhalt der „Vertraulichen Briefe" bestätigt. In gleicher Weise wird auch dort erzählt, daß ein Franzose die Verschwörung gegen den Kurfürsten anstößig fand und Eingeborenen Mittheilungen machte. Die Verzweigung der Propaganda über das ganze Land sowie das abschlägig beschiedene Gesuch um französische Unterstützung des revolutionären Unternehmens werden hier wie dort erwähnt. Auch Neumann's Angaben stimmen damit überein, und endlich bezeichnete auch dessen Gewährsmann Kraus Utzschneider als einen Führer der Verschworenen.

Gehen wir zu näherer Prüfung der Einzelheiten über. Die Liste des logements des officiers généraux et des chefs d'administration, die dem Kurfürsten vom Hofcommissariat am 9. September 1800 überschickt wurde [6]), führt an, daß ein emploié des vivres, Sotin, in dem Hause des Grafen La Rosée in der Burggasse, ein commissair de fourage, Rochelle, im Hause des Ministers Salabert in der Prangersgasse einquartiert waren. In den Tagebüchern des Hofcommissariats findet sich auch erwähnt, daß dieser Sotin am 6. Januar 1801 nach dem Hauptquartier abging. Auch in den „Biographies nouvelles des contemporains" [7]) ist angegeben, daß Sotin, der als Polizeiminister vom 26. Juli 1797 bis zum 12. Februar 1798 im Amte stand, später als Proviantcommissar der Rheinarmee beigegeben war.

Ueber das Lebensende des Mannes ist nichts erwähnt. Der „Biographie universelle“ [8]) nach wäre dieser Sotin als Steuereinnehmer der Gemeinde Chevrolière in sehr dürftigen Verhältnissen 1810 gestorben. Da jedoch die Mittheilungen des genannten Werkes im allgemeinen nur mit großer Vorsicht aufzunehmen sein sollen und andere Quellen mir nicht zu Gebote stehen, so kann ich nicht näher bestimmen, ob Mannlich's Angabe darüber berichtigt werden muß. Ueber Sotin's Thätigkeit als Polizeiminister und speciell über sein Verfahren gegen die Emigranten ist in den „Mémoires tirés des papiers d'un homme d'état“ [9]) einiges erzählt. Der Prinz von Carenci, Sohn des Herzogs von Vanguyon, verrieth ihm eine Royalistenverschwörung, gegen die er mit strenger Energie einschritt.

Jener Rochelle, der in dem Proceß Moreau's eine Rolle spielte, kann keinesfalls, wie Mannlich annimmt, mit dem Commissar identisch sein. Mannlich erzählt selbst bei einer andern Gelegenheit, daß sein früherer Bekannter Rochelle sich bei der französischen Regierung für ihn verwandte, als Minister Hompesch seine Pension aus vormals zweibrückenschen Fonds schmälern wollte. Baron Hompesch wurde jedoch erst am 29. October 1806, also ein Jahr nach der Abwickelung jenes Processes, zum Minister ernannt.

Die Charakteristik der beiden Jakobiner mag etwas theatralisch aufgeputzt sein. Es steht aber fest, daß sich damals um Moreau der letzte Kern der französischen Republikaner gruppirte, die jedoch bereits das Grab der Republik vor sich sahen.

In Frankreich war, als das 18. Jahrhundert sich zur Wende neigte, die Parole Liberté et égalité vollständig durch das Wort Gloire verdrängt. Es hatte sich gezeigt, daß die Republik, deren Anhänger sich nie über die anzunehmenden Regierungsformen einigen konnten und zwischen

nordamerikanischen und altrömischen Principien oder allgemein humanistischen Träumereien hin- und herschwankten, nicht lebensfähig war, und das Consulat hatte ihr denn auch in Wirklichkeit den Todesstoß versetzt. Man malte zwar noch „Freiheit und Gleichheit" über alle Thüren, aber nur, um sie zu verhindern, in das Haus selbst zu kommen. Die plötzliche Erscheinung Bonaparte's in Paris und seine Erhebung zum Ersten Consul machten es für ganz Europa klar, daß von nun an die Leitung der Geschicke Frankreichs wieder in eine Hand gegeben sei. Noch schmeichelte sich zwar ein Theil der Franzosen, Bonaparte werde „die Mutter Republik" respectiren. In einer damals ausgegebenen Flugschrift: „Conversation publique sur les projets du gouvernement nouveau", heißt es: „Niemand wird leugnen, daß es von Bonaparte abhing, wenigstens augenblicklich die höchste Autorität an sich zu reißen. Es gab einen Augenblick, wo der ganze Staat in seinen Händen war; allein er würde dann sein Vaterland und sich selbst verrathen haben. Die Royalisten glaubten, daß er sich zum Herrn aufwerfen oder einen Bourbon als König ausrufen werde und der Wiederhersteller des Thrones und Connetable von Frankreich werden würde. Allein die Revolution tödten wollen, würde die Handlung eines Narren oder eines Bösewichts gewesen sein. Bonaparte strebt nicht nach Herostrat's Unsterblichkeit." Aber auch aus diesem Lobe blickt schon die Angst durch, daß der Eroberer Italiens an Begründung eigener Machtstellung denke. Diese Furcht wird auch durch die mannichfachen Bemühungen Lucian Bonaparte's, Sieyès, Benjamin Constant's und anderer, das Consulat zu stürzen und ein neues Directorium aufzurichten, bekundet.

Ist es glaublich, daß Moreau, ein Republikaner von echtem Schrot und Korn, die Wünsche einer Gesellschaft, die ihm ihre republikanische Tendenz enthüllte, unberücksichtigt

ließ? Eine süddeutsche Republik, eine Tochter, oder besser gesagt, eine Dienerin der Republik Frankreich, wäre ohne Zweifel eine Vormauer gegen Oesterreich gewesen. Noch vor wenigen Jahren hatte man ja die „Befreiung aller Völker des Erdbodens", die „Ausrottung aller Tyrannen", die „Organisirung des ganzen Menschengeschlechts zu einer einzigen verbrüderten Demokratie" als Zweck aller Waffengänge der Republik proclamirt. Insbesondere Custine hatte überall den Grundsatz von der unveräußerlichen Souveränetät des Volkes gepredigt. Moreau war aber kein Custine und zeigte sich nie als Anhänger der Eroberungspolitik, die aus dem Princip der Unrechtmäßigkeit des monarchischen Regiments in fremden Ländern Kapital zu schlagen suchte, unbekümmert um die daraus entspringende Anarchie. Von ihm gerade darf man glauben, daß er verschmähte, einen ehrlichen Feind in seinem eigenen Lande mit unehrlichen Waffen zu bekämpfen, und ebenso glaublich ist es, daß gerade Leute aus seiner Umgebung nicht die Vorstellungsart jener Jakobiner theilten, die außer der unbeschränkten Volksherrschaft nur Tyrannen und Sklaven sehen wollten. Auch Rücksichten auf Preußen, wie in den „Vertraulichen Briefen" angedeutet ist, mußten in die Wagschale fallen.

War Utzschneider — unstreitig einer der bedeutendsten Baiern in neuerer Zeit — wirklich Mitglied oder Vorstand des Revolutionsclubs, wie Mannlich aus Rochelle's Munde erfuhr, wie auch Neumann von Kraus hörte?

Im Jahre 1837 erhob gegen den damaligen Bürgermeister von München und Abgeordneten für die Stadt, Joseph Utzschneider, ein Deputirter in der Kammer den Vorwurf, „Utzschneider habe im Jahre 1800 an einem Manifeste zum Umsturz der bairischen Verfassung theilgenommen; er habe hierauf bezügliche Druckschriften gefunden, welche er dem Könige übergeben; er berufe sich auf Aktenstücke, welche in

Häberlin's « Staatsarchiv » abgedruckt seien". Zur Abwehr sammelte nun Utzschneider jene Aktenstücke in Häberlin's „Archiv", die auf seine damalige Thätigkeit als Geheimer Referendar Bezug hatten oder aus seiner eigenen Feder stammten, verschiedenartige Vorträge, neue Steuerprojecte u. a. dgl., die in keiner Weise den obigen Vorwurf begründen, und brachte diese Documente in einer Broschüre zur allgemeinen Kenntniß mit der Erklärung: „Die Baiern mögen über die Grundsätze und Handlungsweise des damaligen Geheimen Referendars in landschaftlichen Angelegenheiten urtheilen und entscheiden, ob dieselben revolutionär waren."

Das erste Stück dieser Sammlung, ein Vortrag Utzschneider's über einen Landtag in Baiern, vom 4. Februar 1800, spricht in Gemeinplätzen von dem Parteitreiben excentrischer Köpfe und warnt die Regierung vor dem Fehler, in jetziger Zeit „die Zügel einem vielköpfigen, unvorbereiteten Körper zu überlassen", welchen Eigennutz, Ehrgeiz, Bestechung u. s. w. leicht irreleiten könne. In dem zweiten Stücke: „Kurfürstliches Postulatsrescript an die landschaftliche Verordnung in Baiern". macht Utzschneider selbst sogar die Regiernng auf revolutionäre Umtriebe aufmerksam und mahnt, mit Strenge dagegen einzuschreiten. Ist es wahrscheinlich, daß der nämliche Mann heimlicherweise die Fäden jener regierungsfeindlichen Agitation geleitet habe?

Der Verdacht, daß er solche Doppelzüngigkeit sich zu Schulden kommen ließ und bei Abfassung aufrührerischer Proclamationen betheiligt war, regte sich zwar schon zur Zeit der Anwesenheit der Franzosen in München. Desberger, der eine Biographie Utzschneider's im „Bayerischen Kunst- und Gewerbeblatt" veröffentlichte[10]), bemerkt: „Im Jahre 1801 wurde mit erkünstelter Heimlichkeit ein Gerücht herumgetragen, der Geheime Referendar v. U. stehe in Verbindung mit den französischen Republikanern und sei zum

Präsidenten von Süddeutschland designirt. Das Gerücht, so ungereimt es bei persönlicher Bekanntschaft Utzschneider's erscheinen mußte, fand doch Anklang und zog seine Entfernung aus dem Staatsgeschäfte nach sich."

Glücklicherweise konnte ich aus Utzschneider's Nachlaß einige Decrete und Briefe [11]) benutzen, die auf die gegen ihn erhobene Anklage und seine schließliche Entlassung Bezug haben.

Utzschneider ersuchte den mit der Redaction der „Münchener Zeitung" betrauten Rath Krenner, folgende Erklärung in diese Zeitung aufzunehmen:

Einige — mir vielleicht aus Vorurtheil abgeneigte — Personen erlaubten sich bei verschiedenen Anlässen mich als den Verfasser mehrerer während der Anwesenheit der Franzosen erschienener Flugschriften zu nennen. Ich widerspreche hiermit öffentlich diesem — auf eine ungerechte Weise verbreiteten Gerüchte, indem es von jeher niemals in meinen Grundsätzen war, an solchen Flugschriften einigen Antheil zu nehmen; ich bin weder Aristokrat noch Demagog, weder Illuminat noch Obscurant, weder Jakobiner noch Jesuit, — ich bin Baier, ich bin Freund jeder guten, festen Regierung, welche die Publicität gewiß nie zu scheuen hat — ich bin Feind aller Unordnungen und Misbräuche — und nur in diesem Sinne trug ich als kurfürstlich Geheimer Referendar zur Existenz des pfalzneuburgischen Deputationsabschiedes vom 5. October 1799, zur Existenz der provisorischen Zoll- und Mauthordnung vom 7. December 1799, zur Existenz der Bierzwangsaufhebung in Baiern bey. Ich widerspreche übrigens nicht, daß ich mir alle mögliche Mühe gab, die Grundsätze, welche ich bei der kurfürstlichen Specialcommission in Militärsachen — über den gegenwärtigen Zustand der baierschen Staatswirthschaft, dann über einen Landtag in Baiern d. d. 30. Juli und 4. November 1799 und 1. und 3. Februar 1800 Sr. kurfürstlichen Durchlaucht vortrug, in Ausführung zu bringen. Seit der Anwesenheit der Franzosen in München kann ich wie andere Menschen nichts anderes, als den Gang der allgemeinen Weltangelegenheiten aufmerksam beobachten, mich unterrichten und mein leidendes Vaterland bedauern. München den 13. Nov. 1800. Dieses zur Steuer der Wahrheit. Joseph Utzschneider.

Nach Ausweis der Hofcommissariatsakten verweigerte Graf Törring die Aufnahme dieser Erklärung in die „Münchener Zeitung“, welche eine „quasi Hofzeitung“ sei. Allein Max Joseph war nicht so engherzig wie die Minister, und gab durch eigene Cabinetsordre die Erlaubniß zum Einrücken jener Rechtfertigung in das Intelligenzblatt. Utzschneider glaubte aber jetzt (30. December 1800) die öffentliche Rechtfertigung nicht mehr nöthig zu haben, wie er dies in einem Dankschreiben an den Kurfürsten offen ausspricht.

Plötzlich nach Verlauf eines halben Jahres — in jene Zeit fällt die Anzeige Salabert's bei dem Kurfürsten und die weitere resultatlose Nachforschung bei Rochelle — erfolgte eine kurfürstliche Entschließung, daß der Geheime Referendar Utzschneider, „weil die Stelle eines eigentlichen Referendars in landschaftlichen Angelegenheiten entbehrlich wird“, mit Beibehaltung seines Gehaltes bis zu einer anderweitig schicklichen Anstellung in Ruhe zu versetzen sei. (Cabinetsordre vom 10. Juni 1801.) Der Conferenzminister Graf Morawitzky setzte den in Ungnade Gefallenen davon in Kenntniß und fügte bei: „Den persönlichen Antheil, den ich in manchem Betracht an diesem Verlust des Departements nehme, habe ich auszudrücken nicht nöthig, und ebenso wenig, daß mir die eigentlichen Triebfedern dafür unbekannt sind.“

Eine eigenhändige Bemerkung Utzschneider's am Rande des Briefes zeigt, daß er über diesen Trostspruch nicht sehr erbaut war und seine Feinde im Ministerium selbst suchte: „Morawitzki hat so gut gegen mich gearbeitet, wie Montgelas; meine Vorträge vom 16. May 1801 im Churf. geh. Staatsrathe behagten ihm nicht.“ Aus dieser Bemerkung geht hervor, daß Mannlich's Ansicht, als sei der Minister Montgelas die Hauptstütze Utzschneider's gewesen oder habe wol gar gemeinsame Sache mit ihm gespielt, jedenfalls irrig ist.

Bei Beurtheilung von Utzschneider's Verhältnissen in jener kritischen Periode darf nicht außer Acht gelassen werden, daß er während der Anwesenheit der Franzosen in München dem Verdachte eines Einverständnisses mit ihnen in den Augen des Volkes mehr als andere bloßgestellt war, weil die Franzosen seiner Kenntnisse und Geschäftsgewandtheit wegen oft seine Dienste in Anspruch nahmen. Die Tagebücher des Hofcommissariats geben darüber Aufschluß. Am 20. Juli 1800 verlangte General Decaen von den Ministern, daß der Referendar Utzschneider und die Generallandesdirectionsräthe Hazzi und Wolf dem französischen Commando beigegeben würden, um sich mit ihnen über Localumstände rücksichtlich des von den Franzosen besetzten Landestheiles benehmen zu können. Die Ausflüchte, daß die genannten Beamten zu schwer entbehrlich seien, ließ Decaen nicht gelten, sondern erklärte, er werde die Herren, wenn es nöthig schiene, zu sich laden, verlangte aber dazu die ausdrückliche Genehmigung des Gouvernements, indem sonst der gute Wille und der Umgang der Beamten mit französischen Generalen übel gedeutet werden könnte. Die Genehmigung wurde ertheilt und dabei die Ermahnung beigefügt, daß sie bei solchen Rücksprachen stets ihre Pflicht gegen den Kurfürsten nicht außer Acht lassen sollten.

Utzschneider scheint schon damals befürchtet zu haben, daß man ihm eine Falle zu legen beabsichtige, denn er schrieb sogleich unmittelbar an den Kurfürsten: „Heute bin ich durch ein Schreiben des französischen Divisionsgenerals Decaen an Höchstdero General Hofcommissariat in Requisition gesetzt worden, « pour donner des renseignemens sur les localités du pays ». Das Hofcommissariat, welches sich nicht allein hierin, sondern auch in der Getreidemagazinssache sehr niedrig gegen mich betrug, machte mir den unwürdigen Antrag, mich auf Begehren bei dem General Decaen zu stellen,

— ich wies aber den ganzen Antrag (der wahrscheinlich die Herausgabe meiner topographischen Pläne über die Gebirgsgegenden bezielte) von mir ab, welches ich E. Ch. D. hiemit unterthänigst anzeige" — u. s. w.

Decaen verlangte bald darauf Dienstleistungen der bezeichneten Beamten. Hazzi wurde am 26. Juli dem General Devilly als Marschcommissar beigegeben. Utzschneider sollte den Divisionsgeneral Decaen selbst in gleicher Stellung begleiten. Er protestirte jedoch in wiederholten Eingaben an das Gouvernement und setzte endlich durch, daß an seiner Statt Rath Müller als Marschcommissar aufgestellt wurde; er selbst behielt die Stellung eines Getreidemagazincommissars bei. Als aber die Franzosen in München ein topographisches Bureau zur Herstellung von genauen Plänen bairischer Landstrecken errichteten, mußte auch Utzschneider, ebenso wie Hazzi dem neuen Institut hülfreiche Hand leisten, obwol ersterer wiederholt schriftlichen Protest einlegte. Als Mitarbeiter bei der Landesvermessung erstattete er sodann öfters dem bairischen Gouvernement, wie es scheint, heimlich Bericht über den Fortgang des Unternehmens. Am 6. November suchte er wegen Augenschwäche um Entlassung aus dem französischen Dienste nach, die ihm endlich vom General Dessolle, wenn auch mit Widerstreben gewährt wurde.

Jedenfalls stimmt das Bild, das der Franzose Rochelle nach Mannlich's Mittheilungen von Utzschneider entwirft, wonach er als eine Mischung von schleichendem Intriguanten und gemeinem Faßredner erscheinen möchte, durchaus nicht zu der in München fortlebenden Tradition, welche in ihm einen vorzüglichen und verdienstvollen Bürger verehrt. Er war allerdings ehrgeizig und unternehmungslustig, doch keine bekannte Handlung oder Aeußerung rechtfertigt einen Argwohn, daß er sich zu Saint-Just'schen Grundsätzen bekannte oder nach unerlaubten Auszeichnungen strebte.

Utzschneider hatte sich damals nicht blos durch freimüthige Entwickelung seiner staatswirthschaftlichen Grundsätze manche einflußreiche Persönlichkeit zum Feinde gemacht, er hatte auch als abtrünniges Mitglied des Illuminatenordens die Misgunst einer großen Partei zu tragen. In zahlreichen Schriften der Illuminaten war er vierzehn Jahre vorher als Verräther auf das heftigste angegriffen worden. In einem Pamphlet, das im Jahre 1800, jedoch, wie es scheint, vor der französischen Occupation in München cursirte[12]) und seiner ganzen Anlage nach an Illuminatenschriften erinnert, wird Utzschneider neben andern höhern Staatsbeamten mit schmählichen Vorwürfen überhäuft. Unter anderm wird in diesem „Gespräch zwischen zwei Freunden Selenus und Aristes, im Reiche der Todten" von Selenus die Klage erhoben: „Wo ist die Personalverminderung, der schnellere Geschäftsgang, da man doch mehrere faule Müßiggänger oder thätige Schurken angestellt, denn Utzschneider, Stengel und Consorten sind ja doch schon seit langer Zeit als die habsüchtigsten Geiseln meines Vaterlandes anerkannt."

Jedenfalls darf das Verhältniß Utzschneider's zu den Illuminaten bei Beurtheilung der gegen ihn erhobenen Anklage nicht außer Acht gelassen werden, wenn wir auch hier nicht zu definitiven Resultaten gelangen können.

Die Glaubwürdigkeit der Angaben Rochelle's wird namentlich dadurch für uns zweifelhaft, daß der Kurfürst und die Regierung selbst nur unter dem unmittelbaren ersten Eindruck der Beschuldigung Glauben schenkten. Utzschneider betheiligte sich nach seiner Entlassung aus dem Staatsdienste an verschiedenen industriellen Unternehmungen von hoher Bedeutung, es sei nur an das weltberühmte mechanische und optische Institut in München erinnert. Aus den hierauf bezüglichen Akten ist ersichtlich, daß seine Projecte vom Kur-

fürsten und vom Ministerium auf jede Weise gefördert wurden, sodaß hieraus wenigstens keine Spur von Mistrauen oder Ungnade abgeleitet werden kann. Auch wurde Utzschneider im Jahre 1807 in den Staatsdienst zurückberufen und mit den wichtigsten staatswirthschaftlichen Aufgaben — er ist der Schöpfer des bairischen Grundkatasters — betraut.

Kraus nannte ferner als Verfasser der aufrührerischen Pamphlete den Baron Hazzi, der wie Utzschneider während der Occupation in französische Dienste gezogen wurde. Da die „Vertraulichen Briefe" erwähnen, daß das Haus eines Baron von H... in der Weinstraße als Versammlungsort der Clubisten gedient habe, so darf man wol die beiden Angaben vereinigen, und sie erhalten eine Bestätigung durch eine Notiz in den Tagebüchern des damals in München sich aufhaltenden Generals Clerembault.[13]) Am 18. Juni 1801 trug er in das Tagebuch ein: „Heute ist der Regierungsrath Hazzi, der während der Anwesenheit der Franzosen in München so sehr beschäftigt war wegen seiner bekannten republikanischen und demokratischen Gesinnung, nach Paris gereist, ohne daß man den Zweck seiner Reise kennt."

Freiherr Georg von Aretin, den Kraus ebenfalls bezeichnete, bekleidete die einflußreiche Stelle eines kurfürstlich oberpfälzischen Landesdirectionsdirectors. Er ist Verfasser des „Genius von Bayern unter Maximilian IV.", worin er die Regierungspolitik dieses Kurfürsten verherrlicht und als wärmster Bewunderer seiner edeln Eigenschaften auftritt; die Schrift erschien schon im Jahre 1802 im Drucke. Die Kraus'sche Angabe ist nirgends unterstützt oder bestätigt.

Ein Memoirenmanuscript des verdienstvollen Historiographen Felix Lipowsky[14]) bot einen weiteren kleinen Beitrag zur Geschichte jener Bewegung. Auch er wurde von einem französischen Offizier, Chasseurrittmeister Jonquille, auf mehrere Schriften revolutionären Inhalts aufmerksam gemacht. Graf

Törring, Mitglied des Gouvernements, beauftragte ihn — Lipowsky war nämlich Commandant der Bürgerwehr — die weitere Verbreitung solcher Pamphlete zu verhindern. Lipowsky begab sich deshalb mit einer Bürgerwehrpatrouille in die Strobel'sche Buchhandlung. Wirklich fanden sich dort vier Ballen solcher Druckschriften vor und wurden mit Beschlag belegt. Der Buchhändler Strobel weigerte sich anfänglich, die Schriften fortbringen zu lassen und berief sich auf französischen Schutz und auf die in der französischen Constitution begründete Preßfreiheit. Als Lipowsky bei dem Generalhofcommissar darüber Bericht erstattete, bat ihn Graf Törring, er solle doch, da er ja in dienstlichen Geschäften oft zu General Moreau komme, Erkundigung einziehen, wie dieser über das Project der Umgestaltung Baierns in eine Republik denke. Als Lipowsky nun einige Tage später den Obergeneral allein und bei guter Laune traf, begann er von den revolutionären Flugschriften zu sprechen, und deutete auf das Bestehen einer geheimen politischen Gesellschaft hin. Moreau, der sich gern Monseigneur betiteln ließ, unterbrach ihn lange nicht, endlich sagte er: „Mein Gott! Man weiß nicht, was man will! Eine Republik kostet viel Blut, wir haben sie!" Diese Aeußerung wurde von Lipowsky den Mitgliedern des Gouvernements hinterbracht, die darüber große Befriedigung kundgaben.

III.

Das klarste Bild der in Süddeutschland herrschenden republikanischen Stimmung und Agitation geben ohne Zweifel die zahlreichen damals erschienenen Flugschriften. Neumann nahm von den Broschüren, die ihm sein Gewährsmann Kraus bezeichnete, nicht Einsicht. Die münchener Hof- und

Staatsbibliothek bot aber nicht nur die beiden obengenannten, sowie die vom Regierungspräsidenten Lerchenfeld aufgeführten Schriften, sondern noch mehrere andere, die den gleichen Ursprung verrathen und über Tendenz und Absichten des Clubs der „Vaterlandsfreunde" aufklären.

„Ueber Süddeutschland, von einem süddeutschen Bürger im October 1798 dem französischen Gouvernement zur Beherzigung vorgelegt."

In dieser Schrift ist die Behauptung durchgeführt, daß Süddeutschland am meisten von allen Ländern für das republikanische System reif und empfänglich und daß eine süddeutsche Republik nützlich, ja sogar nothwendig sei für den Bestand der gegenwärtig in Europa gegründeten Demokratien. In Norddeutschland hätten die Regierungen nie jenen asiatischen Prunk und Despotismus entwickelt, auch sei der Norddeutsche, wie in diesem Revolutionsprogramm naiv zugestanden wird, „moralischer und zufriedener". In Süddeutschland dagegen, wo das Volk „unter einer Aristokratie von Adel und Pfaffen, auch Patricierjoch gebeugt, die sich auf seine Kosten in aller Art von Schwelgerei herumtummeln", sei schon seit langer Zeit der Plan reif, die Fesseln zu sprengen. Dafür, daß es nicht an fähigen Köpfen fehle, eine Republik zu leiten, bürge die Illuminatenbewegung in Baiern. Von einer Republik dürfe man sich vor allem erleichterte Handelsverhältnisse versprechen, da die vielen Zollschranken fallen und die Verbindung mit Frankreich nur nützlich sein könne. Auch das wichtige Project einer Verbindung des Rheins mit der Donau durch einen Kanal, ein nicht minder folgenreiches Werk als eine Verbindung des Mittelländischen Meeres mit dem Rothen, könne dann leicht zur Ausführung kommen. Die süddeutsche Republik werde „wie eine Feuerkugel im Herzen von Deutschland alles in Furcht erhalten und den wahren Damm gegen die

Barbarei von Norden und Osten vorstellen, das System der Republik allein in Respect erhalten, ja der Mutterrepublik erst wahrhaft den Namen der großen Republik befestigen". „Die Mittel zu dieser Gründung der süddeutschen Republik sind ganz leicht; es bedarf nur der französischen Bajonnete, und in Zeit von vier Wochen sind sie ins Herz von Baiern vorgedrungen und in München, als dem Hauptplatze, und wo alles am meisten reif und bereit steht. Dann entwickelt sich alles von selbst."

Als der Wechsel des Kriegsglückes im Jahre 1800 wirklich die Franzosen nach München geführt hatte, erschien eine französische Uebersetzung „Sur l'Allemagne méridionale" mit folgendem Nachsatze:

Wohl, die französischen Truppen sind bereits im Herzen von Baiern und es ist die Pflicht des Siegers, vor allem einer siegreichen Republik, nicht allein die unvermeidlichen Schäden, die der Krieg über eine so würdige, schon so oft mit Frankreich verbündete Nation verhängt, zu lindern, sondern sie wieder in den glücklichen Stand der Wohlfahrt zurückzuversetzen, indem sie Baiern und Schwaben der Freiheit wieder zurückgibt, deren sie durch König Karl den Großen beraubt wurde, weil nur dadurch die Völker glücklich sein und einen dauerhaften Frieden erlangen können; dann wird Frankreich einer unzweideutigen Sicherheit genießen und wird für immer den Namen der großen Nation sich befestigen.

Die Schrift „Wahrer Ueberblick der Geschichte der bairischen Nation oder das Erwachen der Nationen nach einem Jahrtausend" (Straßburg 1800) betont insbesondere die nahe Verwandtschaft der Baiern mit den Franzosen, da ja Baiern und Boier identisch. Außer einem mit dem Franzosenthum liebäugelnden Particularismus, der an deutsche Pflichten nicht einmal mit Einem Worte erinnert, trägt dieses Parteiprogramm hauptsächlich einen fanatischen Haß gegen die Priesterschaft zur Schau, denn nur den Klerikalen sei es

zuzuschreiben, daß das bairische Volk wieder als Miethling des Hauses Habsburg an dem Kriege gegen Frankreich sich betheiligte. Deshalb sehe jetzt das bis aufs Blut gepeinigte Volk mit Erwartung auf die französische Republik:

Die Republik wird die Nationen ehren und der Gottheit für ihren erfochtenen Sieg auch dadurch Ehrfurcht und Dankgefühl be zeugen, daß sie dieses angeborene Recht der Menschheit auch den nun eroberten deutschen Nationen gibt, das wieder gut macht, was ihre Könige nahmen, den Keim ewiger Kriege, das Erzhaus Oesterreich, ganz stürzet, welches die Schlacht bei Höchstädt und Blendheim im Anfange des gegenwärtigen Jahrhunderts bezielte, aber zum größten Nachtheil Baierns unglücklich ausfiel, jetzt aber mit dem Ausgange dieses Jahrhunderts diese nämliche Schlacht durch den glänzendsten Sieg die volle Bahn dazu eröffnete, und zur eigenen Sicherheit Frankreichs und des republikanischen Systems Süddeutschland in Freiheit verbindet.

Ebenso enthält die Broschüre „Die süddeutschen Unterthanen über Krieg und Frieden mit Frankreich" (1800 ohne Druckort) eine Aufforderung an Bonaparte, mit den Millionen Menschen, insbesondere aus dem schwerbedrückten Bauernstande, die in dem blutigen Freiheitskriege ohne Ursache unermeßlichen Schaden erlitten, Erbarmen zu haben und sie „von der Zwischentyrannei (sic!) ihrer Zwingherren" zu befreien.

Das Project einer süddeutschen Republik schwebte auch dem Verfasser der Schrift „Constitution der Republik Frankreich vom Jahre 8" (Basel 1800) vor, der im übrigen die Bewohner Süddeutschlands mit dieser französischen Verfassung bekannt machen will. Mit ähnlichen Institutionen begabt, würde eine Republik, aus Baiern, Franken, Schwaben und der Schweiz zusammengesetzt, mit einem Kostenaufwande von nur 600000 Fl. regiert werden können, während die Regierungskosten bisher jährlich 7 Millionen verschlangen.

Eine im ironischen Sinne abgefaßte „Danksagungsadresse der bairischen Nation an Max Joseph IV." (1800) zählt

die Misstände auf, die unter der Regierung dieses Kurfürsten im Lande hervorgetreten seien. Uebernahme der großen Privatschulden des Fürsten, Bevorzugung der Pfälzer, Unterstützung der Emigranten, enorme Besoldungen von Generalen und Ministern, unnöthige Bauten, ein Subsidientractat mit England und ein furchtbarer Krieg mit Frankreich, das seien die Segnungen, die aus der Pandorabüchse des neuen Kurfürsten gekommen. Die Adresse schließt mit dem Wunsche: „Befreye uns durch deine Abwesenheit itzt und alle Ewigkeit vor allem Uebel, Amen."

Eine „Bekanntmachung an die Bewohner Baierns, Schwabens, Frankens, Tirols und Salzburgs" (gedruckt im Monat Februar 1801) enthält einen offenen Mahnruf zum Aufstande gegen Oesterreich und die damit verbündeten Fürsten. An einem noch näher zu bestimmenden Tage des nächsten Monats solle eine allgemeine süddeutsche Nationalversammlung zusammenberufen werden, „um unter dem Schutze der durch die Macht der Freiheit sieggewohnten französischen Waffen den neuen Nationalbund zu schließen". Der Aufruf ist „beschlossen im Gemeinderath zu München den 1. August des letzten Jahres der deutschen Sklaverei".

Auch die Vorrede der Broschüre „Gerichte in der Unterwelt über einige Manen aus dem Lande Baiern" (1800), die sich hauptsächlich mit einigen misliebigen Persönlichkeiten aus der Regierungsperiode Karl Theodor's, Pater Frank, Lippert u. a., beschäftigt, zeugt von der Aufregung, die in gewissen Kreisen noch im August 1801 herrschte.

Mehr einen socialdemokratischen als republikanischen Standpunkt behaupten die „Zehn Gebote für Bürger und Bauern im lieben bairischen Vaterlande" (1800). Vorangestellt sind folgende Fragen: „Was ist der dritte Stand, Bürger, Bauern, bisjetzt in der politischen Ordnung gewesen? Nichts, sie sind bis zum Lastvieh herabgewürdigt! —

Was will er, wollen sie? Gleiche Menschen sein! — Was ist er, sind sie wirklich? Alles!" — Die Schrift verbreitet sich in Form einer angeblichen Proclamation des Kurfürsten über die Wünsche der „wahren Volksfreunde": Aufhebung der niedern Gerichtsbarkeit, Ablösung der Scharwerke und des Zehents, verhältnißmäßige Steuerbelegung, Vereinfachung des Beamtenwesens und wahre Landesrepräsentation.

Die „Vaterlandsfreunde" hatten auch ihren Tyrtäus. Das Hinken ist wenigstens Naturfehler der Verse des Poems „Republikanischer Bruderkuß im ersten Jahre der deutschen Freiheit", z. B. folgender Nachahmung der Ode an die Freude:

> Krieg und ewige Bataille
> Jeder heuchelnden Canaille;
> Allen wahren Demokraten
> Naher und entfernter Staaten
> Freiheit, Gleichheit, Brüderschaft! u. s. w.

Witziger und formgewandter ist der Dichter oder sind die Dichter einer Sammlung von Satiren und Oden unter dem Titel „Bairische Nationallieder am Ende des 18. Jahrhunderts und im letzten Jahre der Sklaverei". Die Tendenz ist durchaus revolutionär.

Ein großer Theil dieser Gedichte beschäftigt sich mit der Nothwendigkeit einer völligen Umwälzung aller bairischen Verhältnisse. Nicht an Oesterreich, das Staatsideal des habsüchtigen und herrschgierigen Montgelas, solle sich Baiern anlehnen, sondern an Neufranken, das Land der Zukunft. Das Gedicht „Die Stimme des Vaterlandes" hat den Refrain: „Den edlen Franken schließ dich an!" Freilich werde der aufgeklärte Franzose den neuen republikanischen Bruder erst zu sich emporheben müssen:

Der Baier, von der Pfaffenbrut
Von jeher auferzogen,
Ist abergläubisch, aber gut
Und wird euch erst gewogen,
Wenn er das alles wirklich fühlt
In seinen Wiesen, Feldern,
Zu Haus und in den Wäldern,
Was aus der Freiheit Füllhorn quillt . . . .
. . . .
Und konnte Mailand Buonapart'
Republikanisiren,
Kann Moreau ja auf gleiche Art
Den Wunsch realisiren u. s. w.

Bonaparte, der „entsprossen nicht von Königssamen, doch größer als Gekrönte", wird als Träger der Freiheitsidee gefeiert.

„An die Subsidientruppen, die in England gegen die Republik Frankreich verkauft wurden", ist eine höhnische Mahnung zur Treue gerichtet:

Geht, meine Kinder, wehret euch
Für Engellands Dukaten,
Und macht den armen Fürsten reich
Durch eure Heldenthaten! . . . .
Er ist so liebvoll, meint's so gut
Mit euch und euern Kindern;
Verlangt von euch nichts als das Blut,
Den Schafen gleich und Rindern! u. s. f.

In allen Gedichten, insbesondere in den „Liedern eines Deserteur", ist unverhohlen die Abneigung gegen den „Emigrantenfreund" Max Joseph ausgesprochen, der zwar nach Karl Theodor's Tod mit Jubel begrüßt worden sei, die gerechten Erwartungen aber getäuscht habe, die Presse nicht freigab, durch unnöthige Bauten Geld verschwendete und seine Landeskinder an die Briten verkaufte. Noch immer sei

die Inquisition in Baiern, das geheime Censurcollegium, in voller Thätigkeit. Alle Lieder verherrlichen die Losung „Freiheit und Gleichheit!" das auch in der „Zauberflöte" verwandte Freimaurer-Bundeslied ist in eine Ode auf den „Tempel der Freiheit" umgewandelt. Den Schluß der Sammlung bilden einige dramatische Zeitgemälde: „Scenen unserer Tage", im derbsten Volksstil der Stürmer und Dränger geschrieben. Als Beispiel nur eine Situation: Ein Bauer, ein wahres Ebenbild der Verzweiflung, sitzt am Tische und klagt seine Leiden. In der Stube an allen Enden deutliche Spuren der österreichischen Wuth. Ein Metzger aus München fragt ihn nach seinem Weibe, seiner Tochter, seinem Knaben. Weib und Tochter des Bauern liegen an einer durch die Oesterreicher eingeschleppten Seuche danieder, der Sohn ist zum Krüppel geworden. Alle vereinigen sich schließlich zu Verwünschungen der jetzigen Regierung und zum Lobe der französischen Retter.

Eine Sammlung von Abschriften der in jener Zeit circulirenden ungedruckten Pamphlete wurde von Professor Rheinwald angelegt. (Nr. 8 der Manuscriptensammlung Rheinwaldiana.) [15])

Darunter befindet sich ein Lied: „Der Nachtwächter aus dem Lande der Freiheit an die Baiern, Schwaben und Franken, um Mitternacht":

> Ihr Herren und Frauen, laßt euch sagen,
> Die Stunde hat euch nun geschlagen,
> Ihr schlaft so lang, ihr schlaft so tief
> Und hört nicht, daß der Hahn schon rief:
> Seid frei und gleich!
> Und werft von euch
> Das Joch der Tyrannei! . . . .

Ein Pamphlet „Und er verbarg sich und ging zum Tempel hinaus", das sich mehr auf die Regierungsthätigkeit

des verlebten Kurfürsten bezieht, travestirt biblische Verse, z. B.: „Selig sind die Bauern; solange sie Geld haben, will ich sie regieren u. s. w.“.

Auch das Vaterunser ist auf solche Weise travestirt:

Vater unser, Bonaparte, der du bist im Himmel des Ruhms und der Ehre, geheiligt werde dein Name im Tempel der Freiheit, zu uns komme dein Reich der Vernunft, dein Wille geschehe, wie im Himmel beschlossen war, daß ihn sein Auserwählter ans Licht bringen sollte, also auch auf Erden zu London und Venedig, unser täglich Brot gib uns heute und fernerhin ohne viele Mitesser, und vergib uns unsere Schulden, nicht wie die Ablaßkrämer für theuere Zahlung, als auch wir vergeben unsern Schuldigern bei unsern Weibern und Töchtern; führe uns nicht in Versuchung, ihnen mehr nachzusehen; sondern erlöse uns von dem Uebel solcher Eingriffe, wie vor dem Joch der Aristokraten, denn dein ist das Reich, die Menschenrechte zu schützen, und die Kraft, Frankreich einen rühmlichen Frieden zu erkämpfen, und die Herrlichkeit dieser und der Nachwelt, als Held und Sieger unvergeßlich zu bleiben in Ewigkeit, Amen.

Auch nach dem Abzuge der Franzosen aus Süddeutschland und Abschluß des Friedens verstummten die Stimmen nicht sogleich, die zur Staatsumwälzung und Entfernung der Dynastie aufforderten. Die Broschüre „Ueber die Folgen des Friedens in Baiern“ (Straßburg, im 9. Jahre der Republik) verhöhnt die allgemeine Freude über die Rückkehr des Friedens, mit dem auch die alten Misstände wieder einziehen. Der alte Gerichtsschlendrian werde sich jetzt wieder breit machen, wie der Luxus des Hofes, und auch die Geistlichkeit werde wieder den frühern Gewissenszwang ausüben. Ja, es werde noch schlimmer kommen, denn die neuesten Broschüren, welche zu München an das Licht traten, um die Mängel der Regierung aufzudecken, und die verschiedenen Vorschläge, welche daselbst den fränkischen Heerführern gemacht wurden, haben dem Kurfürsten einen nagenden

Wurm verursacht und ihn zu dem Entschlusse gebracht, die Zügel der Regierung in Zukunft schärfer anzuziehen und ein eisernes Scepter zur Hand zu nehmen, vorzüglich dazu verleitet durch eine gewisse von einer boshaften Hand geschmiedete Jeremiade. Preßfreiheit sei verheißen worden, aber die aufklärenden Schriften „Wahrer Ueberblick der Geschichte der bairischen Nation" und „Danksagungsadresse" seien verboten und confiscirt! Der Kurfürst sei allerdings ein guter Mann, aber dies bedeute nur soviel als schwacher Mann, damit sei dem Lande nichts gedient. Die Nation solle sich also selbst helfen, sie habe schon zweimal in den französischen Kriegen, 1796 und 1800, die Erfahrnng gemacht, daß sie recht gut ohne Regenten existiren könne. Deshalb fort mit dieser Regierung, die nichts als verderben und zerstören kann, und „ihr, Freunde der Menschheit, die ein warmes Interesse an der bürgerlichen Freiheit habt, tretet in einen freien Verein"!

Dagegen vertritt das „Politische Glaubensbekenntniß eines aufrichtigen Bajers über die Schicksale seines Vaterlandes" (München, 1. Jäner 1801) das veränderte Programm solcher Umsturzfreunde vom Jahre 1800, die auf einen günstigen Rückzug bedacht waren und das Maß ihrer Wünsche bedeutend herabstimmten im Hinblick auf die Rückkehr des Kurfürsten und auf die bestimmte Weigerung Moreau's, republikanische Plane in Deutschland zu fördern. Die Glaubensartikel betonen zwar die Nothwendigkeit von Reformen und die Unzulänglichkeit der bisherigen Regierungsform. Der fünfte Artikel sagt aber: „Ich glaube, daß die Franzosen in Deutschland zwar große Staatsveränderungen hervorbringen, aber keine formale Republikanisirungen unternehmen werden", und der zwölfte: „Ich glaube, daß eine Volksrevolution die Tochter des Despotismus sei, die nie glücklich mache, und daß die Veränderung der Herrscher nicht allemal

die Herrschaft verändert habe". Am deutlichsten spricht sich die obenbezeichnete Tendenz der Schrift in folgenden Sätzen aus:

Ich glaube, daß sich die Adeligen, Geistlichen und ihre Helfershelfer in Bajern zwar auf die Rückkehr des Kurfürsten freuen; die Freude ist aber nicht auf die Person Max Joseph's, oder die neue Ordnung gerichtet, sondern um ihre Rache gegen die Vaterlandsfreunde ausüben zu können. Sie haben sich eigene Listen von rechtlichen Männern, die ihnen verhaßt sind, verfertigt, um sodann den Kurfürsten zur Verfolgung derselben als Jakobiner zu misbrauchen, um ihre Privatsache, ihre Selbstsucht zur Sache des Fürsten zu machen.... Ich glaube, daß sich diese Menschen verrechnet haben, denn in Max Joseph erwartet die bajerische Nation die Befriedigung des Zeitgeistes, weil sie ihm alle erforderlichen Eigenschaften zutraut.... Ich glaube, daß der Kurfürst den Anfang der Regeneration Bajerns nicht mit Aufopferung der Vaterlandsfreunde für die Aristokraten machen, noch weniger Selbstrache nehmen werde.

Eine schon 1800 erschienene „Patriotische Schutzschrift für Baierns gegenwärtige Staats- und Militärverhältnisse bei dem Dasein der französischen republikanischen Armee von einem bairischen Bürger" sucht die Politik des kurfürstlichen Ministeriums zu rechtfertigen, bezweckt jedoch weniger gegen Ziel und Mittel der Umsturzpartei zu polemisiren, als „die edeln, menschenfreundlichen Römer-Gallier" um Mitleid anzuflehen, damit sie nicht das münchener Publikum durch Contributionen entgelten ließen, was etwa eine in die Klemme gebrachte Regierung verschuldet haben möchte.

Offene Opposition gegen die aufrührerischen Schriften der Clubisten erhebt das „Politische Gespräch zwischen dem Verfasser der patriotischen Schutzschrift für Baierns Staats- und Militärverhältnisse und einem Fremden am 1. September 1800 nebst kurzer Beleuchtung zweier im Finstern schleichender Lästerschriften". Darin wird der Kurfürst gegen die un-

gerechten Sottisen vertheidigt, die in diesen mislichen Zeiten den verstimmten Geist der Bevölkerung noch mehr aufzureizen suchten. Die „Danksagungsadresse“ wird als ein „neid- und rachestrotzendes Machwerk, voll der ungerechtesten, abgeschmackten Inzichten, in dem pöbelhaftesten Wäscherton aus schwarzer Galle zusammengekritzelt“, bezeichnet. Das in der Broschüre „Wahrer Ueberblick u. s. w.“ aufgestellte Project einer süddeutschen Republik läßt den Verfasser des „Politischen Gesprächs u. s. w.“ zweifelhaft, ob „es als Scherz oder Wahnsinn auszulegen sei“; vor allem habe jener Planeschmied vergessen, zu berücksichtigen, ob denn der Kaiser sowie der König von Preußen diese „Herstellung der Nationalfreiheit der Baiern“ vor den Grenzen ruhig würden durchführen lassen.

In würdigerm Tone wird die Vertheidigung der bairischen Regierung von einem Nichtbaiern geführt: die „Bemerkungen über den Subsidientractat Baierns mit England“ (Beilage zur „Minerva“ von Hermann von Archenholtz, Germanien im Brachmonat 1800). Es ist hier nachgewiesen, daß dieser Subsidientractat keineswegs als Wucher mit Menschenblut, wie ihn sich andere deutsche Fürsten wol zu Schulden kommen ließen, betrachtet werden könne. Nicht Englands Interesse, sondern in erster Linie das bairische seien dabei berücksichtigt. Allerdings habe der Tractat nicht den Beifall des bairischen Volks gefunden, dies erkläre sich aber namentlich aus der in Baiern herrschenden Abneigung gegen das mit England verbündete Oesterreich. Baierns Regierung könne unter solchen Umständen nichts Besseres thun, als baldmöglichst ein neutrales Verhältniß anstreben.

Die bairischen Zeitungen scheinen die Schriften der Jakobinerverbindung im eigenen Lande als ein Noli me tangere betrachtet zu haben. In den politischen Blättern findet sich keine Andeutung; die belletristischen nehmen von jenen Zeit-

stimmen nur vorübergehende Notiz. Das „Intelligenzblatt der allgemeinen Literaturzeitung bezeichnet“ die Schrift „Ueber Süddeutschland“ und die „Adresse an Max Joseph“ als „Ausgeburten, die keine Aufmerksamkeit verdiene“ [16]), und ein anderesmal wird von letzterer Schrift und einem mir unbekannten Pamphlet: „Stimme der öffentlichen Meinung“, gesagt [17]), sie seien wol von solchen Menschen verbreitet worden, die dem Kurfürsten die bei seinem Regierungsantritt versprochene Preßfreiheit verleiden und die Nothwendigkeit ihrer abermaligen Unterdrückung beweisen wollen. Von den bairischen Nationalliedern heißt es [18]): „Sie gehören in die Klasse der «Dankadresse» und charakterisiren die Geistesstimmung einiger Männer, die es mit ihrem Vaterlande zwar gut meinen, aber seine Glückseligkeit auf diese Weise nicht befördern werden.“ Der „Allgemeine literarische Anzeiger“ [19]) sagt darüber nur: „Die Verfasser glauben, Süddeutschland geschehe ein Gefallen, wenn es republikanisirt werde.“ Die „Erlanger Literaturzeitung“ sagt über den Verfasser der Schrift „Ueber Süddeutschland“ [20]): „Der Himmel bewahre Teutschland und jeden Staat vor einem solchen Bürger!“ und bei Besprechung der „Dankadresse“ [21]): sie sei das Werk eines gemeinen Kopfes.

Die „Historischen Denkwürdigkeiten aus der neuern Geschichte des bairischen Staates“ [22]) berichten, der Staatsrath Thibeaudau, der im Gesetzgebenden Körper den mit der bairischen Regierung geschlossenen Separatfriedensvertrag noticirte, habe als besonders großmüthigen Act der französischen Regierung gerühmt, daß im bairischen Staate, „trotz der laut ausgesprochenen Wünsche so vieler Einwohner“, die Regierungsform respectirt wurde. Nach dem Moniteur [23]) war es nicht Thibeaudau, sondern der Staatsrath Boulay. Die Thatsache selbst ist richtig.

Auch im Schwäbischen tauchten damals ähnliche Bestre-

bungen auf. Neumann's Gewährsmann erzählt, daß bei den Versammlungen der „Vaterlandsfreunde" in München auch schwäbische Abgeordnete anwesend waren. Von revolutionärer Tendenz war auch eine zu Stuttgart erschienene Flugschrift: „Was gewonnen wird, wenn Schwaben eine Republik wird?" Ich konnte keines Exemplares dieser Broschüre habhaft werden.

IV.

Es bleibt noch eine Frage zu erörtern: **In welchen Kreisen der Bevölkerung zunächst in Baiern haben wir die Umsturzfreunde hauptsächlich zu suchen?**

Es ist charakteristisch für die herrschende Stimmung jener Tage, daß sowol die Schriften der Clubisten als die gegen ihr Treiben feindlich auftretenden „Vertraulichen Briefe" die „Pfaffheit" als schuldig an den Wirren im Staate in den Vordergrund drängen. Allerdings geriethen die Prälaten in jenem stürmischen Jahre mit der Regierung in Zwist. Als nämlich, berichten die „Historischen Denkwürdigkeiten"[24]), die nach der Flucht des Kurfürsten niedergesetzte Regierungscommission den bairischen Stiftern und Klöstern den Befehl zugehen ließ, ihr entbehrliches Kirchensilber zur Aufbringung der geforderten Contributionen u. s. w. mit dem Versprechen auf spätere Purification nach München abzuliefern, gab es nicht nur wenige, die sich erst nach langem Zögern dazu verstanden, sondern mehrere Klöster konnten erst durch Gewaltanwendung zur Herausgabe bewogen werden. Daß jedoch diese Widerstrebenden, nur weil sie das Nothrecht des Staates nicht anerkennen wollten, gegen die Regierung agirt oder gar Anschluß an die französische Republik erstrebt hätten, wie die „Vertraulichen" Briefe von „Bettelmönchen und einigen tückischen Pfaffen" behaupten, erscheint schon im Hinblick auf

die Stellung des Klerus zur französischen Republik durchaus unglaublich.

Funfzehn Jahre nach dem Auftauchen der revolutionären Projecte wird in einem Artikel „Aus Baiern" im „Rheinischen Merkur" [25]) erklärt: „Wie bekannt, wollten die Anhänger des Illuminatenordens nichts Geringeres, als Gott und alle Herrscher von ihren Thronen stürzen; darum waren sie von Anbeginn die natürlichen Alliirten der Franzosen und Bonaparte's; darum drangen sie in Moreau, als er mit seinem Heere nach Baiern kam, das Land zur Republik zu machen." Ist diese Zeitungsnotiz richtig? Waren die Illuminaten die Träger jener Bewegung? — Zwar war der Orden gesetzlich aufgehoben, aber es unterliegt keinem Zweifel, daß damit die geheime Verbindung der Mitglieder untereinander nicht völlig abgeschnitten war. Im Nachlaß des Hofraths Hoheneicher [26]) befindet sich ein ausgedehnter Briefwechsel von Ordensmitgliedern auch aus jener Zeit. Es findet sich aber nirgends eine Erwähnung von politischen Umtrieben, im Gegentheil, ein solcher Brief vom 2. Januar 1801 ohne Adresse drückt große Freude über den zu erwartenden Friedensschluß und die Hoffnung aus, daß das Land nun endlich von den Franzosen befreit werde. Dagegen muß die in der Schrift „Ueber Süddeutschland" hingeworfene Bemerkung: daß es in Baiern nicht an fähigen Köpfen fehle, eine Republik zu leiten, habe zur Genüge die Illuminatenbewegung bewiesen! als auffällig bezeichnet werden.

Bestimmte Folgerungen aber wird man aus solch vereinzelten Muthmaßungen und Gerüchten nicht ableiten dürfen, ohne sich einem Vorwurfe auszusetzen, von dem die Regierung selbst sich völlig rein erhielt. Von dem Grundsatze ausgehend: Gar oft verschlimmert sich die Krankheit durch hitzige Arznei! verschmähte die kurfürstliche Regierung nach Abzug der Franzosen, wenn man auch die nöthigen Vorsichtsmaßregeln nach

Rochelle's Anzeige getroffen haben mochte, auf verdächtige Persönlichkeiten zu fahnden, Häscher und Tribunale in Bewegung zu setzen. Die vorübergehende Entfernung des verdächtigen Utzschneider aus dem Staatsdienste ist der einzige Akt, der die Kenntnißnahme der Regierung von den Umtrieben ihrer Feinde verräth. Max Joseph bewies damals, geleitet von dem Wahlspruche Konstantin's: das Ohr des Fürsten sei geduldig! ebenso weise Mäßigung, wie bei dem ersten Aufflackern der Revolutionsidee im Herzogthum Zweibrücken, als er sich entschieden weigerte, gegen die Zweibrückener 1789 wegen Aufpflanzung eines Freiheitsbaumes mit Strafen einzuschreiten, und den Vorstellungen seiner Umgebung entgegenhielt, die Leute würden schon selbst wieder zur Raison kommen. Dieses politische Liebäugeln mit der Republik und den Franzosen endete gerade so wie jede individuelle Liebelei, die nicht auf bessere Principien begründet ist: nachdem man mit trunkenem Enthusiasmus begann und eine Zeit lang mit Wegräumung der Hindernisse sich abmühte, erkaltet allmählich die Neigung — das Ende ist Gleichgültigkeit oder gar Geringschätzung.

Kräftige Wurzel konnten jene republikanischen Träume im Volke sowenig fassen als der Illuminatismus, der Volkscharakter war gar nicht dazu angethan. Als die Wellen der revolutionären Bewegung sich allenthalben über Deutschland ausdehnten, schrieb Johannes von Müller an einen Freund: „Es ist wol nicht zu besorgen, daß in Deutschland eine gewisse Revindication der vergessenen Menschenrechte mit solcher Barbarei wie dort vor sich gehen sollte; unser Volk ist phlegmatischer, unsere Heere sind disciplinirter, und dann vermag auch die Menge nicht so viel, und leider sind die Provinzen einander zu fremd, um in irgendetwas gemeinsame Sache zu machen. Ich wünschte aber sehr, daß die Fürsten recht gewarnt würden. Vielleicht wäre dann zu

machen, daß sie zusammenträten und Eins würden, diesen echten gravaminibus nationis Germanicae durch einen vernünftigen mode de vivre abzuhelfen, bei diesem aber einander alsdann zu schützen."

Die nationale Seite dieses Wunsches wurde nun freilich durch die stürmischen Bewegungen jener Zeit nicht gefördert. Nur die einseitigste Geschichtsauffassung wird aber verkennen, daß durch Befriedigung gerechter Volkswünsche Max Joseph und sein Minister Montgelas, le premier ministre révolutionnaire, wie Hardenberg ihn nannte, nach vielen Richtungen für Baiern und somit auch für Deutschland wohlthätig und zeitgemäß gewirkt haben.

Anmerkungen.

1) Jahrbücher für Politik und Literatur, Jahrg. 1864, S. 286.

2) Vor einigen Jahren hielt Professor Kunstmann über das nämliche Thema einen Vortrag in der münchener Akademie. Er starb jedoch, ehe er das hierzu gesammelte Material zu einem zusammenhängenden Aufsatze verarbeitete. Einige Excerpte fanden sich in seinem von der münchener Universitätsbibliothek verwahrten Nachlasse vor, die ich benutzen konnte.

3) J. Venedey, Die deutschen Republikaner, S. 30.

4) Das Manuscript ist im Besitze der Familie des Verfassers, doch besitzt die münchener Staatsbibliothek eine Abschrift dieses interessanten Werkes.

5) Königliches allgemeines Reichsarchiv, Generalhofcommissariatsakten 1800—1: „Ueber Polizeigegenstände in München."

6) Generalhofcommissariatsakten im allgemeinen Reichsarchiv.

7) Tom. 19, p. 250.

8) Tom. 3, p. 245.

9) Tom. 14, p. 522.

10) Jahrg. 1840, Heft II, S. 137.

11) Die Originale befinden sich im Besitz des Herrn Oberbergdirectors von Knorr, der sie dem verstorbenen Professor Kunstmann zur Benutzung überließ.

12) Eine Abschrift findet sich in der Manuscriptensammlung „Rheinwaldiana" (Nr. 8, S. 75), die auf der münchener Staatsbibliothek verwahrt ist.

13) Das Manuscript ist im allgemeinen Reichsarchiv verwahrt.

14) Das Manuscript befindet sich im Besitze des Herrn Majors von Heilmann.

15) Unter der Handschriftensammlung der Hof- und Staatsbibliothek zu München.

16) Jahrg. 1801, S. 626.

17) Ebend., S. 630.

18) Ebend., S. 631.

19) Jahrg. 1801, Nr. 44.

20) Jahrg. 1800, Nr. 11.

21) Ebend. 1800, Nr. 221.

22) Bd. 1, S. 57.

23) Nr. 68 vom 8. Frimaire, S. 269.

24) Bd. 1, S. 52.

25) Jahrg. 1815, Nr. 211.

26) Die Manuscripte sind auf der königlichen Universitätsbibliothek zu München verwahrt.

Jean Froissart und seine Zeit.

Streiflichter auf das Literatur- und Gesellschaftsleben des spätern Mittelalters

von

Dr. Georg Weber

in Heidelberg.

Zweimal hat die französische Nation dem europäischen Kunst- und Gesellschaftsleben Richtung und Gesetze gegeben. Es ist eine allbekannte Thatsache, daß in den Tagen Ludwig's XIV. und seines Nachfolgers Frankreich auf dem gesammten Gebiete der gesellschaftlichen Bildung eine unbestrittene Vorherrschaft in Europa geübt hat. Weniger allgemein bekannt möchte es sein, daß eine ähnliche Vorherrschaft auch schon im Mittelalter bestanden hat, wenn auch nicht in den ersten, so doch in den letzten Jahrhunderten. Freilich war jene ältere Culturblüte nicht wie die neuere zugleich von einem Uebergewicht in der Politik und auf dem Kriegsfelde getragen, und deshalb konnte sie leicht dem flüchtigen Beschauer der Weltgeschichte in ihrer wahren Bedeutung verschwinden: wie geringfügig erscheinen uns doch jene kleinen Kriege und Fehden zwischen den capetingischen Königen und den trotzigen Feudalherren gegenüber den welterschütternden Thaten und Anstrengungen der hohenstaufischen Herrscher! wie klein und unbedeutend das Königreich an der Seine gegenüber der Weltmacht des Deutsch-Römischen Reiches! Aber mitten unter diesem Kämpfen und Ringen um das nationale Dasein haben sich aus dem Schoße des begabten und regsamen gallo-fränkischen Volkes, in dem das romanische und germanische Wesen früh zu einer glücklichen Mischehe sich verbunden hat, Culturkeime entwickelt, welche sich rasch mit gewaltigem Siegesschritt nach

allen Seiten ausbreiteten und Wurzel faßten. Alle jene großen Factoren, welche das mittelalterliche Leben durchdrangen, beherrschten und in Bewegung setzten, das Ritterthum, die Kreuzzüge, die Minnedichtung, die gothische Baukunst, die romantische Heldenpoesie und so manches andere sind auf Frankreichs Boden entstanden und emporgewachsen; noch in höherm Grade als im 17. und 18. Jahrhundert ist die gesellschaftliche Bildung der höhern Stände in Europa im Mittelalter von Frankreich bedingt und bestimmt worden, noch mehr als Boileau, Racine und Molière haben die Troubadours, die epischen Dichter, die Provenzalen das Reich der Poesie, die heitere Kunst beherrscht, der vornehmen Welt gesellschaftliche Formen gegeben, der Phantasiethätigkeit Vorbilder geschaffen. Es ist bekannt genug, daß alle jene Lieder und Gedichte von Roland und den Helden Karl's des Großen, von Artus' Tafelrunde und dem heiligen Gral, an denen sich die vornehme Welt des Mittelalters ergötzte, aus französischen Sagenkreisen hervorgegangen sind, daß der Frauendienst und die Minnedichtung in der Galanterie der französischen Ritterschaft ihren Ursprung nahmen, daß das ganze höfische Wesen, die ganze conventionelle Mode- und Zeitbildung ihre Impulse und Gesetze von Frankreich erhielten. Selbst unsere deutsche Ritterdichtung, epische wie lyrische, mit Ausnahme des alten nationalen Sagenschatzes von den Nibelungen haben nach Inhalt und Form ihre Anregungen aus der französischen Romantik empfangen. Und wie hoch wir dermalen mit Recht den urwüchsigen Sagenstoff vom Siegfried und Dietrich anschlagen und wie stolz wir Nachgeborene auf diese Schöpfung des germanischen Geistes, auf dieses nationale Erbgut aus den Urzeiten der Väter blicken: in den Tagen der Hohenstaufen, in den Zeiten des ritterlichen Glanzes traten an den Höfen und auf den Edelsitzen der Burgherren die nationalen Sagen und

Heldenlieder hinter dem Fremdländischen zurück. Der adeliche Minnesänger, der von der „Milde“ seiner fürstlichen Gönner lebte, überließ den altgermanischen Sagenstoff den untergeordneten Volksdichtern, während er die vornehme Schloßgesellschaft von den Abenteuern und Schicksalen der Artusritter, von der Liebe Lust und Leid des minneseligen Tristan unterhielt oder im schmachtenden Lied eine erkünstelte Liebesflamme auf eine unbekannte Herzensdame nach französischem Vorbilde vortrug. Nach solchen Triumphen in der Vergangenheit ist es begreiflich und verzeihlich, wenn noch heutzutage die „große Nation“ dem traditionellen Glauben huldigt, daß sie an der Spitze der Civilisation einherschreite. Man sonnt sich so gern an den Tagen des Glanzes und läßt so ungern den Gedanken aufkommen, daß die frühere Herrlichkeit vorüber ist und andere Völker im geistigen Ringkampfe nachgekommen sind.

Es ist übrigens nicht die Aufgabe der vorliegenden Arbeit, das Zeitalter des ritterlichen Ruhmes und der poetisch-religiösen Begeisterung, das in den Kreuzzügen seinen Höhepunkt fand, nach seinen einzelnen Ausstrahlungen darzulegen; diese interessante, durch den Zauber der Romantik getragene Welt hat schon viele Darsteller gefunden. Wir wollen vielmehr in eine Periode herabsteigen, wo die innere Kraft und Poesie bereits gewichen war und nur das äußere Gehäuse mit Sorgfalt bewahrt und gepflegt wurde, wo man die Formen um so eifriger festhielt, je mehr die Seele und der belebende Odem verschwunden war. Unser Zweck ist, an zwei Werken, welche die vornehme Welt des spätern Mittelalters beherrschten und schilderten, an dem Roman von der Rose und an den Gedichten und Chroniken Froissart's das gesellschaftliche und literarische Leben Frankreichs im 14. und 15. Jahrhundert zu beleuchten, und dann an Chaucer, dem Vater der englischen Dichtkunst, darzuthun,

wie das britische Inselvolk sich von dem fremdländischen Einfluß emancipirte und in selbständige nationale Bahnen einlenkte. Bis gegen die Mitte des 15. Jahrhunderts konnte man sich in dem Gedanken wiegen, die Länder auf beiden Seiten des Kanals, wo die höhere Gesellschaft durch Gleichheit der Abstammung und Aehnlichkeit der Lebensformen so innig verbunden und verflochten war, möchten unter Einer Krone vereinigt werden. Heinrich VI. konnte sich noch mit mehr Fug und Recht „König von Frankreich" nennen als Karl VII. bei dem Tode seines geisteskranken Vaters. Erst der Ausgang des mehr als hundertjährigen Krieges richtete eine Scheidewand auf, welche die beiden Nationen auf sich selber wies.[1]) Diese Scheidung wurde sowol auf dem literarischen als auf dem politischen Gebiete vollzogen und erhielt ihre Vollendung durch geschichtliche Ereignisse, die einen tiefen Schnitt in das Fleisch des englischen Volkes machten. In der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts wurde in dem Inselreiche ein Kampf um die Rosen durchgefochten, der von dem im französischen Roman von der Rose sehr verschieden war. Dort war nicht der „Minnesold", sondern Scepter und Krone der Preis des Ringens, und nicht die Künste der Liebe und Verführung die Waffen, sondern das bluttriefende Schwert und die sicher treffende Lanze. Diese Kriege der rothen und weißen Rose bereiteten dem normannisch-französischen Feudaladel ein weites Grab in der grünen Erde Altenglands und führten den heimischen Mittelstand, die Abkömmlinge der unterdrückten Angelsachsen, den eingeborenen Landadel, die Bürgerschaften der emporstrebenden Stadtgemeinden auf die Höhe des handelnden Lebens. Schon in Chaucer's „Canterburgischen Geschichten" begegnen wir einer sehr gemischten Gesellschaft, die von der feudalen Ritterwelt seines Zeitgenossen Froissart himmelweit absteht. Hier sehen wir schon im Keime den bürgerlichen Rechts- und Handelsstaat,

der unter den Tudors zur Entwickelung und Ausbildung kam. In Frankreich dagegen dauerte die ritterliche Romantik fort, ja sie gelangte an der Scheide des Jahrhunderts am Hofe Karl's VIII. noch einmal zu einer so bedenklichen Höhe, daß man bereits bei manchen Erscheinungen an Don Quixote erinnert wird. Die Ursachen dieses Fortlebens einer überwundenen Vorstellungswelt in einer Zeit, die in allem Uebrigen bereits eine andere Gestalt angenommen, andere Interessen verfolgte, andere Aufgaben zu lösen hatte, dürften theils in dem nationalen Charakter der Franzosen, theils in der Entwickelung der Staatsgesellschaft gefunden werden. Militärisch-ritterliches Wesen, Galanterie und Frauendienst, Hang zu Abenteuern und kriegerischer Bravour, herausforderndes Selbstgefühl und prahlerische Ostentation, wie sie in dem spätern Ritterthum zu Tage treten, gehörten in allen Zeiten und Jahrhunderten zu den hervorstechendsten Charakterzügen und Eigenthümlichkeiten der französischen Natur. Bei keinem andern Volke sind Romantik und Ritterthum, Gefallen an höfischen Manieren, an äußerm Prunk und Putz, an gesellschaftlicher Haltung so sehr in Fleisch und Blut eingedrungen als bei unsern Nachbarn im Westen. Als in den deutschen Reichsstädten, in den niederländischen Handels- und Fabrikstädten, in den italienischen Stadtrepubliken das Bürgerthum sich auf allen Gebieten eine ebenbürtige Stellung mit dem Fürsten- und Adelstande errungen hatte, führte in Frankreich die Aristokratie in der Gesellschaft wie in der Kunstbildung und Literatur noch die unbestrittene Alleinherrschaft, waren die städtischen Communen noch zu keinem namhaften Factor im Cultur- und Staatsleben emporgewachsen. So kam es denn, daß die ritterliche Poesie und die Romantik des Mittelalters noch am Hofe und auf den Burgen der Feudalherren fortbestand, als in den meisten der übrigen Länder bereits eine neue Zeit mit andern Richtungen und

Lebensinteressen angebrochen oder in Werdelust begriffen war. In Deutschland huldigte man nur noch in Oesterreich und Baiern den alten Neigungen und weilte noch in dem inhaltleeren Traum- und Phantasieleben der Tafelrundromane, während überall sonst ein praktischer Realismus in den Anschauungen und in der Literatur seinen siegreichen Eroberungszug angetreten hatte. Es ist bezeichnend genug, daß gerade auch hier die Reformation, die doch wesentlich eine Schöpfung des germanischen Geistes war, zurückgewiesen wurde. Wir werden sogleich erfahren, wie innig die romantische Poesie mit den alten Ordnungen und Instituten der römisch-katholischen Kirche und des Feudalstaates zusammenhing.

I.[2])

Der Roman von der Rose, in welchem das spätere Mittelalter den Triumph der romantischen Poesie, den vollendetsten Ausdruck des ritterlichen Minnelebens erblickte, ist eine allegorisch-epische Dichtung über die „Kunst zu lieben". Ursprünglich von Wilhelm von Lorris verfaßt, dann von Jean de Meung, genannt Clopinel oder der Lahme, einem Zeitgenossen Dante's, fortgeführt und erweitert, ist der Roman zwei Jahrhunderte lang das gelesenste und verbreitetste Buch in Frankreich, in den Niederlanden und in England gewesen, ist bewundert, nachgeahmt und übersetzt, ist angegriffen und getadelt worden und hat auf das literarische und gesellschaftliche Leben einen mächtigen Einfluß geübt. Es dürfte nicht ohne Interesse sein, nach den Ursachen zu forschen, welche der Allegorie eine so große Bedeutung in der Dichtkunst dieser Zeit verschaffte, die dichterische Thätigkeit, insbesondere bei den romanischen Völkern auf Wege lenkte, die das gesunde Urtheil und der natürliche Sinn doch nur als Irrwege betrachten kann. Wir glauben nicht fehl-

zugehen, wenn wir als die Hauptquellen und Ausgangspunkte die zwei großen Factoren der Lebensgestaltung des christlichen Mittelalters, die Kirche und das Ritterthum, bezeichnen. Die religiöse Symbolik, die kirchlichen Ceremonien und Gebräuche, die geheimnißvollen Formen und Formeln des Gottesdienstes, die alle nur als Gleichnisse und Träger verborgener Gedanken, als Sinnbilder großer Ideen dienen sollten, mußten den Menschengeist gewöhnen, hinter der Erscheinung eine tiefere Bedeutung, hinter der Verhüllung einen den Sinnen unfaßbaren geistigen Inhalt zu suchen, im Zeichen und Ausdruck nur das Mittel der Vorstellung zu erblicken. Bei der hohen Macht, welche Religion und Kirche auf Kunst und Literatur, auf das gesammte Cultur- und Geistesleben des Mittelalters übte, war es daher sehr begreiflich, daß Symbolik und Allegorie die ganze Gedanken- und Phantasiethätigkeit gefangen und gefesselt hielt, daß „alles Vergängliche nur als ein Gleichniß" erschien, daß Sprache und Redeformen nur als Hülle verborgener Weisheit galten. Die christliche Poesie nahm daher früh eine Richtung zu Symbolik und Allegorie. Noch ehe Dante in seiner „Göttlichen Komödie" der Welt das imponirende Musterbild einer allegorischen Religionsdichtung geschaffen, die nur aus höherer Inspiration geflossen zu sein schien, hatten schon die deutschen Mystiker die herkömmlichen Bilder und Vorstellungen der Minnepoesie auf die Beziehungen des Menschen zu Gott angewandt und insbesondere das Verhältniß der Seele zu Gott als eine „Gemahlschaft", als eine Vermählung und Hochzeit aufgefaßt. Von einem der berühmtesten, der „Tochter Syon", gibt Gervinus folgende Inhaltsbeschreibung: „Die sehnsüchtige Seele führt sich redend ein; allegorische Figuren treten dialogisch hinzu. Cogitatio quält sie mit ihrer weltlichen Unruhe und Rathlosigkeit; der Glaube tröstet sie, sie solle alle vergängliche Freude lassen, sich reuig an

Jesus halten und über sich ins Himmelreich blicken. Die Zuversicht, in Gottes Küche die Küchenmeisterin, bestärkt sie in dieser Weltverachtung und weist sie an die Weisheit. Diese wieder richtet ihren Blick auf Demuth, willige Armuth, Barmherzigkeit, Gehorsam und Keuschheit; sie solle verleugnen wer sie ist, hoch über sich emporfliegen durch alle Chöre zum obersten Chor: dann werde der Liebste ihr entgegengehen und sie mit Armen umfangen, ihr seine Majestät zeigen, sie bei der Hand leiten ins Land der Engel, und sie da speculiren und sich selbst contempliren lassen, bis sie gar Ein Ding mit ihm werde. Die Minne (Caritas) weist sie noch näher zu dieser Vereinigung, und vereint mit ihr zeigt das Gebet der Tochter von Syon, wo Jubilatio sei. Minne und Gebet führen sie dann vor den König; die Tochter verliert ihre Kraft, die Minne trifft mit ihrem Geschosse den König auf seinem Throne, sodaß er die Seele minniglich in seine Arme nimmt und sie sich vereint. Gemahl, spricht er, sei gewiß, ich lasse dich nimmermehr und empfange dich zu rechter Ehe. Das war ein ganzer Jubilus.“

Nicht minder reich war das Ritterthum an symbolischen und allegorischen Vorstellungen, zumal in seiner spätern Periode. In den Tagen der Kreuzzüge war die Ritterschaft eine interessante und inhaltreiche Institution. Wie viel Schein und Heuchelei, wie viel Mystification und Ostentation auch immer unter dem Ritterkleide versteckt sein mochte, es lagen doch gewisse sittliche Ideen zu Grunde, und in der vollkommensten Ausprägung derselben, den geistlichen Ritterorden, haben sich diese Ideen wol auch wirksam gezeigt. Anders war es im 14. und 15. Jahrhundert, als das Ritterthum, seiner eigentlichen Aufgaben und Thatenziele beraubt, zu einer eiteln Prunkanstalt der vornehmen Welt entartete. Wir werden unten bei Froissart einen Blick thun

können in dieses hohle Wesen ohne Seele, in diese Turniere und Ritterspiele, in diese Feste und Schaugepränge: es waren abgestandene, leere Formen, an denen man um so fester hielt, je mehr die ursprüngliche Bedeutung entschwand, die man um so fleißiger pflegte, je weniger sie mit dem wirklichen Leben übereinstimmten, auf die man um so größern Werth legte, je geringer ihre ethische Kraft, ihr sittlicher Kern ins Gewicht fiel. Als die geistlichen Ritterorden aufhörten oder in fremde Bahnen einlenkten, gefielen sich die Fürsten an dem Spielwerk höfischer Adelsgenossenschaften, die sie als Ritterorden bezeichneten und mit dem Flitter und Schimmer äußerlicher Ehre und Auszeichnung schmückten, ohne Tugend und Seelenadel zu verlangen; je weniger das Ritterthum auf dem Schlachtfelde leistete, desto prahlerischer gestalteten sich die Schauspiele des Lanzenstechens und die Großthaten der Turnierhelden; je weniger man Kraft und Fähigkeit zeigte, die Türken aus Europa zu verdrängen, desto freigebiger war man mit kühnen Gelübden, desto mehr erging man sich an reichbesetzter Tafel im wappengeschmückten Rittersaale in großsprecherischen Reden, denen keine Thaten folgten. Die Souveräne rivalisirten miteinander in Ordensstiftungen ohne tiefern Gehalt. Der englische Hosenbandorden reizte den König von Frankreich und den Herzog von Burgund, um durch ähnliche Schöpfungen in der Geschichte zu glänzen: so entstanden in Frankreich der Stern- und Michaelsorden, in den Niederlanden der neue Argonautenorden vom Goldenen Vlies; auch die Könige von Schottland und Dänemark wollten nicht zurückbleiben. Daß es bei diesen Ordensfesten und Stiftungstagen nicht an allegorischen Aufzügen, an Schaustücken und Sinnbildern fehlte, ist eine allbekannte Sache. Es schien zuletzt, als ob die Poesie und Geschichtschreibung keine andere Aufgabe mehr hätte, als durch den Griffel von Hofdichtern und Hof-

historiographen diese Prunkfeste zu verherrlichen und in die Jahrbücher einzutragen. Der Sinn für natürliche Größe, für Tugend und Menschenwürde verschwand aus dem Leben, und an die Stelle der Wahrheit und der Thatkraft trat Schein, Maskenspiel und Ostentation. Dies war auch für die dichterische Allegorie die goldene Zeit. Wenn die Poesie ein Bild des Lebens sein soll, wenn sich in der dichterischen Form die Wirklichkeit verklärt abspiegeln soll, wie konnte dann die Poesie dieser Aufgabe glücklicher nachkommen, diesen Beruf pflichtgetreuer erfüllen, als indem sie die Formen, welche das Leben auf seinen Höhen beherrschten, auch zu ihrem Gewand nahm, auch zum Träger und Verkündiger ihrer Schöpfungen und Gebilde machte? Die Muse der Dichtkunst that diesen Schritt kühn und entschlossen und erntete in jenen Jahrhunderten der Convenienz, der traditionellen Form, der künstlichen Systeme, Ruhm und Gewinn in reicher Fülle. So geschah es denn, daß in der ganzen romanischen Welt und nicht minder in den Niederlanden und in England die Allegorie die ganze Poesie durchdrang und beherrschte, daß die epische Dichtkunst personificirte Begriffswesen als Helden einführte, daß die Schauspiele mit allegorischen Figuren prangten, daß der Lyriker seine Gefühle und Empfindungen in verhüllter Gestalt und bildlicher Sprache vortrug; daß der Didaktiker seine Lehren erdichteten Figuren, idealen Begriffswesen, in den Mund legte. Auch die Todtentänze, an denen damals das von Krieg und Pestilenz so hart bedrängte pariser Volk mit entsetzlicher Ironie sich ergötzte und die ihren Weg auch in die Malerei und in die dramatischen Darstellungen nahmen, mehrten die allegorischen Formen des Kunstlebens. Der Schritt war leicht gethan; wohin das dichterische Auge blickte, sah es sich von Schein, Bildwerk und Gleichniß umgeben; wie sollte in einer solchen Welt von Convention, Form und Ueberlieferung die Poesie

zu einem realistischen Gehalt, zu einer natürlichen Gestaltung gelangen? Waren denn nicht schon die Herzensdamen der Troubadours Wesen ohne Blut und Fleisch, deren wirkliche Existenz sehr zweifelhaft blieb? Sind denn nicht so manche Lieder unserer Minnesänger so schwankend und verschwommen gehalten, daß man leicht versucht wird, die darin gepriesene Schöne für ein Gebilde der Phantasie und das Liebesentzücken für mühevolle Kunstarbeit zu halten? Lassen uns nicht oft Petrarca's melodische Sonette im Dunkeln, ob unter der gefeierten Laura eine heißgeliebte Frau oder der Dichterlorber zu verstehen sei? Und ist denn nicht die großartigste Dichtung der romanischen Welt, die „Göttliche Komödie", durch und durch auf Allegorie und Symbol, auf mystische Vorstellungen von Kirche und Staat aufgebaut? Das hohe Ansehen, das dieses poetische Werk fort und fort behauptete, war ebensowol eine Folge dieser herrschenden Zeitrichtung als die Ursache ihrer Dauer. Am wenigsten Erfolg hatte die allegorische Dichtung der Romanen in Deutschland, wo man sich überhaupt in dieser Zeit mehr und mehr von Frankreichs Einfluß freimachte. Doch hat sich auch die deutsche Dichtung nicht ganz davon fern gehalten. Nicht nur daß, wie erwährt, die Mystiker ihre religiösen Gedichte und theosophischen Speculationen in verhüllter Gestalt einführten; ein vielgelesenes Gedicht: „Die Jagd des Hademar von Laber", kleidet die Freuden und Leiden der Liebe in die Allegorien einer Jagd ein, ein Gedicht in breiter, eintöniger Form, aber nicht ohne liebliche gemüthvolle Züge und Kenntniß des menschlichen Herzens; und das berühmte, aber dichterisch unbedeutende Epos der Theuerdank, an welchem Kaiser Maximilian selbst mitgearbeitet und seine eigenen Thaten und Schicksale unter erdichteten Namen und Figuren dargestellt hat, ist eine Nachbildung des französischen Modegeschmacks. Daß übrigens

in Deutschland die allegorische Poesie nicht mit mehr Erfolg gepflegt wurde, lag wol hauptsächlich an der Unfähigkeit der höfischen Sänger und an der Gleichgültigkeit und Interesselosigkeit des fehdelustigen verwilderten Adels. Denn wie sehr man auch den Roman von der Rose, besonders in der erweiterten mit allerlei gelehrten Zusätzen vermehrten Bearbeitung durch Jean de Meung, als eine Verirrung der dichterischen Bildungskraft verurtheilen mag, die deutsche Literatur des 14. und 15. Jahrhunderts hat doch kein einziges poetisches Werk aufzuweisen, das nur von fern mit dem französischen Gedicht verglichen werden könnte, und die rohen und kunstlosen Producte aus der Siegfried- und Dietrichsage, mit ihren Riesen und Zwergen, ihren Zauberern und wunderlichen Fabelwesen, an welchen die fahrenden Dichter und Bänkelsänger der Zeit ihre geringen Kräfte versuchten, bieten keinen Ersatz für das reiche vielgestaltige Leben, das in der französischen allegorisch-didaktischen Heldendichtung zu Tage tritt.

Der Roman von der Rose ist eine allegorische Erzählung in Form eines Traumes. Im Wonnemonat Mai, wo sich alles liebt und paart, sieht sich der träumende Jüngling in die Nähe des Gartens der Liebe versetzt, wo ein schöner Rosenstrauch voll herrlicher Rosen ihm winkt. Da erscheint ihm sogleich ein ganzes Heer von sinnbildlichen Figuren, welche der Liebeswerbung entgegenarbeiten oder hülfreich zur Seite stehen. Die Dame Oiseuse, der personificirte Müßiggang, öffnet ihm die verschlossene Gartenthür; Amor wird des Liebenden gewahr und verwundet ihn mit seinem Pfeile. Nun wird der Getroffene von unwiderstehlichem Verlangen erfaßt, die lieblichste der Rosen zu pflücken. Er huldigt dem Liebesgott und leistet ihm den Lehnseid; dieser empfängt und verwahrt sein Herz und gibt ihm, seinem Vasallen, Verhaltungsmaßregeln zum bevorstehenden Eroberungskriege. Die Dame Bel-Accueil, der

freundliche Willkommen, steht ihm als Verbündete bei und durch ihre Vermittelung erblickt er die ersehnte Rose; allein der Zugang wird ihm verwehrt durch allegorische Begriffswesen: Gefahr, Furcht, Verleumdung („böse Zunge"), Scham, Eifersucht u. s. w., die wie eine feste Mauer den Gegenstand seiner Begierde umgeben. Die Vernunft, gleichfalls eine allegorische Persönlichkeit, räth zum Rückzuge; als der Träumende jedoch ihrem redseligen Raisonnement widersteht und bei seinem Vorhaben beharrt, unterweist sie ihn, wie er mit Hülfe liebegünstiger Eigenschaften, die wieder als personificirte Figuren, als freundlicher Willkommen, Mitleid, Freimuth, Aufrichtigkeit (Simplesse) auftreten, die verrätherische „Gefahr" (Dangier) und die andern Feinde überwinden könne. Zuletzt ruft Amor, in dessen Lehndienst der Liebende getreten ist, alle seine Vasallen auf, um die Mauer, von welcher die Rose umgeben und vertheidigt wird, zu erstürmen.

Die Dienstmannschaft des Liebesgottes besteht aus den persönlich gedachten Eigenschaften und ritterlichen Tugenden, die ein Liebeswerber besitzen muß, wenn er zum Ziele gelangen will: freie Zeit (Oyseuse), Adel des Herzens, Freimuth, Ehre, Kühnheit, Courtoisie, Freigebigkeit, Liebeslust (Déduit), Sicherheit, Jugend, Ausdauer u. a. m. Zuletzt, nachdem alle die Laster und schlimmen Eigenschaften, welche der Liebe feindlich entgegenstehen, Untreue (Félonie) und Niederträchtigkeit, Haß und Geiz, Verleumdung (Malebouche) und Gefahr, Mismuth und Verdruß, Alter und Armuth, überwunden sind von den Tugenden im Dienste der Liebe, von der Dienstmannschaft Amor's, in die man selbst zwei Gestalten von zweideutiger Natur, die Heuchelei (Faux-Semblant) und den Cölibat (Contrainte-Abstenence) als Mitstreiter aufnimmt, wird mit Hülfe der Venus die Feste, welche die Rose umschlossen hält, im Sturm erobert und die Blume endlich gepflückt, der „Minnesold" errungen.

Wie man aus dieser kurzen Inhaltsangabe erkennt, ist die Erfindung, sind Plan und Anlage des Romans weder sinnreich noch fesselnd, und die Tendenz, die schließlich aus der Verhüllung hervortritt, frivol. Die künstlerische Einheit ist aus der Fülle von Bildern und Situationen, von Abstractionen und allegorischem Spiel schwer herauszufinden; alle Laster und Tugenden treten als personificirte Gestalten in die Handlung ein; Allegorie schließt sich an Allegorie, die ganze Erscheinungswelt geht in Gleichniß auf, in jeder Scene und Darstellung liegt unter dem äußerlichen natürlichen Sinn noch eine tiefere, verhüllte Idee verborgen; die Phantasie wird ermüdet durch eine Welt ohne Realität, der Verstand angestrengt durch die Forschung nach der im Bilde verschlossenen Weisheit, das sittliche Gefühl verletzt durch die Sinnlichkeit und Leichtfertigkeit des Inhalts, der Sinn für Anstand und Sitte beleidigt durch viele indecente Verstöße und Auslassungen. Selbst die Form hat manche Mängel. Eine Dichtung von 20000 Versen, in welchen die Episoden und Digressionen, die gelehrten und scholastischen Deductionen, die satirischen Züge und Schilderungen den Gang der Erzählung überwuchern, sodaß der Weg der epischen Handlung durch die Mannichfaltigkeit des Beiwerks oft versteckt ist, muß nothwendig ermüden, zumal da die Verse, wenn sie auch in leichter Diction dahingleiten, doch incorrect und ohne Sorgfalt in Maß und Tonfall sind.

Und dennoch war der Roman von der Rose zwei Jahrhunderte das Ergötzen der gebildeten Welt und erfreute sich einer Bewunderung und eines Beifalls, wie sie kaum Dante's „Göttliche Komödie“ in jener Zeit gefunden hat. Wie läßt sich diese Ueberschätzung eines Buches, welches heutzutage nur der Literarhistoriker in die Hand nimmt und Gott dankt, wenn er die wunderliche Welt voll fictiver Gestalten, voll abstracter Begriffswesen, voll Schatten und Schemen

ohne Blut und Leben hinter sich hat, erklären? Viel mag man dabei der romanischen Natur und Richtung im Allgemeinen zuschreiben, viel der Neigung und Vorliebe der französischen Nation für künstliche Verstandespoesie, für Spiele des Witzes, für dichterische Erzeugnisse, in denen eine gewisse Grazie und Eleganz ausgeprägt ist, der Esprit, das geistreiche Wesen zum Ausdruck kommt; vieles dem Hange der Zeit für Schein und Aeußerlichkeiten, für die überkommenen Formen des Ritter- und Minnelebens, für die chevaleresken Manieren, mit denen man die Gebrechen der Gesellschaft zu verhüllen suchte. Doch dürfen wir das ästhetische Wohlgefallen mehrerer Generationen, das sich auch auf den anglonormannischen Adel in England und auf die flandrische Aristokratie ausdehnte, nicht allein von einer einseitigen misleiteten oder verkehrten Zeitbildung herleiten; wir müssen uns auch in dem Buche selbst nach solchen Seiten und Eigenschaften umsehen, die Anlaß zu dieser Gunst und Bewunderung der französischen oder französisch gebildeten Gesellschaftskreise gegeben haben mögen. Eine solche Seite, die dem Buche einen besondern Werth und Reiz verlieh, dürfen wir vor allem suchen in der Mannichfaltigkeit des Inhalts, in der Lebendigkeit der Darstellung, in der Ueppigkeit der Beschreibungen. Der Grund, warum der Rosenroman zu solcher Berühmtheit gelangte, bemerkt Rosenkranz, lag darin, daß jedem Bedürfniß geschmeichelt war: „wer auf die Unterhaltung durch leichte und witzige Erzählungen ausging, fand sie in den eingestreuten epischen Episoden; wer die Frivolität, ja Obscönität liebte, konnte in der Geschichte des Liebenden, in der Zweideutigkeit des symbolischen Ausdrucks, die gegen das Ende zu besonders anwächst, volle Befriedigung haben; wer das Zarte, Liebliche, echt Erotische liebte, mußte wenigstens stellenweise die Dichtung anerkennen; wer, zum Grübeln geneigt, in die Poesie sein theologisches oder philo-

sophisches System hineinzubilden pflegte, konnte hier mit Bequemlichkeit die größten tiefsinnigen und paradoxen Speculationen allegorisch repräsentirt erblicken, ja durch einzelne Reflexionen zu wirklichem Denken fruchtbare Veranlassung empfangen; endlich, wer den Werth der Poesie in die zierliche Ausbildung der Formen setzte, der mußte eingestehen, daß dieser Roman durchweg fließend, bilderreich, malerisch ausgeführt war." So sehr auch in dem Schluß der Dichtung der „Minnesold" der Preis des Ringens und Mühens, den der glückliche Eroberer der Rose gewinnt, unter der durchsichtigen Verhüllung in leichtverständlicher Sinnlichkeit und wenig keuschen Zügen auftritt; die vornehme Welt, die sich an den poetischen Ausführungen und Digressionen, an der Mannichfaltigkeit der Situationen und Schilderungen, an dem reichen über alle Lebenskreise sich verbreitenden Inhalt ergötzte, sah über den verführerischen und unzüchtigen Charakter weg und legte den Worten einen ihr zusagenden Sinn bei. Die Unbestimmtheit und Vieldeutigkeit der allegorischen Einkleidung gab der Auslegung einen weiten Spielraum. Man konnte die sinnliche Liebe zu einer geistigen und religiösen verklären, man konnte die Tendenz des Romans zu einem siegreichen Kampfe der Tugend mit dem Laster erheben; man konnte den Verdächtigern und Zweiflern mit dem herausfordernden Spruch des Kniebandordens zurufen: „Honny soit qui mal y pense"; man konnte die bedenklichen Moralisten auf die eingestreuten Sittenlehren und Sittensprüche, auf die Zurechtweisungen, Ermahnungen und Tugendlehren verweisen. Wenn das Weltkind sich die verlockende Theorie der Liebespraxis zu Nutze machte, wenn der betrogene Weiberfeind der Verunglimpfung und Verspottung der Frauen zustimmte; wenn der Freigeist sich über die satirischen Schläge freute, welche gegen die Kirche, insbesondere gegen die Bettelmönche geführt

werden; wenn der Demokrat mit Vergnügen hörte, daß die Amtleute und Gerichtsdiener die ärgsten Diebe seien, und aus dem Munde von Marius die scharfen Ausfälle gegen Fürsten und Adel vernahm, fand der Gelehrte und Grübler in den philosophisch-scholastischen Ausführungen und in den Unterweisungen, welche Genius, Kaplan der „Dame Natur", über das Universum, über Physik und Alchymie ertheilt, Stoff und Anleitung zum Nachdenken und Speculiren; ergötzte sich der Aesthetiker und Kunstfreund an den trefflichen Schilderungen und Beschreibungen, woran das Gedicht so reich ist, an der leichten zierlichen Erzählung und naiven Grazie, die in so manchen Stellen hervorleuchten, an den witzigen Anspielungen auf Zeitverhältnisse, auf herrschende Zustände und Ideen. Der Roman von der Rose war das verführerische weltliche Evangelium für alle Lebenskreise, für alle Stände, für alle Richtungen und Bestrebungen mit scharfen satirischen Zügen gegen die bestehenden Ordnungen und Institutionen, eine weltliche Sittenlehre, welche sich gegen die durch Kirchengebote und Gesetze aufgerichteten gesellschaftlichen Schranken auflehnte und der Begierde und Sinnenlust bis zur Emancipation des Fleisches das Wort redete. Eine Hauptrolle spielt der „Faux-Semblant", die Heuchelei oder Scheinheiligkeit, eine allegorische Figur von realistischer Persönlichkeit, die in vielen Zügen an Molière's Tartufe erinnert. Der Liebesgott mistraut ihm anfangs, als er, geleitet von der Simplesse und Franchise, sich zum Eintritt in die Dienstmannschaft meldet, und will ihn nicht zulassen; aber bei dem Examen, das Amor mit ihm anstellt, gibt der Heuchler so viele Mittel und Wege an, die er zu dessen Triumph einzuschlagen vermag, weist er so viele Waffen nach, die ihm zu Gebote stehen, daß er mit seinem Kameraden, der Zwangkeuschheit, unter die Angriffsgarde aufgenommen wird. Bei dieser Gelegenheit schildert Faux-

Semblant, der sowol in den Klöstern als in der Welt lebt, das scheinheilige Treiben der Mönche, die frommen Betrügereien der Geistlichen, die Gleisnerei und Verstellung, die Habsucht und Genußsucht unter dem äußern Schein der Armuth und Enthaltsamkeit, den Egoismus und die gemeinen Motive, von denen er bei seinen kirchlichen und seelsorglichen Handlungen sich leiten läßt, die Arbeitscheu und andere Laster und Gebrechen in so drastischen Zügen, daß man wohl begreift, wie eine solche Charakterfigur sich in Literatur und Phantasie des französischen Volkes festsetzen und zum „Urbild des Tartufe" werden konnte. Beim Angriff auf die Feste der Rose zieht Faux-Semblant mit der Zwangskeuschheit voran. Malebouche hütet das Schloß; bei dem Anblick des heiligen Mannes in Mönchstracht mit Psalter und Rosenkranz und mit salbungsvollen Worten auf den Lippen naht sie sich voll Vertrauen; aber während sie in Demuth niederkniet, um zu beichten, faßt er sie an der Kehle und schneidet ihr mit einem Messer, das er im Aermel seines Mantels verborgen hielt, die Zunge aus. Dennoch wird der Angriff zurückgeschlagen, erst als Venus, um den Preis des Lehnseides, daß keine Frau keusch bleiben soll, der Mannschaft zu Hülfe kommt und das Kastell in Brand setzt, gelingt die Eroberung, und die Rose, geleitet vom freundlichen Willkommen, ergibt sich.

Die Verehrer des Romans beriefen sich nicht blos auf die Mannichfaltigkeit des Inhalts, auf die poetische Schönheit so vieler Stellen und Beschreibungen, z. B. der Zeit [3]), der Liebe) [4], der Schönheit [5]) des Neides u. s. w., auf die tiefen Wahrheiten und Weisheitslehren, die unter der allegorischen Hülle verborgen lägen; auf die tiefsinnigen Erörterungen über die religiösen Geheimlehren und die Räthsel des Universums; sie hoben es auch als einen großen Vorzug hervor, daß der Rosenroman alle Kunst- und

Literaturelemente in sich trage: die romantisch-epische Ritterdichtung im Inhalte und Gang der Liebesgeschichte selbst, die Poesie der provenzalischen Troubadours in den lyrischen Ergüssen, die didaktische Dichtung in den theologischen und philosophischen Lehren und Excursen und in der Tendenz des Buches, die Keime des Dramas in den allegorischen Personificationen und in der ganzen Anlage; daß somit die Dichtung von der Rose in ihrem Schoße alle Strahlen der Kunst und Phantasie vereinigt halte, welche die frühern Zeitalter und Geschlechter einzeln ausgebildet hätten und die in der Folge wieder geschieden werden sollten.

Alle diese Umstände wirkten zusammen, daß der Roman von der Rose im 14. und 15. Jahrhundert nicht nur die Lieblingslektüre der guten Gesellschaft auf beiden Seiten des Kanals bildete, sondern daß er auch wie Dante's „Göttliche Komödie" eine Menge Ausleger und Commentatoren fand; daß man die eingestreuten scholastisch-theologischen Lehren und Aussprüche als Beweisstücke für seinen religiösen und moralischen Inhalt anführte, und sie sogar auf der Kanzel zu Predigttexten verwendete, daß man die lüsternen und schlüpfrigen Stellen, wie im Hohen Liede Salomo's durch allegorische und metaphorische Auslegung dem natürlichen Sinn entrückte, alles Indecente und Anstößige durch künstliche Interpretation beseitigte. Doch war auch die Zahl der Gegner und Anfechter nicht gering. Vor allen trat der berühmte Theolog Gerson, Kanzler der pariser Universität und einer der beredtesten Väter des konstanzer Concils, gegen die Verderblichkeit und Lügenhaftigkeit des Buches in die Schranken. „Wenn ich das einzige Exemplar des Romans von der Rose besäße", schrieb er, „und es wäre 1000 Livres werth, ich würde es dennoch den Flammen übergeben." Nicht nur, daß Gerson auf der Kanzel Strafpredigten dagegen richtete; er schrieb auch einen eigenen lateinischen

Tractat, gleichfalls unter der Form eines Traumes, worin die Gerechtigkeit, die Wahrhaftigkeit, die Mäßigkeit, die Christenliebe (caritas), die Vernunft und andere allegorische Begriffswesen zu Gerichte sitzen über die personificirten Helfer und Widersacher der Liebeslust, die Begierde, den Müßiggang, die Gunst, die Heuchelei, die bösen Zungen u. a. und auf eine vom Gewissen und von der Keuschheit gestellte Klage die theologische Beredsamkeit, nach Anhörung aller Zeugen für und wider, ein verdammendes Urtheil fällt.[6]) Auch die Dichterin Christine de Pisan nahm Anstoß an einem Werk, in welchem die Künste der Verführung so verlockend dargelegt, die Schwächen und Untugenden der Frauen so unritterlich und ungalant bloßgestellt werden; und noch in der Mitte des 15. Jahrhunderts glaubte Martin Franc, Secretär der Päpste Felix V. und Nikolaus V., in einem Gegenroman: „Der Champion der Damen", die Vertheidigung der Frauenwelt gegen die Angriffe im Rosenroman führen zu müssen.

Bei der hohen Bedeutung und Verbreitung des Gedichts von der Rose war es natürlich, daß dasselbe auf die gesammte nationale Literatur der Zeit in Frankreich einen großen Einfluß übte, und daß nicht blos die Allegorie, sondern auch die übrigen rhetorischen Künste, die darin zum Ausdruck kamen, die Satire, die Ironie, die moralischen Reflexionen, die Polemik, in die gesammte französische Literatur Eingang fanden. Natur und Einfachheit verschwanden immer mehr, wie im Leben so in der Kunst. In dem Grade, als das Ritterthum zur rohen Rauflust entartete oder in ein hohles Schaugepränge überging, wurde die Poesie ein phantastisches Spiel ohne Gehalt und natürliche Gefühle. Man legte den Hauptwerth auf die äußere Form, auf die Einkleidung stereotyper Gedanken, Empfindungen, Anschauungen in die conventionelle Dichtersprache und in gekünstelte

Versmaße. Dazu kam noch ein unglücklicher Hang zur Breite, zur geschwätzigen Redseligkeit und zur selbstgefälligen Ostentation mit gelehrten Kenntnissen und Belesenheit durch Einfügung oder Anführung einzelner Stellen und Aussprüche aus alten Schriftstellern. In den größern Dichtungen herrschte durchgängig der allegorisch-lehrhafte Charakter vor; und selbst in der lyrischen Poesie gehörte die Allegorie zum Zeitgeschmack. Huldigte doch sogar der bedeutendste Schriftsteller des 14. Jahrhunderts, den wir im folgenden Abschnitt näher kennen lernen werden, Jean Froissart, in seinen meisten Poesien dieser Dichtung.

II.[7])

Als in der deutschen Poesie des Mittelalters die „Minne" ein unentbehrliches Element zu bilden anfing, hatte die Geistlichkeit so viel Schicklichkeitsgefühl, daß sie sich von der weltlichen Dichtkunst zurückzog und dieselbe dem ritterlichen Laienstande überließ. In Frankreich war der Klerus im Durchschnitt weniger rücksichtsvoll. Nicht nur, daß er an dem Waffenleben und den Jagdfreuden der Barone sich betheiligte; er nahm auch keinen Anstand gleich den Laien von Liebe und Ritterthum zu dichten und zu sagen. Vielleicht gehörte sogar der Hauptverfasser des Romans von der Rose, Jean de Meung, dem geistlichen Stande an. Er war wenigstens ein schriftgelehrter Mann und im Lateinischen gut bewandert. Sicher ist, daß Jean Froissart, ein Bewunderer und Verherrlicher des höfischen Lebens, der Ritterschaft und der Galanterie im vollsten Maße, dem geistlichen Stande angehörte und als Kanonikus in Chimay starb. Freilich hat er den heiligen Beruf nicht aus Neigung gewählt. Er selbst erzählt, daß er das Latein nur mit Widerwillen gelernt und oft deshalb Schläge empfangen

habe; allein sein Vater, der in Valenciennes das Gewerbe eines Wappenmalers betrieben haben soll, war der Meinung, daß der Knabe von zartem Körper, aber von lebhaftem empfänglichen Geist, ein Diener der Kirche werden sollte, so wenig auch seine Natur dazu angethan war. Wir wissen nicht viel von Froissart's Jugendleben; nur einige zerstreute Andeutungen in seinen Gedichten und Chroniken gewähren einen Blick in sein Inneres, in die Zeit seines Werdens. Wir erfahren, daß er lieber die Ritterromane seiner Zeit las als der Schulgelehrsamkeit oblag; er gedenkt einer Vision, die an das Urtheil des Paris erinnert: Venus sei ihm erschienen, von Mercur geführt, und habe ihm versprochen, daß er eine schöne, junge, anmuthige Jungfrau lieben und stets ein „frohes, heiteres und minnereiches Herz“ bewahren werde. Er war noch ein Jüngling an Jahren, als er einst eine vornehme junge Dame beim Lesen des Liebesromans „Cleomades“ betraf. Wie bei Dante's Francesca da Rimini der Lancelot die Lesenden zum ewigen Liebesbund vereinte, so faßte auch Froissart eine zärtliche Neigung zu der „gentilen“ Jungfrau; er besang in „Balladen“ und „Virelais“ ihre graziöse Gestalt, ihr süßes Lächeln, ihre weißen Hände. Ob diese Begegnung in Wirklichkeit stattgefunden, oder ob das weibliche Wesen nur ein Idealgebilde war wie Dante's Beatrice oder Petrarca's Laura, ist schwer zu bestimmen; wir wissen ja bereits, wie wenig die schönen, holden und hehren Frauen, an welche die Troubadours und Minnesänger ihre Preislieder richteten, mit der Wirklichkeit zu schaffen hatten. Jedenfalls hat diese Jugendliebe nur die Folge gehabt, daß sie Froissart's Dichterkraft weckte und stärkte, daß sie ihm zu zärtlichen Minneliedern Stoff und Anregung gab, daß sie ihn vom Kirchenamt fern hielt und ihn dahin führte, wozu Neigung und eine innere Stimme ihn rief. Er beschloß seine Vaterstadt zu verlassen und

sein Glück am englischen Hofe zu suchen. Beim Abschied gab ihm die schöne Dame einen Metallspiegel zum Andenken und die Versicherung, daß sie seiner stets in Liebe gedenken werde. Damals thronte im Schlosse zu Windsor König Eduard III., der ritterliche galante Stifter des Hosenbandordens, und an seiner Seite die vielgefeierte anmuthige Philippa von Hennegau. An ihrem Hofe waren Sänger und Dichter willkommene Gäste und glänzende Feste drängten einander in reizendem Wechsel. Die siegreichen Kämpfe gegen Frankreich hatten den Namen des Königs und seines Erstgeborenen, des „Schwarzen Prinzen", mit Ehre und Kriegsruhm bedeckt und ein stolzes Selbstgefühl erzeugt, dessen lobpreisender Herold in der Folge Froissart werden sollte. Als er jetzt zum erstenmale über den Kanal setzte, war er noch eine unbekannte Größe. Seine Gedichte waren noch nicht weit gedrungen; doch fühlte er in der Seele die Kraft und Anlage zum poetischen Schaffen. Die stürmische Ueberfahrt hielt ihn nicht ab, in elegischen Tönen seiner Liebesstimmung Ausdruck zu geben. Ein Empfehlungsschreiben des Grafen von Hennegau an seine königliche Nichte in England verschaffte dem jungen Troubadour eine freundliche Aufnahme bei der Königin, welche sich gegen Sänger und Dichter stets freigebig zeigte und ihren Landsleuten allezeit sehr gewogen war. Froissart vergalt und erhöhte diese Gunst durch lobpreisende Gedichte. Als ihn nach einiger Zeit die Sehnsucht nach der Jugendgeliebten wieder nach der Heimat trieb, gestattete ihm die Königin die Abreise nur gegen das Versprechen, daß er wieder an ihren Hof zurückkehren wolle. Das Wiedersehen seiner Dame brachte ihm kein Glück. Er durfte sich der vornehmen Herrin nicht nähern; durch ein Fenster sah er die Liebliche sich mit Andern unterhalten; nur einmal gelang es ihm mit Hülfe einer Freundin, die jedoch bald starb, die Geliebte zu sprechen.

Sie gab ihm Veilchen, und wie oft hat er seitdem diese Frühlingsblume in seinen Liedern gefeiert! Bald verschwand alle Hoffnung. Böse Zungen beschuldigten ihn, er habe sich zu viel mit den „weißen Schwänen der Themse" eingelassen. Nach einer heftigen Scene folgte ein Bruch und ewige Trennung; aber in seinem Herzen erstarb die Jugendliebe nie. Wir haben gesehen, daß auch im Roman von der Rose der „böse Mund" der schlimmste Feind der Liebe ist.

Froissart mochte 23 Jahre zählen, als er seine Vaterstadt Valenciennes zum zweitenmale verließ. Er kehrte nicht sogleich nach England zurück, sondern wandte sich nach Avignon, vielleicht in der Absicht und Hoffnung, eine Pfründe zu erlangen; denn seit der Trennung von der Dame seines Herzens mochte ihm der Gedanke, in den Dienst der Kirche zu treten, weniger widerwärtig sein. Es kam nicht dazu. Nachdem er Frankreich von der Schelde bis zur Rhône durchwandert, in den zahlreichen Klöstern Herberge suchend, nachdem er in Narbonne und Paris verweilt und theils aus eigener Anschauung auf seinem Wege durch die verwüsteten und mishandelten Provinzen, theils aus dem Munde von Augenzeugen die englisch-französischen Kriege und ihre Folgen kennen gelernt, kehrte er, ein Jahr nach dem Frieden von Bretigny, zu seiner Gönnerin nach England zurück. Philippa, stets voll Huld gegen ihre Landsleute, empfing den Sänger aus dem Hennegau, der ihr ein von ihm verfaßtes Buch überreichte, gnädig und wohlwollend; sie zog ihn in ihre Nähe, indem sie ihm das Amt eines Privatsecretärs (Clark) verlieh, und förderte ihn auf alle Weise in seinen literarischen Arbeiten. Das überreichte Buch enthielt wahrscheinlich Kriegslieder zu Ehren der Helden von Crecy; denn Froissart selbst sagt, daß er in früher Jugend schon angefangen habe, die Geschichten der Kriege seiner Zeit in Versen darzustellen.

Die allegorischen Liebesgedichte im Geiste der Zeit, die den Hauptinhalt seines „Maienhof“ und seines „Jugendwäldchen“ bildeten, waren die Frucht des Aufenthalts an dem heitern englischen Hofe, wo Feste und gesellschaftliche Unterhaltungen einander drängten und Saitenspiel und Gesang das Leben hoben und verschönerten. Hier hörte er die Ritter und Herren, welche den Schlachten bei Crecy und Poitiers beigewohnt, von den Kriegsthaten in Frankreich und an den schottischen Grenzmarken erzählen, und ihre Worte klangen ihm wie romantische Sagen der Ritterbücher, welche das Entzücken seiner Jugend gewesen. Seit den Tagen Karl's des Großen, meint er, hätten sich keine solche Heldenthaten und Abenteuer zugetragen, als die dort vorgefallen. Was war natürlicher, als daß der phantasiereiche, dichterisch begabte Franzose den Vorsatz faßte, alles was er sah und hörte aufzuzeichnen und dem Gedächtniß zu überliefern, „damit die künftigen Geschlechter daraus Beispiele und Vorbilder für tapfere und herrliche Thaten schöpfen und alle edeln und trefflichen Männer sich daran erfreuen und zu ähnlichen Handlungen aufgemuntert fühlen möchten“. Die hochherzige königliche Frau, erfüllt von dem ruhmbegierigen Geiste ihres Ahnherrn Balduin von Flandern, der einst den Thron von Konstantinopel gewonnen, begünstigte das Vorhaben ihres Landsmannes und setzte ihn in Stand, die Länder und Höfe zu bereisen, um geschichtliche Nachforschungen anzustellen und aus eigener Anschauung die Orte und Menschen kennen zu lernen, von denen er berichten sollte. „Im Namen der guten Frau“, sagt er, „und auf ihre Kosten und auf Kosten der hohen Herren zu meiner Zeit besuchte ich den größten Theil der Christenheit, um zu sehen, was Merkwürdiges geschehe; und überall, wohin ich kam, that ich Nachfrage bei den alten Rittern und Knappen, welche bei Waffenthaten mit gewesen waren und die eigent-

lich davon zu reden wußten, und bei allen glaubwürdigen Herolden, um alle Gegenstände richtig zu erforschen.“ Und diese Aufgabe hat Froissart gelöst wie einst Herodot im alten Griechenland. Sein Leben war von der Zeit an eine Wanderschaft von Land zu Land, von Stadt zu Stadt, von Hof zu Hof. Aus Liebe zu dem Dienste der edeln Frau, rühmt er, nahmen ihn die großen Herren, Könige, Herzoge, Grafen, Barone und Ritter, von welcher Nation sie auch sein mochten, gern und freudig auf und brachten ihm großen Nutzen.

Froissart begab sich zunächst an die Grenzmarken von Schottland, wo so oft die beiden Nachbarvölker sich im Kampfe begegneten, nach Berwick, nach der romantischen Abtei Melrose, nach dem waldigen Jedburgh; er bewunderte den Douglas mit dem starken Arm und dem riesigen Schwerte und vernahm aus dem Munde der Ritter und Edeln jene Heldenkämpfe, die er mit so großer Lebendigkeit dargestellt hat. Ueberall fühlt man die persönlichen Eindrücke, die eigene Anschauung heraus. Zu Carlion oder Cardueil (Carlisle) in Westmoreland, welches er „Norgalles“ nennt, glaubte er den Sitz des Sagenkönigs Artus und seiner Tafelrunde zu erkennen, mit deren Ritterthaten und Liebesabenteuern sich so oft seine jugendliche Phantasie beschäftigt. Von den Ufern des sagenreichen Severn kehrte er nach London zurück, wo bald nachher (1364) der gefangene französische König Johann im savoyischen Palaste am Strande sein wechselvolles Leben beschloß, ein echtes Kind jener romantisch-abenteuerlichen Ritterzeit, der das Gelübde eines Kreuzzugs abgelegt hatte, während der ganze Westen seines Königreichs in den Händen der Engländer war und die Söldnerbanden raubend und mordend die Provinzen durchstreiften. Froissart fand bei seiner Gönnerin die wohlwollendste Aufnahme, und in den Hofkreisen war der Dichter und lebhafte Erzähler ein willkommener Gesellschafter. In

seinen Chroniken gedenkt er öfters des großen Schlosses zu Windsor, „welches vorlängst der König Artus gegründet hatte, da wo zuerst die edle Tafelrunde gestiftet wurde, von welcher so viele gute und tapfere Männer ausgingen und mit Ritterthaten die Welt durchstreiften". Die nächsten Jahre verbrachte Froissart in der Umgebung des Königs und des Prinzen von Wales, bald in Flandern, bald in Aquitanien, allenthalben beflissen aus dem Munde kundiger Männer über den Verlauf des Krieges und die geschichtlichen Thaten und Persönlichkeiten sichere Auskunft zu erhalten.

Im Jahre 1368 begleitete er den zweiten Sohn Eduard's III., den Herzog Lionel von Clarence, zu seinem Vermählungsfeste mit der Tochter des reichen Galeazzo Visconti nach Mailand, eine Reise, die eine ununterbrochene Reihe von Festlichkeiten und Gelagen in Paris und an den Höfen von Turin und Mailand im Gefolge hatte. Auf dieser Reise soll der französische Dichter mit zwei Männern von nicht minderer Berühmtheit zusammengetroffen sein — mit Chaucer und Petrarca. Wie ganz anders war doch damals bei den romanischen Völkern der Dichter in Ansehen als in Deutschland! Während man hier die Minnesänger unter das Hofgesinde stieß oder vor die Thür setzte, ging dort der Poet mit Königen und Fürsten um, und seine Stimme war von Gewicht. Wie sehr fühlte sich Petrarca's eitles Herz geschmeichelt durch das Vertrauen, das ihm die Visconti in Mailand bewiesen, und auch von Chaucer wissen wir, daß er am Hofe Richard's II. sich in den vornehmen Gesellschaftskreisen bewegte. Froissart rühmt die glänzende Aufnahme des herzoglichen Zuges bei dem Grafen Amadeus von Savoyen, „dem grünen Grafen", und vergißt nicht zu bemerken, daß auch ein von ihm gedichtetes Virelai vorgetragen worden sei, und daß der gütige Herr ihm ein

schönes Wams und 20 Goldgulden zum Geschenk gemacht habe. Am üppigen Hofe von Mailand verließ Froissart den Königssohn, um Rom zu besuchen. Drei Monate nachher sank der Prinz „sehr auffallenderweise" ins Grab. In Bologna traf der Dichter mit Peter von Lusignan, dem ritterlichen Könige von Cypern, zusammen, und ließ sich von ihm und seiner Umgebung vom Morgenlande erzählen. Er begleitete den Fürsten nach Ferrara, von wo aus sich dieser zur Einschiffung nach Venedig begab. Als Froissart sich von ihm trennte, erhielt er ein Geschenk von 20 Dukaten. Bald nachher fiel der tapfere Fürst unter den Mörderhänden seiner eigenen Umgebung. Auch in der Tiberstadt fand der französische Dichter eine gastliche und freundliche Aufnahme bei verschiedenen Herren. Der Anblick der „großen Roma", wo gerade Urban V. seinen päpstlichen Sitz wieder aufgeschlagen und Johann Paläologus als Hülfe flehender Flüchtling umherirrte, erfüllte den phantasiereichen Mann mit elegischen Gefühlen über die untergegangene Herrlichkeit, denen er in seinem „Jugendwäldchen" Worte lieh. Seine Wehmuth wurde noch vermehrt durch die Nachricht von dem Tode seiner edeln Gönnerin, der Königin Philippa von England (14. August 1369), die ihm stets so gnädig gewesen. Er kehrte über die Alpen nach seiner Heimat zurück. Im Schlosse Beaumont weilte er bei Guido von Blois, dem tapfern Ritter aus dem glorreichen Hause Châtillon, der so manchen Schlachten und Kämpfen in Frankreich und im Ordenslande Preußen beigewohnt und dem Landsmann viele interessante Züge aus seinem Leben mittheilte. Dort fand sich auch oft dessen Verwandter, Graf Robert von Namur ein, ein Schwager der verstorbenen Königin Philippa. Beide waren kenntnißreiche Männer von großer Erfahrung, von denen Froissart, wie er selbst versichert, bei seinen geschichtlichen Arbeiten mancherlei Anregung, Winke und Be-

lehrung empfing, und auf alle Weise unterstützt und gefördert ward. Auch am Hofe von Brabant, wo man Gesang und Dichtkunst ehrte und lohnte und sich an Ritterromanen ergötzte, war Froissart ein willkommener Gast. Er vergalt die gute Herberge mit lobpreisenden Gedichten und feierte in seinen Geschichtsbüchern die festlichen Freuden und Herrlichkeiten im Schlosse Cortenberg. Die nächste Zeit verbrachte er in Lothringen und war im Kreise der fürstlichen Personen und der Burgherren des Landes, deren Feste und Gelage er mit seinen Liedern und Erzählungen belebte, an deren Jagden und Fehden er theilnahm, bis er durch die Empfehlung seiner Freunde die Pfründe von Lestines erhielt, einem Orte in Hennegau unweit Binche, nahe bei Schloß Beaumont in einer geschichtlich merkwürdigen Gegend.

In Lestines machte sich Froissart an die Abfassung seiner „Chroniken". Sein geistlicher Beruf bewirkte in ihm keine Sinnesänderung. Er liebte nach wie vor Wein, Liebeslieder und festliche Freuden. Die damalige Welt legte dem Kleriker keine schwere Entsagung auf. Als er in einem Alter von 35 Jahren seine Pfründe antrat und sich anschickte, alles niederzuschreiben, was er erfahren und gesehen, brauchte er nicht mit seiner Vergangenheit zu brechen; vielmehr konnte er im Geiste zum zweitenmale die Scenen durchleben, die er bisher geschaut oder vernommen, konnte sich zum zweitenmale vergegenwärtigen, was die Freude seines Herzens ausgemacht hatte. Hatte ihn einst Venus zum Gesang der Liebe angefeuert, so sah er jetzt im Geiste die Göttin der Weisheit vom Olymp herabsteigen und ihn ermahnen, daß er die merkwürdigen Thaten und Begebenheiten seiner Zeit niederschreibe und der Nachwelt überliefere. „Ich bitte den Heiland der Welt", heißt es in der Vorrede, „der aus Nichts alle Dinge schuf, er möge in mir er-

schaffen und in mich legen so tugendreichen Sinn und Beharrlichkeit, daß ich dieses Buch, welches ich unternommen habe, fortsetzen und ausführen könne in dieser Art, damit alle, die es lesen, sehen und hören, Vergnügen und Wohlgefallen daran finden können und ich bei ihnen Gnade erlangen möge.“

Ueber die Abfassung seiner Geschichtsbücher vergaß Froissart indessen nicht der Poesie, die ihm so hohen Ruhm und so viel Gunst bei den Großen der Erde eingetragen; und bald fand er Gelegenheit sich derselben mit neuem Eifer hinzugeben. Herzog Wenzeslaus von Brabant und Luxemburg, ein Freund der Dichtkunst und des Gesanges, berief ihn an seinen glänzenden Hof, und der französische Rittersmann im geistlichen Gewande säumte nicht, der Einladung zu folgen. Er half dem Herzog bei seinen dichterischen Arbeiten und vermehrte sie mit seinen eigenen Producten. Die Frucht dieser gemeinsamen Thätigkeit war der Roman „Meliador oder der Ritter von der goldenen Sonne“. Nach dem Tode dieses prachtliebenden Fürsten, den er im Jahre 1380 zur Krönungsfeier Karl's VI. nach Rheims begleitete, begab sich Froissart wieder zu seinem alten Gönner Guido nach Beaumont (1383), der ihn zu seinem Kaplan ernannte und ihm die Stelle eines Kanonikus von Chimay verschaffte. Der Graf war ein ritterlicher Herr, reich und vornehm, der an Gesellschaften und Festlichkeiten Gefallen fand; Froissart nahm an allem theil und verherrlichte die hochzeitlichen Freuden des Hauses und der Verwandten in Cambray, in Blois, in Bourges und anderwärts in „Pastourellen“ und „Epithalamien“. Nach einiger Zeit trug er Verlangen, den Hof des Grafen Gaston von Foix, des gefeierten Ritters und Waidmannes, kennen zu lernen. Mit einem Empfehlungsschreiben seines Gönners versehen und vier Jagdhunde mit sich führend, begab er sich über Montpellier und Car-

cassonne nach Béarn. Ein Ritter, Espaing de Lyon, der die englisch-französischen Kriege mitgemacht, gesellte sich zu ihm, unterhielt ihn, während sie an den Ufern der Garonne hinritten, mehrere Tage lang von den Ereignissen, die sich in jener Gegend zugetragen, und zeigte ihm alle merkwürdigen Orte. Die redselige Ausführlichkeit, womit Froissart sowol im dritten Buche seiner Chroniken als in dem Gedicht „Le Dit du Florin“ von dieser südlichen Wanderschaft und von dem Aufenthalte an dem gräflichen Hofe zu Orthez berichtet, gibt Zeugniß von dem lebhaften Eindrucke, den er auf dieser Fahrt in sich aufnahm. Es ist ein prächtiges Bild, das der französische Schriftsteller von der Persönlichkeit und der Lebensweise dieses ritterlichen Mannes entwirft. Graf Gaston von Foix, damals fast 50 Jahre alt, von schöner Gestalt, langem, über die Schultern herabwallendem Haar, blauen, liebevollen Augen, galt für die Zierde der Ritterschaft des Südens, die sich an Jagd- und Ritterleben, an Sängerlust und Turnieren ergötzte. Er war ein leidenschaftlicher Freund der Jägerei, über die er sogar ein Gedicht im allegorischen Zeitgeschmack verfaßte, mit Einschaltungen aus seinem eigenen Leben, ein milder Gönner des ritterlichen Minnegesanges, der alle fahrenden Sänger und Dichter gastfrei bei sich aufnahm und mit freigebiger Hand beschenkte. Kein Herr in der Welt, versichert Froissart, sah so gern Fremde bei sich, um Neuigkeiten zu erfahren. Man gab ihm den Beinamen „Phöbus“ nach dem schönen Sonnengott, der seine goldenen Strahlen auf die Erde niedersendet. Dabei war er ein tapferer und frommer Kriegsmann, der in allen Kämpfen seiner Zeit mitgefochten und sein Schwert gegen die Heiden in Preußen getragen. Das war der rechte Mann, bei dem sich Froissart wohl und heimisch fühlen mußte; und die Aufmerksamkeit, die der Graf dem Dichter und Chronikschreiber, welcher ihm die schönen Jagdhunde

14*

zugeführt, erwies, schmeichelte seinem Herzen. „Seine Z
neigung zu mir“, erzählt er in den Chroniken, „grün
sich besonders darauf, daß ich ein Buch mit mir füh
welches ich auf Ersuchen und Anregung meines gnädi
Herrn Wenzel von Böhmen, Herzogs von Luxemburg u
Brabant, zusammengetragen hatte. Dieses Buch, « Meliad
genannt, enthielt alle die Chansons, Balladen, Virelais u
Rondeaux, welche der Herzog und ich gedichtet hatten. So
Dinge liebte der Graf wegen der Geschicklichkeit, die
hatte, sie vorzutragen, und jede Nacht nach dem E
mußte ich ihm davon vorlesen. Der Graf hörte mit gr
Aufmerksamkeit zu, und wenn er zuweilen sprach, gesch
dies nicht in seinem Gasconisch, sondern in gutem, schön
Französisch. — Um Mitternacht kam er in den Spe
saal; zwölf Diener trugen Fackeln vor ihm her, die sie d
vor seiner Tafel in den Händen hielten, sodaß der S
sehr hell erleuchtet war; stets waren viele Ritter u
Knappen um ihn, und es waren immer noch mehrere Ti
nebenher bereitet, an welchen essen konnte, wer da woll
Niemand sprach mit ihm bei Tische, außer wenn er frag
Er aß gewöhnlich Geflügel. An Gesang und Saitensp
(ménestrandies) fand er großes Gefallen und verstand s
darauf. Oft ließ er sich von seiner Umgebung Lied
Rondeaux und Virelais vorsingen. Im Saale und im H
sah man Ritter und Knappen herumgehen und hörte sie v
Waffenthaten und Liebe reden. Hier war jegliche Ehre u
feine Rittersitte zu Hause; und aus allen Ländern strömt
Gäste und Neuigkeitserzähler herbei, um an der Herrlich
des ritterlichen und gastfreien Hofes theilzunehmen.“ A
Weihnachtstage gab der Graf ein großes Fest, dem vi
Bischöfe und viele geistliche und weltliche Herren anwohnte
Bei dieser Gelegenheit schenkte er den zahlreichen Minstre
und Herolden, eigenen wie fremden, 500 Franken, den

des Herzogs von Touraine aber golddurchwirktes Tuch mit feinem Grauwerk gefüttert zur Bekleidung, welches auf 200 Franken geschätzt wurde. Man sprach von einem dunkeln geheimnißvollen Verbrechen, das auf dem Hause Gaston's lastete; er hatte seinen Sohn und Erben getödtet; die nähern Umstände blieben unbekannt; aber in den Augen der Zeitgenossen wurde die Ritterehre dadurch nicht befleckt und Froissart's Feder war darum nicht weniger freigebig in seinem Lobe. Drei Monate verweilte der Chronist auf dem Schlosse des reichen fürstlichen Mannes, der, wie er selbst von sich rühmte, in drei Dingen sich hervorgethan: in der Waffenführung, in der Kunst zu lieben und in der Jagd. Diese letzte Passion sollte auch einige Jahre später (1391) seinen Tod herbeiführen. Als er einst an einem heißen Tage in einem Walde von Béarn einen Bären jagte, fühlte er sich so erschöpft, daß er an demselben Abend starb.

Froissart verließ Orthez, um Johanna von Boulogne, eine Verwandte des Grafen, bei ihrer Vermählung mit dem Herzog von Berri über Avignon, durch Lyonnais und Bourbonnais bis nach Riom in Auvergne zu begleiten. Neue Feste und Reisen für den geistlichen Rittersmann und eine günstige Gelegenheit, das frohe Ereigniß in einem Hochzeitsgedicht, „Der Ehrentempel“ genannt, zu verherrlichen. In den nächsten Jahren finden wir den reiselustigen Mann bald in Paris, bald in den Niederlanden, bald in Valenciennes und andern Städten Nordfrankreichs, stets mit neuen Menschen verkehrend und in das Treiben der Welt sich mischend. Auch den mit Schauspielen, allegorischen Darstellungen und Gepränge aller Art verbundenen Krönungsfeierlichkeiten der Königin Isabeau von Baiern wohnte er bei. Bei der Abfassung seiner Geschichtsbücher fand er, daß er über die Vorgänge in der Pyrenäischen Halbinsel nicht genau unterrichtet war. Er wünschte mit Portugiesen zusammenzu-

kommen und begab sich daher nach Brügge, wo Handelsreisende aus allen Ländern verkehrten, und als er dort vernahm, daß Pachéco, einer der königlichen Räthe, in Middelburg weilte, reiste er nach Zeeland zu dem erwähnten Herrn aus Lissabon, der ihn wohlwollend aufnahm und ihm über alles Auskunft gab. Nach einigen Wochen kehrte er nach Valenciennes zurück, um mit ganzem Eifer an seinen Geschichtsbüchern zu arbeiten. Man hatte ihm ein Kanonikat in Lille versprochen, aber es scheint nicht, daß er jemals in den Besitz dieser lucrativen Stelle gekommen ist. Er hätte einer erhöhten Einnahme um so mehr bedurft, als mit den zunehmenden Jahren die reichen Geschenke von außen seltener wurden und bei der mislichen Finanzlage des Grafen von Blois seine geistlichen Aemter in Beaumont und Chimay wenig einbrachten. Der traurige Ausgang dieses befreundeten Edelmannes, der in seinem Alter schwachen Geistes wurde und sein Gut verschwendete und verkaufte, ging Froissart sehr nahe. Zwei Jahre später starb auch Graf Robert von Namur, der andere Gönner und Freund, dem er so viele Belehrung und Anregung verdankte, an der Pest, die damals vom Rhein bis nach England wüthete (1392).

Aber die Heimat vermochte den ritterlichen Geistlichen noch immer nicht zu fesseln. Das fahrende Leben war ihm zu sehr Bedürfniß geworden. Noch in demselben Jahre finden wir ihn im Gefolge des Hofes in Paris und in Abbeville. Im Jahre 1395 unternahm er seine letzte Reise nach England. Er glaubte, es würde sein Leben verlängern, wenn er das Land wiedersähe, wo er in seiner Jugend so angenehme Jahre verbracht. Er fand lauter neue Personen in den alten Räumen und konnte erst nach mehrern Tagen Zutritt bei König Richard II. erhalten. Thomas Percy, Bruder des Herzogs von Northumberland, und der Herzog von York, die sich des Dichters noch aus ihrer Kindheit er-

innerten, stellten ihn endlich dem Könige vor. Er hatte vor seiner Abreise „alle verliebten und moralischen Schriften", die er seit 34 Jahren durch die Gnade Gottes und der Liebe verfaßt, in ein Buch zusammenschreiben und mit großen gemalten Anfangsbuchstaben anfertigen lassen. Dieses Buch überreichte er dem Könige Richard. „Er öffnete es und sah hinein und es gefiel ihm sehr wohl; und es mußte ihm auch wohl gefallen, denn es war gemalt, geschrieben und verziert und mit rothem Sammt überzogen, mit zehn silbernen Nägeln vergoldet und hatte goldene Rosen in der Mitte und zwei große vergoldete Schlösser reich verarbeitet und gleichfalls mit goldenen Rosen in der Mitte versehen. Dann fragte mich der König, wovon es handle? Ich sagte ihm von Liebesgeschichten. Ueber diese Antwort war er sehr erfreut und sah in das Buch an verschiedenen Stellen und las darin; denn er sprach und las sehr gut französisch. Er ließ dann das Buch durch einen seiner Ritter, Herrn Richard Credon, wegnehmen und in sein Zimmer tragen, und erzeigte mir viel Gutes dafür."

Am Hofe machte Froissart die Bekanntschaft eines englischen Ritters, der französisch verstand. Der fragte ihn, ob er von dem Feldzuge des Königs nach Irland gehört und wie er dort vier Könige zum Gehorsam gebracht? Als der Chronist es verneinte, erzählte ihm der andere ausführlich die Angelegenheiten Irlands. Als er einige Zeit darauf sich zur Abreise anschickte, übersandte ihm König Richard von Windsor einen silbernen Becher mit 100 Goldstücken angefüllt.

In Frankreich fand Froissart alles in Bewegung; man rüstete sich zu dem großen Türkenzuge, der mit der Schlacht von Nikopoli endigte. Am burgundischen Hofe zeigte man den größten Eifer für diesen neuen Kreuzzug. Wie freute sich der erregbare Mann über den neuerwachten Rittergeist! Er bezeugte dem Herzog Philipp seine Verehrung durch

Ueberreichung seiner Dichtung „Der Liebesschatz“. Bald darauf fand das Vermählungsfest des englischen Königs mit der achtjährigen Tochter von Frankreich statt. Froissart wohnte den Feierlichkeiten bei und erlebte auch noch das tragische Ende des unglücklichen Sohnes des von ihm so hochgeehrten Schwarzen Prinzen. Und gerade bis zu diesem Ereigniß führt das Zeitbuch. Froissart muß also ganz zu Anfang des 15. Jahrhunderts gestorben sein. Von seinen letzten Lebensjahren ist nichts bekannt. Wahrscheinlich hat er sie in seiner Pfarrgemeinde verbracht. Nach einer alten Ueberlieferung wurde er in der Sanct-Annakapelle der Kirche von Chimay begraben. In der Folge wurden ihm am Orte seiner Geburt und seines Todes Statuen errichtet.

Bei keinem Schriftsteller ist der eigene Lebensgang so innig mit seinen literarischen Arbeiten verflochten als bei dem Kanonikus von Chimay. Seine in vier Bücher mit vielen Kapiteln getheilten Zeitbücher („Chroniques“), welche die wichtigsten Begebenheiten der europäischen Welt von der Krönung des jungen Königs Eduard III. (welche er auf Weihnachten 1326 verlegt, während sie in Wirklichkeit einige Wochen später, den 1. Februar 1327, stattgefunden hat) und den unmittelbar vorhergehenden Ereignissen bis zu Ende des 14. Jahrhunderts umfassen, tragen fast den Charakter von Denkwürdigkeiten. Tritt auch die Persönlichkeit des Erzählers nicht immer als mithandelnde auf, so erfahren wir doch meistens, auf welche Weise er zu seinen Nachrichten gekommen ist, so hat er doch mit vielen der handelnden Personen, deren Thaten und Leben er beschreibt, im Verkehr gestanden, so hat er doch die Feste und Turniere, das gesellschaftliche Leben der vornehmen Welt, die Vorfälle und Abenteuer, die Vergnügungen und Lustbarkeiten an den Höfen und Edelsitzen, die er so anschaulich schildert, und an denen jene Zeit so reich war, aus eigener

Anschauung und Beobachtung kennen gelernt, so hat er doch die meisten Orte, die den Schauplatz seiner Darstellungen bilden, selbst gesehen. Auf seinen Wanderungen machte er seine Studien, sammelte er sein geschichtliches Material. Mochte er auch Einzelnes aus älteren Chroniken geschöpft haben: die Hauptquellen seiner Erzählungen gründen sich fast nur auf die Vorgänge seiner eigenen Beobachtungen, die mündlichen Angaben der Mithandelnden, die er aufschrieb oder seinem Gedächtniß einprägte, die detaillirten Mittheilungen, die er mit Phantasie und künstlerischer Gestaltungskraft zu lebensvollen Gemälden in breiten Rahmen verband. Nur bei den Partien, die vor seiner Zeit lagen, hat er sich an die Chronik seines Landsmannes und Standesgenossen, Jean Le Bel, Kanonikus von Lüttich, gehalten.

Erfüllt von dem romantischen Ritter- und Sängerleben, das während der englisch-französischen Thronkämpfe seine letzte Nachblüte feierte; aufgewachsen und heimisch in einer Gegend, wo das Ritterthum vorzugsweise ausgebildet war und am Hofe der burgundischen Herzoge am längsten erhalten und gepflegt wurde, wurzelte Froissart trotz seines geistlichen Berufes mit seiner ganzen Natur in der höfischen Ritterwelt voll waffenkundiger, lebensfroher Herren, voll schöner, reichgeschmückter Damen, voll heiterer Liebeslust und geselliger Galanterie, voll froher Feste, Tänze, Maskeraden und Gelage, die er so naturgetreu, so anziehend, so aus vollem Herzen geschildert hat. Wenn er das gesellschaftliche Leben an den Königshöfen und in den Sälen der reichen Grafen und Herzoge beschreibt, wird man unwillkürlich an Goethe's Sänger erinnert:

> Gegrüßet seid mir edle Herrn,
> Gegrüßt ihr schönen Damen,
> Welch reicher Himmel, Stern bei Stern,
> Wer kennet ihre Namen?

Im Saal voll Pracht und Herrlichkeit,
Schließt Augen euch, hier ist nicht Zeit,
Sich staunend zu ergötzen.

Mit redseliger Breite erzählt er den Hergang bei Schlachten und Belagerungen, die Festlichkeiten, Zweikämpfe und Turniere, die ritterlichen Formen und Gebräuche im Kriege und bei friedlicher Begegnung, wobei er gleich den alten Epikern sich gewöhnlich derselben Wendungen und Ausdrücke bedient. Eine ritterliche Terminologie durchzieht das ganze Werk; war ja doch die Welt, in der sich der Chronist bewegte, allenthalben dieselbe; war ja doch der englisch-französische Krieg nur ein großer Ritterkampf, worin jahraus jahrein das wechselvolle geschichtliche Leben sich abspielte; hatte sich ja doch, wie in den alten Ritterbüchern, eine conventionelle Form und Ausdrucksweise für alle Verhältnisse und Begegnungen, für alle Waffen, Heerordnungen und Geräthschaften, für alles höfische Wesen festgestellt!

Wenn, wie wir früher bemerkten, bei den ernstern Germanen die Geistlichkeit die Poesie der Minne als unvereinbar mit ihrem Stande frühzeitig den Laien überließ, so bewegte sich bei den romanischen Völkern der Klerus viel freier und unbefangener in jener romantischen Liebeswelt, welche mehr und mehr den realen Boden unter den Füßen verlor und in Luftgebilde verflüchtigte. Aus dem obigen Lebensgang geht hervor, daß Froissart, obwol Kaplan und Domherr, in die Zahl der wandernden Dichter und Sänger gehörte, welche an den Höfen und Ritterburgen stets willkommene Gäste waren, weil sie dem gesellschaftlichen Leben einen idealern Anstrich verliehen. Von den Natur- und Minneliedern, von den Gelegenheitsgedichten, Festgesängen und Allegorien, welche dem Troubadour und Minstrel an den Höfen von England, Brabant, Frankreich und Mailand Eingang verschafften und reichen Lohn eintrugen, sind die

meisten gesammelt und bei Buchon abgedruckt; andere dagegen, wie „Der Meliador", „Der Liebesschatz" „Der Maienhof", sind verloren oder noch nicht herausgegeben. Allenthalben erkennt man in der leichten anmuthigen Behandlung den Mann von Welt, der das gesellschaftliche Leben und den Umgang „gentiler" Frauen genossen. Wenn auch ohne tiefere poetische Naturanlage, hat er aus der Fülle eines reichen Lebens geschöpft und der Lyrik neue Formen geschaffen. Dieser Kunst und Dichtergabe verdankte Froissart den Zutritt in die Schlösser und Burgen, wodurch er Mittel und Gelegenheit fand, den Stoff für seine Zeitbücher, das eigentliche Denkmal seines Ruhmes und seines Talentes, zu sammeln und aufzuzeichnen. Die Gabe rascher Gestaltung und dichterischer Composition, die man ihm als Dichter nachrühmte, kam ihm auch bei seinen historiographischen Arbeiten zu statten. Die Scenen, die er uns vorführt, sind mit einer Lebendigkeit und Natürlichkeit dargestellt, daß der Leser sich mitten in die Handlung der Begebenheiten hineingestellt glaubt. Seit Herodot hat kaum ein anderer Historiker die Kunst leichter und anmuthiger Erzählung in solchem Grade geübt wie Froissart. Die epische Darstellung ist in dramatischen Fluß gesetzt; der Faden der Erzählung wird oft durch Gespräche und persönliche Bemerkungen durchbrochen, Beschreibungen und Schilderungen sind durch lebendige Vorführung der Situationen und Scenerie so anschaulich gemacht, daß man alles vor Augen zu sehen meint. Der Leser nimmt theil an der Ursprünglichkeit und Unmittelbarkeit, mit welcher der Verfasser selbst sich den Stoff angeeignet hat, an dem lebhaften Interesse und dem offenen Sinn, womit er das Leben in seiner wirklichen Erscheinung, die vornehme Gesellschaft in ihrer heitern Naivetät auffaßte. Aus Unterhaltungen und Gesprächen, aus schriftlichen Aufzeichnungen und mündlichen Mittheilungen schöpfte er das

historische Material, und seine eigene Beobachtungsgabe, seine reiche Erfahrung, seine dichterische Phantasie setzten ihn in Stand, die einzelnen Züge zu einem lebensvollen Ganzen zu verbinden, aus losen Erzählungen von Thaten und Abenteuern ein geschichtliches Gemälde zu componiren, in welchem weniger der pragmatische Zusammenhang und die Genesis der historischen Begebenheiten hervortraten, als die äußeren Erscheinungen, die Thaten und Erlebnisse der Mithandelnden, weniger die Erforschung und Zergliederung der psychologischen Processe, als die Entfaltung der Kräfte, Triebe und Leidenschaften in der weiten vielgestaltigen Wirklichkeit. Daß bei einem solchen Verfahren viel Fabelhaftes, Unwahres, Unzuverlässiges sich einschleichen mußte, war ebenso natürlich wie bei Herodot, zumal da bei Froissart mehr die Gabe der Gestaltung und lebendigen Darstellung entwickelt und thätig war, als sichtender und ordnender Verstand und kritisches Urtheil, und er mit einer heiligen Pietät und kindlichen Leichtgläubigkeit alle Erzählungen in sein Gemüth und Gedächtniß aufnahm. In Froissart's Chroniken wird uns die an Wechselfällen und erschütternden Ereignissen so reiche Zeit des 14. Jahrhunderts von einem Manne vorgeführt, der für alle Erscheinungen ein richtiges Verständniß, eine warme Empfänglichkeit besitzt, der sich an den geschichtlichen und ritterlichen Thaten erfreut und durch die Darstellung derselben Andere zum Mitgenießen und zur Nacheiferung anfeuern will, der mit dem Gleichmuthe und dem heiteren Gemüthe eines vorurtheilsfreien Beobachters die glücklichen wie die unglücklichen Vorfälle berichtet. Auf den Grenzmarken der französischen und niederländischen Nation geboren, durch Bande der Liebe und Anhänglichkeit an den englischen Hof gefesselt, hat er mit gleichem Interesse, mit gleicher Objectivität und Unparteilichkeit die Thaten und Persönlichkeiten dieser Nationen erfaßt und dargestellt.

Wenn man bei ihm eine gewisse Vorliebe für die Engländer entdecken wollte, so lag die Ursache davon weniger in einer vorwiegenden Neigung für das britische Volk, als in seiner Bewunderung für ihre ruhmvollen Thaten und für das ritterliche Wesen des Prinzen von Wales. Zeigt sich auf Seiten der Franzosen eine Gelegenheit zu ähnlichem Lobe, wie bei dem Connetable Duguesclin, so ist seine Bewunderung und Verherrlichung nicht weniger warm. Nur die Königin Philippa, die in seinen Augen alle Tugenden der vornehmen aristokratischen Gesellschaft besaß, wird mit besonderer Courtoisie behandelt. Selbst auf ihre Umgebung erstreckt sich dieses persönliche Interesse. Wie freundlich gedenkt er des jungen Hennegauers, der seiner Gebieterin über den Kanal folgte: „Bei der Königin Philippa blieb aber niemand von ihren Landsleuten, außer ein junger Edelknabe, der Vatelet (Walter) de Mauny hieß, um ihr zu dienen und bei Tafel vorzuschneiden. Dieser erlangte seitdem so große Gunst bei dem Könige und allen Rittern und Herren des Landes, daß er in das Vertrauen und in den höchsten Rath des Königs kam mit Willen aller Edeln im Lande, und that so große Thaten der Tapferkeit an so vielen Orten, daß sie gar nicht alle aufgezählt werden können." In der Bretagne befreite er einst die in Hennebont belagerte Gräfin von Montfort, wobei der Chronist die Bemerkung macht: „Wer damals die Gräfin sehr huldreich aus dem Schloß herabsteigen sah und wie sie Herrn Walter de Mauny und seine Gefährten einen um den andern zweimal oder dreimal küßte, der konnte wol sagen, daß dies eine ritterliche Dame war."

Gegründeter erscheint der Vorwurf, daß der Chronikschreiber mehr Sympathie fühlt mit den Freuden und Herrlichkeiten der vornehmen aristokratischen Welt, mit den Waffenthaten und Liebesabenteuern der Ritter und Damen, als mit der gedrückten Lage des Volks und mit den Frei-

heitsbestrebungen der Stadtbürger. Froissart's Geschichtsbücher sind der Nachklang der mittelalterlichen Ritterromane; bei seinen Erzählungen und Schilderungen wird man überall an die ideale Welt der Sage und Dichtung erinnert, welche im 14. Jahrhundert noch das geistige Leben der Gesellschaft erfüllte und beherrschte, welche nach seiner Zeit allmählich verschwand und ihrem Verfall entgegenging. Nicht als ob er in seinen Zeitbüchern Wahrheit und Dichtung vermischt vortrüge: die historischen Begebenheiten, die er mittheilt, sind treu und zuverlässig, und er hat keine Mühe gespart, sich über den wahren Sachverhalt zu unterrichten und das Aechte vom Falschen zu scheiden. Auch von schriftlichen Actenstücken, von Verträgen, Briefen und Urkunden, hat er Einsicht genommen. Allein es ist bereits daran erinnert worden, daß er nur bei der äußern Erscheinung verweilt. Er schildert das Leben der Wirklichkeit mit künstlerischer Virtuosität und romantischer Färbung, aber nur in den großen geschichtlichen Actionen, nur in den Situationen der hohen aristokratischen Gesellschaftskreise, mit dem sichtbaren Wohlgefallen eines geschickten Malers an der Farbenpracht seiner Scenerie, an der Zeichnung und Gruppirung seiner Heldengestalten. Schlachten und Waffenthaten, Turniere und galante Abenteuer, Hochzeiten, Hoffeste und Bankete nebst dem reichen Genreapparat, der sich daran anschließt, werden mit dramatischer Lebendigkeit und epischer Breite vorgeführt. Wir bewegen uns in einer Welt voll Ruhm und Ehre, voll Pracht und Herrlichkeit, voll tapferer Männer und liebreizender Frauen, voll Lebensfülle und Lebenslust; aber die inneren Vorgänge des Seelenlebens, die Regungen des menschlichen Herzens, das geistige Wirken und Schaffen werden nicht in der Tiefe erfaßt. Die Geschichte erscheint bei Froissart als eine ununterbrochene Reihe von Handlungen und Begebenheiten, bald aufeinander folgend, bald

nebeneinander herlaufend; der innere Pragmatismus, die Triebe und Leidenschaften schlummern im Dunkeln. Er erzählt mit derselben Anmuth, Ruhe und Unbefangenheit gute und schlimme Thaten, Handlungen aufopfernder Hingebung und übermüthigen Frevelsinnes; er ist der echte Sohn seiner Zeit, die über der glänzenden Außenseite die innern Schäden nicht bemerkte, der Sprecher der bevorrechteten Gesellschaftskreise, in welchen er sich bewegte. „Ruhm, Eitelkeit und Herrlichkeit der Welt galten da als das Höchste; sie gaben der Einbildungskraft den kühnern Schwung und nährten sie in schnellem Wechsel mit allerlei lockenden Bildern; auf diesem Boden entsprang der Gedanke und die rasche Ausführung gewaltiger That, von geübter Körperkraft stark unterstützt; hier nur suchte und fand die That ihren Lohn. Ein höheres Bedürfniß des Gemüths ward halb befriedigt niedergehalten durch den Glauben, den die Kirche gebot, und strenge Beobachtung ihrer Gebräuche und Büßungen tilgten im Wahne die begangenen Frevel und die innere Schuld und suchten den Streit auszugleichen, den der Geist über die Leichtigkeit des sinnlichen Lebens erheben mochte. Da blieb freilich unerkannt der wahre Ernst der Geschichte und der tiefere Geist in dem Leben der Völker, der ganz andern Adel und Ritterschaft aufzuweisen hat, als Geburt, Macht und Besitz, Kühnheit und Körperstärke einem von Froissart's Rittern zu verleihen vermochten.“ Die sittenrichterliche Strenge des echten Historikers, das zornmüthige Aufflammen über Unrecht, Gewaltthat und Bedrückung, das Erforschen der politischen Motive, die geheimen Vorgänge und Triebe in der Seele der Handelnden treten in Froissart's Zeitbüchern nicht zu Tage. Der Kanonikus von Chimay, der so gern bei den Festgelagen der Ritter, in der feinen Gesellschaft „gentiler“ Frauen weilt, bricht nicht in Worte des Unwillens und der Ent-

rüstung aus, wenn er von Thaten wilder Leidenschaft, blutiger Rachgier, finsterer Mordsucht, feindseliger Nachstellungen und Ueberfälle zu berichten hat. Mag er auch gelegentlich die Tyrannei eines Galeazzo Visconti rügen, mag er auch hier und da die Bedrückung des Volkes durch die schweren Steuern und Abgaben mit Ausdrücken des Mitleids und der Misbilligung erwähnen, mag er auch die Gebrechen der Kirche zur Zeit des Avignoner Papstthums erkannt haben; so gilt ihm doch jede Auflehnung gegen das Regiment der Feudalherren, jedes Ankämpfen gegen die bestehenden Ordnungen als frevelhafte Vermessenheit. Nicht nur daß Wycliffe und seine Anhänger eine harte Beurtheilung erfahren, daß die Urheber und Führer der Jacquerie mit Schmähungen belegt werden; auch Artevelde und die niederländischen Bürgerhelden, obwol Eduard's III. Bundesgenossen, finden keine Gnade vor seinen Augen. Mit sichtbarer Abneignng schildert er den Brauherrn von Gent: „Er hatte immer, wenn er in der Stadt Gent umherging, hinter sich 60—80 bewaffnete Diener, von denen 2 oder 3 seine Geheimnisse wußten, und wenn er jemand begegnete, den er haßte oder der ihm verdächtig war, ließ er ihn sogleich tödten. Und sobald ihn diese Diener in sein Haus zurückgeführt hatten, ging jeder nach Hause zum Essen. Nach Tisch kamen sie wieder vor sein Haus und warteten bis er auf die Straße herabkommen, spielen und sich vergnügen wollte in der Stadt; und ebenso führten sie ihn wieder zum Abendessen. Kurz, es gab weder in Flandern noch in einem andern Lande einen Herzog, Grafen, Fürsten oder andern Gewaltigen, der so unbeschränkt geherrscht hätte als Jakob Artevelde. Er ließ die Renten, die Tonnengelder, die Weinzehnten, die Gefälle und alle Einkünfte erheben, die dem Grafen gehörten. Er verwandte sie nach Gutdünken und gab davon aus, ohne irgendeine Rechnung

davon abzulegen, und wenn er sagte, er brauche Geld, so glaubte man es ihm: und man mußte es wol glauben, denn niemand wagte, etwas dagegen zu sagen, aus Furcht, das Leben zu verlieren; und wenn er von einem Bürger Geld leihen wollte auf seine Rechnung, so war kein Mensch da, der es gewagt hätte, es zu verweigern." Als er später die Ermordung desselben bei einem Bürgeraufstande erzählt, macht er folgende Bemerkung: „So schloß Jakob Artevelde seine Tage, der zu seiner Zeit ein so großer Herr in Flandern gewesen war. Arme Leute hatten ihn anfangs erhoben und schlechte Leute tödteten ihn zuletzt. Als die Nachricht davon bekannt wurde, freuten sich Einige sehr, Andere beklagten ihn."

Froissart ist der Verherrlicher und Bewunderer der mittelalterlichen Feudalzeit, die gerade noch ihren letzten Schimmer über die Erde warf. Aber seine Bewunderung ist natürlich und ungekünstelt, darum erzeugt sie Wohlgefallen und Interesse; er selbst ergötzt sich an der reichen Welt, die er uns vorführt, und seine eigene sichtbare Freude an dem bewegten Ritterleben mit seinen Kämpfen, seinen Festen, seiner Galanterie erwärmt auch den Leser und reißt ihn fort. Es sei uns vergönnt, dieses Urtheil an einer Stelle aus den Chroniken zu erläutern. Bekanntlich wird die Stiftung des Hosenbandordens durch König Eduard III. mit der Liebe und Galanterie dieses ritterlichen Monarchen für die Gräfin von Salisbury in Verbindung gesetzt. Nun erzählt uns Froissart im Ersten Buch, Kap. 165 fg., wie diese Zuneigung bei dem Könige erwachte und Wurzel schlug. Die Schotten hatten einen verheerenden Einfall in das englische Gebiet unternommen und das Schloß Salisbury belagert, welches die Gräfin, da ihr Gemahl in Gefangenschaft gerathen war, vertheidigte. Eduard zog zum Entsatze herbei, aber bei der Nachricht von seiner Ankunft kehrten die

Feinde rasch in ihr Land zurück, zum großen Aerger des englischen Königs, der sich gern mit ihnen geschlagen hätte. Nun besuchte er das Schloß, wo die edle Dame wohnte, die er seit ihrer Verheirathung nicht wiedergesehen hatte. „Sobald der König seine Rüstung ausgezogen hatte", erzählt Froissart, „nahm er etwa 10—12 Ritter mit und ging nach dem Schlosse, um die Gräfin von Salisbury zu begrüßen und um zu sehen, in welcher Weise die Schotten die Bestürmung und die Schloßbewohner die Gegenwehr ausgeführt hätten. Sobald die Gräfin von Salisbury vernahm, daß der König käme, ließ sie alle Thore öffnen und kam heraus so reich gekleidet und geschmückt, daß jedermann sich verwunderte und sich nicht enthalten konnte, sie zu betrachten und den hohen Adel der Dame zu bewundern mit der großen Schönheit und der graziösen Haltung, die sie hatte. Als sie bis zum Könige gekommen war, verneigte sie sich bis zur Erde vor ihm, indem sie ihm dankte für seine Gnade und für die Hülfe, die er ihr gebracht hatte; und führte ihn in das Schloß, um ihn zu bewirthen (fêter) und zu ehren, wie Eine, die dies wol zu thun verstand. Jedermann betrachtete sie mit Verwunderung, und der König selbst konnte sie nicht genug ansehen, und es kam ihm wol der Gedanke, daß er noch nie etwas so Edles, so Huldreiches und Schönes gesehen als sie. Da traf ihn alsbald ein Funken der zarten Liebe ins Herz, den Frau Venus ihm schickte durch Cupido, den Gott der Liebe, und der lange Zeit in ihm blieb, denn es schien ihm wol, daß auf der ganzen Welt keine Dame so liebenswürdig sei als sie. So gingen sie in das Schloß Hand in Hand, und es führte ihn die Dame zuerst in den Saal und dann in das Zimmer, welches so herrlich ausgeschmückt war, wie es sich ziemte; und immer betrachtete der König die edle Dame so glühend, daß sie ganz verschämt und verwirrt wurde. Nach-

dem er sie eine gute Weile angesehen hatte, ging er an ein Fenster, um sich aufzulehnen, und fing an ernstlich nachzudenken. Die Dame, welche nichts dabei dachte, ging weg, um die andern Herren zu bewillkommnen, so artig, wie sie es verstand, jeden nach seinem Stande. Darauf befahl sie das Mittagsmahl zu rüsten und wenn es Zeit wäre, die Tafeln zu setzen und den Saal zu schmücken und herzurichten. Wie nun die Dame angeordnet und ihren Leuten befohlen hatte, was ihr gut schien, kam sie zurück sehr artig zu dem Könige, der noch immer in tiefen Gedanken dastand, und sagte zu ihm: «Theuerer Herr, warum seid Ihr so in Nachdenken versunken? So viel Denken geziemt Euch nicht; das ist meine Meinung mit Euerer Gunst: Ihr solltet jetzt froh und guter Dinge sein, da Ihr Euere Feinde verjagt habt, die nicht gewagt haben, Euch zu erwarten, und solltet andere nachdenken lassen über das übrige.» Der König antwortete und sprach: «Ach, theuere Dame, wisset, daß, seit ich hier eingetreten bin, ein Traum über mich gekommen, vor welchem ich mich nicht in Acht nahm: so kommt's mir zu, nachzudenken, und ich weiß nicht, was mir wird begegnen können: aber ich kann mein Herz nicht davon wegbringen.» «Theuerer Herr», sagte die Dame, «Ihr solltet immerhin heiter sein, um Euere Leute zu ermuntern, und ablassen von dem Sinnen und Träumen. Gott hat Euch so gut geholfen bisjetzt in allen Dingen und Euch so große Gnade erwiesen, daß Ihr der gefürchtetste und geehrteste Fürst in der ganzen Christenheit seid, und wenn Euch der König von Schottland Aerger und Schaden verursacht hat, so werdet Ihr ihn wol strafen können, wenn Ihr wollt, so wie Ihr ehedem gethan habt. So laßt jetzt das Sinnen und kommt mit in den Saal zu den Rittern, wenn's Euch gefällig ist, bald wird alles zum Mittagessen bereit sein.» «Ach» sagte der König, «meine liebe Dame, etwas anderes rührt

15*

mich und liegt in meinem Herzen, als Ihr denkt, denn gewiß, der zarte Anstand, der vortreffliche Geist, der hohe Adel, die Anmuth und die Schönheit, die ich an Euch gesehen und gefunden, haben mich so überrascht und befangen, daß ich von Euch geliebt werden muß, denn keine Weigerung würde mich davon abbringen.» Da wurde die edle Dame sehr bestürzt und sagte: «Ach, liebster Herr, wollet mich nicht verspotten oder in Versuchung führen; ich kann nicht glauben oder denken, daß das wahr ist, was Ihr saget, noch daß ein so edler und ritterlicher Fürst wie Ihr den Gedanken fassen könnte, mir oder meinem Manne, der ein so tapferer Ritter ist und Euch so viel gedient hat, wie Ihr wohl wisset, und noch für Euch eingekerkert ist, Schande zuzufügen. Dafür würdet Ihr gewiß wenig gepriesen werden; sicher ist ein solcher Gedanke niemals in mein Herz gekommen, noch wird er je hineinkommen, so Gott will, für einen sterblichen Mann; und wenn ich es thäte, so würdet Ihr mich tadeln dürfen und nicht allein tadeln, sondern mich richten und meinen Leib zerstückeln, um ein Beispiel den Andern zu geben, ihren Männern treu zu sein.» Darauf ging die edle Dame weg und ließ den König in großer Bestürzung; sie kehrte in den Saal zurück, um das Mittagessen zu betreiben, und kam dann wieder zu dem Könige und führte ihn zu seinen Rittern, indem sie sagte: «Sire, kommt in den Saal, die Ritter erwarten Euch zum Waschen, denn sie haben lange gefastet; ebenso Ihr selbst.» Der König verließ das Zimmer und ging in den Saal und wusch sich und setzte sich dann unter seine Ritter zum Essen und die Dame auch. Aber der König aß wenig, denn ihn beschäftigte etwas anderes als Essen und Trinken; und er that bei diesem Essen nichts als nachdenken; und so oft er aufschaute, richtete er seine Augen auf die Dame und ihre edle Haltung. Darüber waren alle Leute sehr verwundert,

denn sie waren daran nicht gewöhnt und hatten den König noch nie so gesehen. Manche glaubten daher, es sei um der Schotten willen, die ihm entgangen waren; doch es war etwas anderes, das ihn rührte und war so fest in sein Herz eingegangen, daß es lange Zeit nicht wieder herauskommen konnte, um der abschlägigen Antwort, die ihm die Dame gegeben. Aber er war nachher viel artiger, fröhlicher und munterer darüber und veranstaltete mehrere schöne Feste, große Versammlungen von Herren, Frauen und Fräulein, alles um der Liebe zu dieser Gräfin von Salisbury, o wie Ihr nachher hören werdet.

„Jenen ganzen Tag blieb der englische König im Schloß in großem Nachdenken und in großer Unruhe des Herzens, denn er wußte nicht, was er thun sollte. Einerseits verboten ihm Ehre und Rittersinn sich so falschen Herzens zu zeigen, daß er einer so tapfern Dame und einem so getreuen Ritter, wie ihr Gemahl war, Schande zufügen sollte; auf der andern Seite quälte ihn die Liebe so heftig, daß sie Ehre und Ritterlichkeit überwand. So kämpfte er mit sich selbst den ganzen Tag und die ganze Nacht. Am folgenden Morgen aber stand er auf und ließ sein ganzes Heer ausrücken, um die Schotten vollends zu verjagen. Er nahm Abschied von der Dame und sagte: «Liebe Dame, behüte Euch Gott bis auf Wiedersehen, ich bitte Euch, Ihr möget Euch anders bedenken und anders berathen sein, als Ihr mir gesagt habt.» «Lieber Herr», antwortete die Dame, «der ruhmwürdige Vater möge Euch leiten und wegnehmen die schlechten und unehrsamen Gedanken, denn ich werde immer bereit sein, Euch zu Euerer und meiner Ehre zu dienen.» Darauf entfernte sich der König ganz verwirrt und niedergeschlagen."

Froissart war bis zur Zeit der Renaissance der Lieblingsschriftsteller der vornehmen Welt in Frankreich, und

selbst in den Tagen des classischen Geschmacks fehlte es ihm nicht an Bewunderern. War doch sogar noch Fénélon von dem Reize seiner naiven Sprache und Darstellung entzückt! Daher gibt es auch in allen Ländern zahlreiche Handschriften, zum Theil geschmückt mit Abbildungen. Besonders merkwürdig ist das auf der breslauer Bibliothek aufbewahrte Exemplar dadurch geworden, daß bei der Uebergabe der Stadt im Jahre 1806 in der Capitulationsurkunde ausdrücklich die Erhaltung der Chroniken des Froissart ausbedungen war. Man kannte die Begierde der Franzosen nach den Schätzen der Kunst und Literatur und wollte daher das Manuscript vor ihren räuberischen Händen retten. Ein neuer französischer Literarhistoriker schreibt diese Vorsicht der Bewunderung der Bürgerschaft für den französischen Chronisten zu und bricht darüber in folgenden begeisterten Ausruf aus: „Genöthigt dem Sieger alles zu überlassen, was ihren Ruhm und ihre Macht begründet, gab die Stadt Breslau Geld und Schätze her, lieferte Kanonen, Waffen, Fahnen aus, übergab die Festungswerke und die Citadelle, aber in einem besondern Artikel trug sie Sorge, daß man ihr nicht ihren Froissart entriß."

III.[8])

Der neueste englische Literarhistoriker, George L. Craik, beginnt sein Werk mit einer Geschichte der Entwickelung und Ausbildung der englischen Sprache. Kaum in einem andern europäischen Lande haben sich so viele Völkerschichten übereinander gelagert, sind so viele Nationalitäten gemischt und allmählich zu einem Ganzen verbunden worden, als in dem britischen Inselreiche. Dieser geschichtliche Hergang spiegelt sich in der Landessprache ab. Wie der celtische, germanische und franconormannische Volksstamm jahrhunderte-

lang nebeneinander hergingen, ohne sich innerlich zu vereinigen und zusammenzuwachsen, so auch die Sprachidiome dieser Stämme. Erst der hundertjährige Krieg zwischen Frankreich und England, in dem zugleich das populäre Element des angelsächsischen Landvolks sich geltend machte und das Haus der Gemeinen selbstbewußt der normannisch-französischen Aristokratie zur Seite trat, schärfte das Nationalgefühl und führte den Verschmelzungsproceß der verschiedenen Volkstheile zur Vollendung. Erst der politische Gegensatz und die feindseligen Beziehungen und Rivalitäten bewirkten, daß sich die Engländer allmählich frei machten von dem mächtigen Einfluß, den die französische Sprache und Dichtung seit der normannischen Invasion des Kanals geübt hatte. „Auf den Schlachtfeldern von Crecy und Poitiers, wo der Normannenadel an der Spitze seiner angelsächsischen Dienstmannen gegen die französischen Stammesgenossen kämpfte und dem Lanzbogen der bäuerischen Scharfschützen vorzugsweise seine glänzenden Erfolge verdankte, wurde eine Waffenbrüderschaft geschlossen und mit Blut besiegelt, die inniger und von dauerndem Bestand war als selbst das Band gemeinsamer Abstammung und Sprache. Das gehobene Selbstgefühl und Volksbewußtsein der Yeomanry wurden von Ritterschaft und Adel getheilt. Beide fühlten sich als Söhne Einer Mutter, Englands."

Und wenngleich dieses nationale Bewußtsein sich noch nicht zu solcher Höhe aufzuschwingen vermochte, daß auch die englische Literatur sich selbständig und unabhängig hätte ausbilden, sich hinsichtlich des Inhalts und der poetischen Stoffe von der Herrschaft des Auslandes hätte emancipiren können; so geschah doch ein großer Schritt, daß im 14. Jahrhundert die englische Sprache sich zum gemeinsamen Nationalidiom entwickelte, in welchem fortan alle Erzeugnisse der Phantasie und des Verstandes ihren naturgemäßen Ausdruck

fanden. Alles was der englische Geist in frühern Jahrhunderten hervorgebracht, war in Sprachen niedergelegt, die nur eine landschaftliche Geltung hatten oder einzelnen Gesellschaftsklassen zur Mittheilung dienten; und selbst die altenglischen Aufzeichnungen legislatorischer oder historischer Zeitereignisse waren keineswegs die gemeinverständliche nationale Sprachform des britischen Volkes. Diese altenglischen Schriftstücke bildeten nur eins der Elemente, die gesondert nebeneinander herflossen, ohne sich noch zu einem gemeinschaftlichen Hauptstrom zu vereinigen. Am Königshof, in den Kreisen der Aristokratie, in den Gerichten und öffentlichen Verhandlungen, ja selbst in den Schulen herrschte noch durchgängig die normannisch-französische Sprache; die Geistlichkeit bediente sich des Lateinischen als Schrift- und Kirchensprache; das Volk sang seine Lieder oder erzählte die überlieferten Sagen und Geschichten in Mundarten, die je nach der Abstammung und den frühern Schicksalen der Bewohner sich landschaftlich schieden und ihren celtischen oder angelsächsischen Ursprung treu bewahrten.

Erst seitdem um die Mitte des 14. Jahrhunderts Geoffrey Chaucer, wie ein Menschenalter früher Dante in Italien, aus den Volksdialekten eine allgemeine Nationalsprache schuf, trat die englische Literatur ihren eigenen unabhängigen Lebensgang an, daher man ihn auch mit Recht als den „Angelstern der englischen Sprache" und als „Vater der englischen Dichtkunst" bezeichnet hat. Denn selbst seine beiden Zeitgenossen, der Verfasser des allegorisch-satirischen Gedichtes „Gesicht Peter's des Pflügers" in altsächsischem Stabreim und volksthümlicher Sprache, und der gelehrte John Gower in seiner „Beichte des Verliebten", schritten noch mit unsichern Tritten einher. Neben Chaucer haben auch Wycliffe und die Lollarden den Aufschwung der heimischen Sprache wesentlich gefördert. Es

ist eine bekannte Thatsache, daß dieser Reformator und seine Jünger hauptsächlich durch die Anwendung der Landessprache bei ihren Predigten und Vorträgen so großen Einfluß bei dem Volke gewannen und daß Wycliffe die Bibel aus der Vulgata ins Altenglische übersetzte. Der gelehrte Professor von Oxford war also auch in dieser Beziehung ein Vorläufer Luther's. Die reformatorische Bewegung stützte sich in England wie in Deutschland auf das Volk, daher mußte sie auch in der Landessprache zum Gemüthe sprechen. Auch die erwähnte „Vision Peter's des Pflügers" ist im Geiste der kirchlichen Opposition der Lollarden gehalten, ein Beweis, daß das Auftreten Wycliffe's und seiner Jünger eine breite volksthümliche Unterlage hatte. Herzog Johann von Lancaster war längere Zeit einer der eifrigsten Anhänger und Beschützer des oxforder Reformators, und wir werden bald sehen, in wie nahen Beziehungen der Dichter Chaucer zu diesem Edelmanne und seinem Hause gestanden. Man darf also mit Sicherheit annehmen, daß der Verfasser der „Canterbury-Geschichten" der lollardischen Reformationsbestrebung günstig gesinnt war, im Gegensatz zu seinem conservativen Zeitgenossen Gower. In der Schilderung des Landpfarrers, die wir mit Benutzung der Uebersetzung von Hertzberg und Kannegießer mittheilen wollen, hat man mit Recht das Bild eines Predigers aus Wycliffe's Schule erkannt:

Ein guter Mann aus heil'gem Stand war dort;
Ein Pfarrer war's aus einem kleinen Ort;
Arm, und doch reich an Werken und Gedanken.
Er war gelehrt und wollte sonder Wanken
Das Evangelium Christi treu erklären
Und die Gemeinde frommen Sinns belehren.
Wohlwollend war er, immer dienstbereit
Und voll Geduld in Widerwärtigkeit.
Das zeigt' er oft, wenn schwer er ward versucht,

Um seinen Zehnten hat er nie geflucht.
Nein, lieber schenkt er selber voll Erbarmen
Von den Gebühren noch den Kirchspiel-Armen,
Ja selbst von seinem eignen Hab und Gut,
Und lebt bei Wen'gem mit zufriednem Muth.
Weit war sein Kirchspiel und fernhin zersplittert
Und doch, wie sehr es regnet und gewittert,
Blieb er bei Siechthum und bei Misgeschick
Die Fernsten zu besuchen, nicht zurück —
Zu Fuß, in seiner Hand den Wanderstab.
Das Beispiel, das er der Gemeinde gab,
War, erst zu handeln und hernach zu lehren
Und Gottes Wort danach dann zu erklären.
Dann pflegt' er auf das Gleichniß hinzuweisen
„Wenn Gold verrostet, was wird dann das Eisen?
Denn taugt ein Priester nicht, dem wir vertraun,
Was Wunder ist's am Laien dann zu schaun?
Wie schmählich, wenn es so befunden wird,
Daß rein die Heerde, doch beschmuzt der Hirt.
Durch seine Reinheit soll der Priester geben
Ein würdig Muster für der Schafe Leben."
Auch gab er seine Pfründe nicht auf Pacht,
Verließ die Heerde nicht in Sumpf und Nacht,
Um selbst nach London und Sanct-Pauls zu laufen
Und einen Seelenmessendienst zu kaufen,
Und einer Brüderschaft sich zu vereinen;
Er blieb zu Hause bei den Seinen,
Daß sich kein Wolf in seinen Stall verirrte;
Er war kein Miethling: nein ein guter Hirte.
Und ob er selbst gleich tugendhaft und heilig,
Hielt er die Sünden Andrer doch verzeihlich,
Nie war sein Wort voll Hochmuth, nie auffahrend,
Und in der Lehre weises Maß bewahrend,
Die Menschen sanft zum Himmel aufzuziehn
Durch gutes Beispiel, das war sein Bemühn;
Nur, wenn er einen ganz Verstockten fand,
War er von niederm oder hohem Stand —
Dem pflegt' er die Leviten scharf zu lesen:
Ein bessrer Priester traun ist nicht gewesen.

Glanz liebt er nicht, war ganz von Ehrsucht frei,
Auch sein Gewissen ängstlich nicht und scheu.
Er zeigte Christi und der Jünger Pfad
Und war der Erste selbst, der ihn betrat.

Von Chaucer's Jugendleben ist uns wenig bekannt; selbst das Geburtsjahr 1328, das man aus der Inschrift seines Grabsteins gefolgert hat, ist in neuerer Zeit angefochten worden. Nur so viel scheint mit ziemlicher Sicherheit festzustehen, daß er aus einer ursprünglich normannischen Familie ritterlichen Standes, aber von mäßigen Glücksgütern abstammte, sich auf einer der beiden Landesuniversitäten, wahrscheinlich in Cambridge, die gelehrten Kenntnisse erwarb, die in seinen Schriften hervorleuchten, daß er unter König Eduard III. den englisch-französischen Krieg mitmachte und einige Zeit in Gefangenschaft war und dann im Jahre 1367 ein untergeordnetes Hofamt bekleidete. Daß er sich mit astronomischen und astrologischen Studien beschäftigt, geht daraus hervor, daß er eine Abhandlung über den Gebrauch des Astrolabiums für seinen Sohn Louis verfaßt hat. In der Folge, nachdem er sich mit einer Ehrendame der Königin Philippa vermählt, finden wir ihn als Rechtsgelehrten und Diplomaten in einer angesehenen gesellschaftlichen Stellung. Wir wissen, daß er im Jahre 1372 eine Gesandtschaftsreise nach Genua machte, auf welcher er mit Froissart und Petrarca in Oberitalien zusammengetroffen sein soll. Als Anhänger des Herzogs von Lancaster (Johann von Gent), der ihm stets ein Gönner war und sich in seinen spätern Jahren mit Katharina Swynford, der Schwester von Chaucer's Gattin, vermählte, stand er auf Seiten Wycliffe's, hatte dann aber auch unter den Misgeschicken zu leiden, die dieser Edelmann von König Richard II. erfuhr. Wie unsicher auch die Angaben über Chaucer's weitere Lebensschicksale sein mögen, die hauptsächlich auf dem

schwankenden Grunde der allegorischen Dichtung „Testament der Liebe" aufgebaut sind, so scheint doch so viel sicher zu sein, daß er aus dem Lande fliehen mußte, daß er bei seiner Rückkunft einige Zeit in den Tower eingeschlossen ward, aus dem er nur durch reumüthige Geständnisse Befreiung erlangte, und daß er überhaupt ein bewegtes, wechselvolles Leben führte, bald geehrt und mit dem einträglichen Amte eines Oberaufsehers der Zölle und mit verschiedenen diplomatischen Missionen nach Frankreich und den Niederlanden betraut, bald verfolgt, von falschen Freunden verlassen und betrogen, in Geldverlegenheit und von Gläubigern bedrängt. In den spätern Regierungsjahren Richard's II. besserten sich seine Verhältnisse. Doch scheint er am öffentlichen Leben keinen Antheil mehr genommen zu haben. Er verbrachte die letzte Zeit seines Daseins in der Zurückgezogenheit, mit Studien und mit den dichterischen Arbeiten beschäftigt, denen er seinen Ruhm verdankte und ein Grab in jener Stelle der Westminster-Abtei, die seitdem unter dem Namen „Poetenwinkel" bekannt geworden ist. Den politischen Umschwung, der den jungen Herzog von Lancaster, den Sohn seines Gönners, auf den Thron brachte, überlebte er nicht lange. Aus seiner Grabschrift erfahren wir, daß er am 25. October 1400 gestorben ist. Wie man aus eigenen Andeutungen und aus verschiedenen Abbildungen schließen darf, war Chaucer ein Mann von ziemlich wohlbeleibter Gestalt, einem feinen nachdenkenden Gesichte, auf dem ein träumerischer Zug um die halbgeschlossenen Augen und ein schalkhaftes Lächeln charakteristisch hervortraten, und einem grauen, dünnen in zwei Theile gespaltenen Bart.

Kein Mann war so geeignet, der englischen Nation die literarischen Erzeugnisse des Auslandes zuzuführen und zu eigen zu machen, als Chaucer. Vertraut mit der lateinischen, französischen und italienischen Sprache, in der vor-

nehmen Welt sich bewegend und in den Geschmack und die gesellschaftliche Bildung des Festlandes eingeweiht, war er ein trefflicher Uebermittler und Verpflanzer der literarischen Güter des Auslandes auf englischen Boden, und sein Geist war gewandt und beweglich genug, das Fremde und Geliehene, das er sich durch eifriges Studium und große Belesenheit angeeignet, in sich aufzunehmen, zu verarbeiten und in eine nationale Form zu gießen. In dieser Gabe der Aneignung und Verarbeitung fremder Stoffe, in der geschickten und gewandten Behandlung der heimischen Sprache, in der Verbesserung der dichterischen Formen durch Einführung und Nachbildung der italienischen Versmaße, insbesondere der fünffüßigen Jamben, oder des „heroischen Verses“, in der leichten scherzhaften und humoristischen Erzählungsweise und in der Empfänglichkeit für die Natur in allen ihren Erscheinungen, in Flur und Wald wie in der Menschenwelt, bestehen die Verdienste und Vorzüge Chaucer's. Er war kein schöpferischer Geist, denn bei den meisten seiner Dichtungen folgte er fremden Vorbildern: sein „Roman von der Rose“ ist eine Bearbeitung des erwähnten französischen Werkes, seine „Canterbury-Geschichten“ sind in Anlage und zum Theil auch im Inhalt Nachbildungen von Boccaccio's „Decamerone“; auch „Troilus und Cressida“ ist diesem italienischen Dichter entlehnt; andere Geschichten und Poesien hat er den französischen Fabliaux, den Provenzalen, den Märchen des Alterthums und des Orients entnommen; sogar viele Worte und Ausdrücke hat er aus seinen französischen Quellen in die englische Sprache eingeführt: aber die kunstvolle Darstellung, die Verflechtung und Gruppirung des Ganzen, der heitere Witz und Humor und die trefflichen Charakterzeichnungen sind sein volles Eigenthum; diese Eigenschaften erheben ihn zum Nationaldichter. Ueberall erkennt man den gebildeten, welterfahrenen Mann, der sich in allen

Gesellschaftskreisen umgesehen, das wirkliche Leben aus eigener Anschauung kennen gelernt, alle Eindrücke, die er im Verkehr mit den Menschen der verschiedenen Stände in sich aufgenommen, mit Klarheit und sicherm Takt zu gestalten und zu reproduciren versteht. Dabei war er der eigentliche Schöpfer der poetischen Kunstsprache der Engländer, indem er den alten schwerfälligen Stabreim verdrängte, eine auf das Princip der Hebungen und Senkungen in gesetzmäßigem Wechsel gegründete Prosodie schuf und einen correcten Reim und gefälligen Tonfall einführte; und wie viel er auch durch Kunst und Studium aus fremden Schriften sich angeeignet haben mochte, in der Erfassung der Landesnatur und des realen Lebens von Altengland war er durchaus Original. „Da weiß er den Mai in seiner ganzen Blütenpracht zu malen und mit seltener Innigkeit auch das kleinste und feinste Frühlingskind, das Marienblümchen (das Tagesauge, daisy) zu besingen. Die Gefühle des Herzens in ihrer vollständigen Tonleiter von den stärksten herab bis zu den leisesten, hat ihn ein reichbewegtes Leben schätzen und eine fleißig geübte Kunst wiederzugeben gelehrt, und endlich der Verkehr mit hoch und niedrig, mit Landsleuten und mit Fremden, die Vertrautheit mit den Annehmlichkeiten und Unannehmlichkeiten des äußern Lebens so wie mit Leid und Lust der Menschenseele statten ihn mit allen Eigenschaften aus, um als Dichter in einer vielseitigen, dramatischen Natürlichkeit uns seine Zeit und sein Volk vorzuführen, wie das in so hohem Grade in keiner andern mittelalterlichen Literatur versucht worden ist."

Alle diese Eigenschaften treten am deutlichsten zu Tage in Chaucer's berühmtestem Werke, den „Canterbury-Geschichten". Bekanntlich wurde der Erzbischof Thomas a Becket am Weihnachtstage des Jahres 1170 auf den Stufen des Hochaltars seiner Kathedrale ermordet und bald darauf

als Märtyrer unter die Heiligen erhoben. Von der Zeit an war seine Grabkapelle in Canterbury der gefeiertste Wallfahrtsort in England und selbst aus fremden Ländern kamen viele vornehme Besucher nach der geweihten Stätte und bezeugten dem Heiligen ihre Ehrfurcht durch Gebet und reiche Geschenke. Diese Pilgerzüge nach dem Grabe des heiligen Thomas arteten mit der Zeit zu Belustigungsfahrten aus, welche nicht selten zu Ausschweifungen, zu Liebschaften und Buhlereien und zu ausgelassener Fröhlichkeit aller Art Veranlassung gaben. Konnte man doch das Gewissen durch den frommen Zweck beschwichtigen. Einst war in lauen Frühlingstagen — man hat ausgerechnet, daß es der 29. April 1393 gewesen sein möchte — als der milde Aprilregen die Erde mit Blumen kleidete, in Wald und Feld die Vögel munter sangen und die Lüfte linde weheten, eine Gesellschaft von „allerlei Volk" in der Herberge zum Heroldrock in Southwark versammelt, um von dort aus die Pilgerreise nach Canterbury anzutreten. Die Zahl der Personen betrug 29 Männer und Frauen aus verschiedenen Ständen, nur die hohe Aristokratie war nicht dabei vertreten. Auf den Vorschlag des Wirths, der sich dreist dem Zuge anschloß, kamen die Pilgergäste überein, daß zur Verkürzung der Reise jeder der Ziehenden auf dem Hin- und Rückwege eine Geschichte erzählen solle; wessen Erzählung am meisten Anklang fände, „wer sich hervorthue vor der ganzen Zahl durch guten Witz und treffende Moral", dem sollten bei der Wiederkehr die Uebrigen in seinem Gasthofe ein fröhliches Abendessen geben. Er selbst bot sich zum Schiedsrichter an. Der Vorschlag fand Beifall, kam aber nur theilweise zur Ausführung. Statt der zu erwartenden 58 Erzählungen enthält die vorhandene Sammlung nur 24. Noch ehe die Pilger die Bischofsstadt erreicht haben, bricht das Gedicht ab; von dem dortigen Aufenthalte wie von der Rückreise ist

keine Rede weiter. Chaucer's „Canterbury-Geschichten“ blieben somit unvollendet; „aber der Torso, wie er uns vorliegt, ist bedeutend genug, um uns dem Geschick für seine Erhaltung danken zu lassen“.

Es ist sehr wahrscheinlich, daß Chaucer den Gedanken, die Erzählungen unter eine Gesellschaft behufs der Unterhaltung zu vertheilen, dem „Decamerone“ des Boccaccio entnommen hat; aber abgesehen von der kunstvollern Einkleidung und der fortdauernden dramatischen Verflechtung der erzählenden Personen mit der gesammten Dichtung, ist Plan und Anlage mit viel mehr Takt und Geschick durchgeführt. Die Charakteristik der Pilger in dem heitern humoristischen Prolog und die darin eingeflochtene Schilderung der socialen Zustände seiner Zeit voll der treffendsten satirischen Züge und Anspielungen sind ihm ganz eigenthümlich und geben Zeugniß von des Dichters hohem Talent in der Beurtheilung und Darstellung realer Verhältnisse. In der Beschreibung der Gesellschaft entrollt er ein farbenreiches Bild von dem öffentlichen Leben und Treiben jener Zeit unter allen Ständen. Die Erzählungen des verschiedenartigsten Inhalts mit den redseligen Einschaltungen und Digressionen, den ausgesponnenen Betrachtungen, Reflexionen und Nutzlehren bilden einen reichen Schatz von Literaturkunde, Welterfahrung und Menschenkenntniß, von Witz und Humor. Und wie viel von verborgener Laune und Satire geht der Nachwelt verloren durch die mangelhafte Bekanntschaft mit den Schriften, auf die er anspielt und die er im Auge hat. Dabei durchdringt frische Frühlingsluft das Ganze, Vogelsang und das Grün der englischen Landschaft klingen und schimmern zwischen den einzelnen Pausen hindurch.

Nirgends zeigt sich das plastische Talent des Dichters deutlicher als in dem Prolog zu den „Canterbury-Geschichten“, worin die Pilgergesellschaft vorgeführt und charak-

terisirt wird. Da treten auf: der ehrenfeste tapfere Ritter, ein Spiegel guter Sitte und Anständigkeit, der für das Kreuz in Preußen und Granada ruhmvoll in 15 blutigen Schlachten gefochten, der ziemlich galante Junker sein Sohn, ein gewandter Turnierheld, der gern im schmucken Waffenkleid hoch zu Roß vor seiner Dame sich zeigt, der singt, malt und die Flöte spielt; ein Yeoman mit der Armbrust, im grünen Wams und Hut, mit einem Gesicht, das in Wald und Feld gebräunt, ist ihr einziger Begleiter; die zimperliche Priorin, Madame Eglantine, die sich so fein und artig bei Tisch benimmt, so leicht in Thränen ausbricht, ihre Schoshunde so zärtlich liebt, in der Kirche mit gefühlvoll näselndem Tone vorsingt, auch französisch spricht, freilich nicht wie man es in Paris, sondern in Stratford bei London redet. Sie hat am Rosenkranz einen Juwel mit der Inschrift „Amor vincit omnia". Eine andere Nonne und ein Priester, ihr Kaplan, begleiteten sie. Ueberhaupt sind die Leute der Kirche reichlich vertreten. Da war ein Mönch vom Benedictinerorden, so stattlich, daß er ein Abt hätte sein können. Er liebte das Waidwerk und hatte manches schmucke Rößlein im Stall; wenn er ritt klangen die Glöcklein an seinem Pferdegeschirr gleich denen seiner Kapelle. Er hielt nicht viel auf Klosterregeln und Studiren, sondern „steuerte dem neuen Zeitgeist zu"; ein wohlbeleibter Herr, der lieber bei einem gebratenen Schwan als vor einem Buche saß. Da war ein Ordensbruder vom Lande, dem die Rede gewandt und süß vom Munde floß, daher ihn auch die Frauen gern zum Beichten und zu Trauungen wählten, wodurch für sein Kloster manche reiche Spende abfiel. Denn er hörte die Beichte mit großem Anstande, legte milde Bußen auf und ertheilte die Absolution mit lieblicher, lispelnder Stimme. Das Almosensammeln verstand er aus dem Grunde, selbst der Witwe, die nur Einen Schuh hatte,

wußte er noch ein Scherflein zu entlocken. Mit geringem Volke gab er sich nicht ab: aber mit den Gutsbesitzern der Umgegend und mit würdigen Matronen stand er auf gutem Fuße. Auch kannte er jede Schenke in der Stadt; nicht in fadenscheiniger Kutte trat er auf, sondern im Mantel von doppelter Wolle. Wo Gewinn heraussah, war niemand so höflich, so dienstfertig und tugendsam wie Hubertus der Mönch.

Ferner war bei der Gesellschaft ein geldstolzer Kaufmann mit Zwickelbart und flandrischem Biberhut, in reicher Kleidung und gut gestiefelt, der von Zins- und Handelswesen trefflich Bescheid wußte, und als Gegensatz ein armer Student aus Oxford, in dürftigem Aufzug, mager und dürr wie sein Pferd, der Hab und Gut auf Bücher verwendet, den Aristoteles fleißig studirt, mit Sittensprüchen um sich wirft und nur darauf aus ist zu lernen und zu lehren. Darauf kam ein Gerichtsherr voll äußerer Würde und Gravität, der alle Gesetze kannte und auszulegen wußte, ein vielgeschäftiger Mann, dem seine Weisheit und Rechtserfahrenheit viel Geld und Gewinn einbrachte; sodann ein wohlhabender Gutsherr im weißen Bart, dessen geröthetes Antlitz ankündigte, daß er zu Epicur's Schule gehörte und den Becher liebte. Küche und Keller waren bei ihm trefflich bestellt und die Tafel stets für jeden Gast gedeckt; bei seinen Standesgenossen war er in großem Ansehen und oft Sheriff und Gauvorsteher gewesen. Auch fünf Handwerker waren zugegen, ein Zimmermann, Krämer, Weber, Färber und Tapezier, behäbige Zunftleute und Hausväter in gleicher Tracht; sie sind würdig Aeltermannen zu werden und ihre Weiber möchten gerne Madame heißen und im Schleppmantel zur Kirche gehen. Ihnen hat sich ein Koch zugesellt, der, ein Meister seiner Kunst, alle Feinheiten der Küche kennt; dann folgte

ein Schiffmann, der manches Faß Wein von Bordeaux heimlich, wann die Wächter schliefen, eingeschmuggelt, alle Gestade von Gothland bis Finisterre befahren hat und dem alle Häfen und Buchten bekannt sind; aber „mit seiner Tugend stand's ein wenig schief"; ein Arzt vortrefflich in seiner Praxis und in Droguen und Latwergen sehr erfahren, der daneben auch seine Patienten mit Hülfe der Astronomie und Magie curirt, in den Schriften der alten Weltweisen mehr zu Hause ist als in der Bibel, und das Gold für ein besonderes herzstärkendes Mittel hält, daher er auch alles, was er während des Schwarzen Todes gewonnen, sorgfältig bei sich aufbewahrt. Eine hervorragende Stelle nimmt eine stattliche reichgekleidete Frau von Bath ein. Sie ist stets die Erste in der Kirche, trägt einen Kopfputz, der wol ein Pfund wiegt, und rothe drall anliegende Strümpfe; fünf Ehemänner hat sie an den Kirchthüren gefreit, auch früher schon manche Buhlschaft gehabt; sie ist dreimal nach Jerusalem gepilgert, hat Rom, Sanct-Jago und Köln besucht und kennt aus Erfahrung alle Liebesmittel. Ihr letzter Eheherr, ein studirter junger Mann aus Oxford, der viel in einem Buche gegen die Weiber zu lesen pflegte, hatte sie einst, als sie ihm die Blätter herausriß, so übel mit Schlägen behandelt, daß sie davon auf dem einen Ohr taub blieb. Nach dem Landpfarrer, dessen Schilderung wir früher angeführt, und seinem Bruder, einem fleißigen und redlichen Ackersmann, der Gott liebte über alles und den Nächsten wie sich selbst, der ehrlich den Zehnten entrichtete vom eigenen Gut und durch seiner Hände Fleiß und im einfachen Kittel einherritt, führt der Prolog als Gegensatz den Müller auf, einen starken, streitlustigen Gesellen mit rothem Bart und einem Mund wie ein Ofenschlund, der im Ringkampf jeden niederschlug, vom Korn den dreifachen Zoll nahm, gern bei lustigen Brüdern (Goliarden) weilte

und an schmuzigen Reden und Zoten Ergötzen fand. Den Dudelsack spielend ging er dem Zuge voran. Darauf folgt ein betrügerischer Verwalter, der bei allen Einkäufen seinen Schnitt macht und durch Wuchergeschäfte reich wird; sodann der Gerichtsvogt, dessen Amt war, alle, die sich gegen die kanonischen Gesetze oder Sittengebote vergangen, vor das geistliche Gericht zu laden, ein feuerrothes Gesicht mit Karbunkeln und Pocken, die weder Quecksilber noch Höllenstein wegzubeizen vermochten, in seiner Häßlichkeit der Schrecken aller Kinder. Geil wie ein Sperling, war er bei allen Liebeshändeln der Kuppler und Vertraute; er aß Zwiebeln und Knoblauch und trank starken Rothwein. War er berauscht, so sprach er nur Latein, von dem er einige Brocken aus den Decreten sich angeeignet hatte; aber außer den Gerichtsformeln verstand er nichts. Er war leutselig und nachsichtig in seinem Aufseheramt: für eine Maß Wein erlaubte er jedem, eine Buhlerin ins Haus zu nehmen. Insgeheim ließ er sich auch bestechen und gab den Rath, sich über den geistlichen Fluch wegzusetzen, „denn der Beutel sei des Bischofs Hölle". Sein Freund und Gevatter ist der Ablaßkrämer, soeben von Rom mit Indulgenzen angelangt. In seinem Felleisen trug er allerlei Reliquien, den Schleier der Maria, aus den Lappen eines Bettüberzugs verfertigt, ein Stück Segel von Sanct-Peter's Schiff und in einem Glase Knochen von Schweinen. Oft gewann er für Ablaß und Reliquien an Einem Tage von armen Leuten mehr, als diese in zwei Monaten erarbeiteten. Denn „mit Schmeicheln, Possen, Schelmenstücken, verstand er Volk und Priester zu berücken". Der Wirth, auf dessen Vorschlag der Erzählungsplan in Scene gesetzt ward, schließt sich der Pilgerfahrt an und verwaltet das Amt eines Schiedsrichters und Censors. Ein praktischer Mann voll Mutterwitz und gesundem Urtheil, hält er das Ganze im

rechten Gange: er muntert zum Erzählen auf, belebt durch seine Unterbrechungen und Bemerkungen das Interesse, besänftigt die Streitenden und spinnt gleichsam den Faden fort.

Das Los entscheidet über die Reihenfolge der Erzähler; danach hat der Ritter zu beginnen. Seine Geschichte von Palamon und Arcitas ist eine freie Ueberarbeitung von Boccaccio's „Teseide“. Nach dem Geiste der Romantik ist in den „Canterbury-Geschichten“ auf Zeit und Volk keine Rücksicht genommen. So treten denn auch in des Ritters Erzählung die griechischen Helden aus dem Sagenkreise des Theseus und der Sieben vor Theben ganz in der Gestalt und mit den Gebräuchen und Anschauungsweisen mittelalteriger Ritterschaft auf und im Tempel der Venus prangen neben den antiken Götterwesen alle die allegorischen Figuren der romantischen Liebesdichtungen des 14. Jahrhunderts. „Der Glanz des Ritterthums“, bemerkt Hertzberg in der Einleitung zu seiner Uebersetzung, „und seiner eigenthümlich idealen Ziele begeistert, ja blendet den Dichter so, daß er das Hohe und Große aller Zeiten nur in diesem Lichte zu sehen vermag. Er führt uns die Heroen der griechischen Sage, Theseus und die Helden vor Theben und Troja genau in Costüm und äußerlicher Haltung, genau in der Denk-, Rede- und Lebensweise seiner ritterlichen Zeit vor. Ja selbst den Gott Apollo, da er zur Erde hinabstieg, stellt er völlig wie einen jungen Herrn von Stande aus Eduard's III. höfischer Umgebung vor. Aber auch mit den antiken Göttern in ihrer Göttlichkeit weiß er sich abzufinden. Er behandelt sie wie Heilige der katholischen Kirche, die in Kapellen mit Gesang und Messedienst, mit Weihrauch und Kniebeugungen verehrt werden, völlig so, wie er es täglich vor Augen sah.“

Nach der langen, mit vielen ernsten Reflexionen durchzogenen und anständig im höfischen Tone gehaltenen Erzäh-

lung des Ritters wendet sich der Wirth an den Mönch; aber der Müller, der schon früh am Morgen dem Ale in Southwark stark zugesprochen, drängt sich in roher Weise vor und erzählt in derben Zügen, wie einst ein Student in Oxford, welcher sich auf Liebesheimlichkeiten wohl verstand, einem dummen Zimmermann, seinem Hauswirth, der eine hübsche junge Frau hatte, Hörner aufsetzte, wobei auch noch ein verbuhlter Sakristan übel wegkam. Alle lachen über die tolle Geschichte; aber der Verwalter, der früher Zimmermann gewesen, ärgert sich und erzählt dann, um sich zu rächen, in demselben Tone eine ähnliche Geschichte, wie ein betrügerischer Müller zu Trumpington von zwei cambridger Studenten hintergangen und seiner Frau und Tochter mitgespielt worden. In diesen beiden Erzählungen geht der Humor ins Burleske und Obscöne über; denn wie bei Boccaccio fehlt es auch bei Chaucer nicht an derben Ausschreitungen, an zotenartigen Späßen, an Nuditäten und Schlüpfrigkeiten, an ausgelassenem Libertinismus. Schon der alte Warton bemerkt, daß man an viele Ausdrücke und Beschreibungen Chaucer's nicht den Maßstab einer verfeinerten Zeit legen dürfe; der volksthümliche Charakter einzelner Erzählungen konnte auch einer volksthümlichen Sprache nicht entbehren; daß dabei ein derber Naturalismus oft bis zum Indecenten und Cynischen sich verstieg, das Naive manchmal ins Gemeine überging, muß man dem niedrigen Bildungsstande der mittlern und untern Volksklassen jener Tage zuschreiben. Uebrigens liegt gerade in den komischen Partien, im Humoristischen, Muthwilligen und Schalkhaften die Stärke des englischen Dichters. Ohne Zweifel war die Erzählung, die darauf der Koch begann, in demselben Tone gehalten wie die beiden vorhergehenden; allein in den Handschriften ist hier nach wenigen Versen eine bedeutende Lücke, sodaß wir über Inhalt und Gang nicht urtheilen können. Als

Gegensatz erzählt hierauf, vom Wirth aufgefordert, der Rechtsanwalt eine sittsame Geschichte von der schönen Kaisertochter Konstanze, die durch ihre Frömmigkeit und Glaubenstreue allen Gefahren und Nachstellungen gottloser Feinde entrinnt. Die Dame von Bath ergeht sich weitläufig in vielen unzüchtigen und frivolen Bemerkungen und unverhüllten Selbstbekenntnissen über den Ehestand, ein Kapitel, in dem sie über die maßen bewandert und erfahren ist, und erzählt dann ein Geschichtchen mit Liebesabenteuern aus dem Sagenkreise von König Artus, das sich auf der Grenzlinie der Lüsternheit bewegt. — Der Ordensbruder, der auf den Gerichtsboten einen Zahn hat, gibt in derber Volkssprache ein Geschichtchen zum besten, wie ein habgieriger Diener des geistlichen Gerichts sich mit dem Teufel einläßt und von diesem zur Hölle entführt wird; worauf der Andere zitternd vor Zorn, nach einem schmuzigen Prolog eine cynische Anekdote von einem zudringlichen Bettelmönch vorträgt. Nach diesen beiden Geschichten, die in Unschicklichkeit und in ungezügeltem derben Volkshumor am weitesten gehen, erzählt der oxforder Student, von dem Wirth aus seinem bescheidenen Schweigen aufgescheucht, in geschmackvollen Strophen die liebliche Geschichte von der getreuen, gehorsamen und geduldigen Griseldis, sich dabei auf Petrarca berufend. Wie in den französischen Fabliaux bietet besonders die Ehe einen reichhaltigen Stoff für pikante Geschichten. So in der Erzählung des Kaufmanns von dem alten weibersüchtigen Ritter Januar, welcher die jugendliche Dame May heirathet, dann aber als er blind geworden von der listigen Frau betrogen wird. Er selbst beut ihr im eigenen Garten den Rücken, über den sie zu dem Buhlen auf den Birnbaum steigt, eine von Wieland im Oberon eingeflochtene Liebesepisode. Die Erzählung des Junkers zerfällt in zwei Theile, ist aber unvollendet: in dem Märchen vom Sultan Cambuscan

in Sarai (der Hauptstadt der goldenen Horde von Kiptschak) sind morgenländische Züge mit Reminiscenzen aus der abendländischen Ritter- und Sagenwelt vermischt; der Fortgang wird aber unterbrochen durch das tragische Liebesgeschick eines weiblichen Falken. Nach dieser weit angelegten, aber nicht ausgeführten Erzählung trägt der Gutsherr die Geschichte von der schönen und treuen Dorigena vor, die er einer altbritischen Sage entlehnt haben will, die sich aber auch bei Boccaccio findet, eine romantische Ritter- und Zaubergeschichte, worin ein Magier durch Wunderkraft die Felsenküste der Bretagne verschwinden macht, dann aber, gerührt von dem Edelmuth des entsagenden Ritters, den bedungenen Lohn ausschlägt. Der Doctor erzählt die Geschichte von der schönen und tugendsamen Virginia, die der Vater tödtet, um sie vor der Schande zu retten, schwerlich aus Livius, wie der Eingang besagt, sondern aus andern Berichten geschöpft. Der Ablaßkrämer enthüllt die Betrügereien, deren er sich bei seinem gewinnbringenden Geschäfte bedient, und trägt dann, als Beweis seines gewöhnlichen Predigttextes, „daß Begehrlichkeit die Wurzel alles Uebels sei", die Geschichte von drei ruchlosen und liederlichen Gesellen im Walde vor, denen ein gefundener Schatz einen schlimmen Tod durch ihren eigenen Frevelsinn gebracht, wobei noch eine Menge anderer Belege aus alten Schriften angeführt werden. Der Schiffer weiß ein Geschichtchen, wie einst ein Kaufmann von Denys von seinem listigen Weibe und einem jungen lüsternen Mönch, seinem Hausfreunde, auf zwiefache Weise betrogen wird; die Priorin dagegen berichtet im salbungsvollen Legendenton von einem Mirakel, das sich einst zugetragen, als die Juden einem frommen Christenkind nachgestellt und es umgebracht. Nun wendet sich der Wirth an den Dichter selbst: er starre ja immer auf den Boden, als wolle er einen Hasen jagen, und doch

scheine er wol im Stande zu sein, sie mit einer lustigen Geschichte zu unterhalten. Chaucer erklärt sich bereit, die einzige Geschichte, die er wisse, der Gesellschaft mitzutheilen, und beginnt dann das „Reimgedicht vom Ritter Topas" in kurzzeiligen Strophen zu sechs Versen, eine Parodie auf die phantastische in conventionellen Formen und handwerksmäßiger Reimerei sich bewegende Ritterpoesie seiner Zeit. Als er eine Zeit lang im Bänkelsängerton und in der Manier der Volksromanzen „das abenteuerliche Gewühl von Riesen, Ungeheuern, Rittern und Feen, von ungeschlachten Raufereien und verhimmelndem Liebesweh", wie es in diesen Gedichten vorzukommen pflegte, vorgetragen, unterbricht ihn der Wirth mitten in der Erzählung und bittet ihn, um Gottes willen mit dem Zeuge einzuhalten, die Ohren thäten ihm weh; er solle lieber etwas in Prosa erzählen. Der Dichter gehorcht. Aber auch „die höchst moralische und tugendsame Historia von Meliböus und der frommen Prudentia", die er dann vorträgt, ist gleichfalls nicht frei von Ironie und Spott. Die langweilige Geschichte dient ihm nur als Rahmen, um durch einen Ballast von gelehrten Citaten, von Weisheitssprüchen und Gemeinplätzen die triviale Lehre zu begründen, daß man den Feinden verzeihen solle. Der Schalk ist in beiden Erzählungen kaum zu verkennen; Chaucer erscheint darin als Vorläufer von Rabelais und Cervantes. Der Mönch gibt „in der künstlichen, aber gedankenarmen Poesie des Klosters" tragische Erzählungen aus der Bibel und Weltgeschichte von Personen, „die erhöht zu großem Glück, nachmals herabgestürzt in Misgeschick", beginnend mit Lucifer und Adam und schließend mit Peter von Lusignan, Barnabo Visconti und Ugolino von Pisa. Der Nonnenpriester ergötzt die Gesellschaft mit der aus dem Roman de Renart oder aus Marie de France entlehnten Fabel vom Hahn Chaunteclerc und

vom Reinecke Fuchs, ein Thiermärchen mit der Nutzlehre gegen Schmeichelei und vielen eingestreuten Traumgeschichten; die zweite Nonne erbaut die Versammlung mit der Legende von der heiligen Cäcilia, worauf der Diener eines Domherrn, die sich beide dem Zuge unterwegs anschließen, in satirischen Reden gegen das Treiben der Alchymisten loszieht. Wie in der Erzählung des Verwalters die Sterndeuterei, in der des Nonnenpriesters der Aberglaube der Traumdeuter gegeiselt wird, so hier die dritte Afterwissenschaft jener Zeit, die Goldmacherkunst. Dem Verwalter wird die in Ovid's Metamorphosen und anderwärts erzählte Fabel von der Krähe in den Mund gelegt, die dem Apollo die Untreue seiner Geliebten verräth und zur Strafe dafür ihrer weißen Federn und ihres Gesanges beraubt wird, mit der praktischen Moral, daß man sich hüten solle einem Manne die Vergehungen seiner Frau mitzutheilen. Den Schluß bildet die Rede des Landpredigers, der sich gegen alle Fabeln und Lügengeschichten erklärt, dafür aber eine lange Abhandlung oder Predigt in Prosa vorträgt über Sünde und Buße, über Tugenden und Laster und über die kirchlichen Gnadenmittel, welche zur Erweckung der erstern und der Bekämpfung der letztern führen, ein religiöser Tractat mit dem ganzen scholastischen Apparat jener Zeit. Die darin enthaltenen dogmatischen Ansichten über Messe, Ohrenbeichte und andere Doctrinen der Kirche erinnern weniger an Wycliffe und die lollardischen Prediger als die Charakteristik des Landgeistlichen im Prolog. Doch läßt sich der Widerspruch vielleicht dahin ausgleichen, daß Wycliffe selbst in seinem Leben stets der Kirche ergeben geblieben ist und bis an sein Ende der Messe beizuwohnen pflegte, mithin in der Praxis die Consequenz seiner Lehre nicht gezogen hat, oder daß man annimmt, Chaucer habe eine ältere Abhandlung den „Canterbury-Geschichten" beigefügt und sie dem-

jenigen in der Gesellschaft in den Mund gelegt, zu dessen Charakter sie am meisten paßte. Mit dem Amen dieses Aufsatzes schließt die Sammlung der „Canterbury-Geschichten“. Das angehängte Nachwort, worin der Dichter nach Art des Boccaccio reumüthig alles widerruft, was seine Schriften Sündhaftes nnd Unmoralisches enthalten mögen, rührt, wie Tyrwhitt nachgewiesen, schwerlich von Chaucer her.

Schon aus der religiös-didaktischen Erzählung oder Abhandlung am Schlusse geht hervor, daß Chaucer in Behandlung der Prosasprache weit weniger gewandt war als in der poetischen Darstellung. Alles, was er in ungebundener Rede verfaßt hat, wie die Uebersetzung des bekannten Buches von Boëthius: „Tröstung der Philosophie“, und die Nachbildung desselben in dem erwähnten „Testament der Liebe“, einer Art Moralphilosophie im Gewande einer dunkeln allegorischen Vision (deren Echtheit freilich angefochten wird) ist entweder steif und trocken oder versteigt sich in dichterisch und rhetorisch ausgeschmückte Wendungen und Ausdrücke, ein Beweis, daß zu seiner Zeit die englische Prosa noch nicht ausgebildet war, noch nicht aus der Unbehülflichkeit und Schwerfälligkeit sich emporgearbeitet hatte. In der Kunst leichter poetischer Darstellung dagegen ragte Chaucer über alle Dichter seiner Zeit hervor. Selbst in den allegorisch-didaktischen Gedichten, wie „Das Haus des Ruhmes“, „Blüte und Blatt“, nach französischen Mustern u. s. w., tritt die Virtuosität des Dichters in der Detailmalerei, in der Entwerfung und Ausführung anschaulicher, lebensvoller Bilder, in landschaftlicher Scenerie überraschend hervor. Darum blieb auch Chaucer zwei Jahrhunderte lang der Liebling der englischen Leserwelt, der Führer und das Vorbild der englischen Dichtkunst. Lydgate, ein jüngerer Zeitgenosse Chaucer's und gleichfalls ein gefeierter Dichter, setzte ihm in einem Hymnus auf die

Jungfrau Maria ein Denkmal, das wir in Hertzberg's Uebersetzung zum Schluß mittheilen wollen:

Britanniens edler Redner und Poet,
Mein Meister Chaucer liegt nun auch im Grabe,
Er, dem so schön der Dichtkunst Lorber steht,
Der werth ist, daß er auch den Palmzweig habe.
Er, der den goldnen Thau der Rednergabe
Zuerst durch seinen Geist, den überlegnen,
In unsre Sprache träufeln ließ und regnen.

Er hat mit Blumen der Beredsamkeit
Zuerst der rauhen Sprache Klang erhellt;
Ihm kam kein andrer gleich, zu keiner Zeit.
Denn wie die Sonne glänzt am Himmelszelt,
Wenn mittags senkrecht ihren Strahl sie schnellt,
Daß alle Sterne ringsumher erbleichen,
So sind auch seine Lieder sondergleichen!

Anmerkungen.

1) Zum bessern Verständniß der politischen Zeitlage und der verschiedenen Seiten des Cultur- und Gesellschaftslebens des 15. Jahrhunderts erlaubt sich der Verfasser auf seine „Allgemeine Weltgeschichte mit besonderer Berücksichtigung des Geistes- und Culturlebens der Völker, für die gebildeten Stände bearbeitet" (Leipzig 1870), Bd. VIII und Bd. IX, 1., zu verweisen.

2) Roman de la Rose, publié par Méon (4 Bde., Paris 1844). Histoire de la littérature française par D. Nisard (Paris 1844), I, 133 fg. M. Villemain, Cours de littérature française (Paris 1830), II, 134 fg. Simonde de Sismondi, De la littérature du midi de l'Europe (2 Bde., Brüssel 1837), I, 191 fg. In einer alten Folioausgabe vom Jahre 1521 ist der Inhalt auf dem Titel in folgenden Versen angegeben:

Cy est le rommant de la Rose
Où tout art d'amour est enclose.
Histoires et autorités,
Et maints beaux propos usités.
Qui a été nouvellement
Corrigé suffisantement,
Et coté bien à l'avantaige
Com on voit en chacune paige.

3) Le Temps qui s'en va nuit et jour
Sans repos prendre et sans séjour;
Et qui de nous se part et emble
Si secrètement qu'il nous semble

Que maintenant soit en un point,
Et il ne s'y arrête point;
Ains ne fine (cesse) d'outre passer,
Si tôt que ne sauriez penser
Quel temps il est présentement:
Car avant que le pensement
Fust fini, si bien y pensez,
Trois Temps seroient déjà passés.

4) Le dieu d'amour, cil qui départ
Amourettes à sa devise,
C'est cil qui les amants attise
Cil qui abbat l'orgueil des braves,
Cil fait les grands seigneurs esclaves,
Et fait servir royne et princesse,
Et repentir none et abbesse.

5) Celle dame avait le nom Beauté,
Qui point n'étoit noire ne brune,
Mais aussi clère que la lune.
Est envers les autres estoiles,
Qui semblant petites chandelles.
Tendre chair eut comme rosée;
Simple fut comme une épousée,
Et blanche comme fleur de lys.
Le vis (visage) eut bel, doux et alys (poli);
Et estoit gréle et alignée,
Fardée n'estoit ne pignée,
Car elle n'avait pas mestier
De soi farder et nettoyer;
Cheveux avoit blonds et si longs
Qu'ils lui balloient jusqu'aux talons;
Beaux avoit le nez et la bouche.
Moult grant douleur au cuer me touche
Quand de la beauté me remembre
Pour la façon de chacun membre ....
Jeune fut et de grande faconde,
Saige, plaisante, gaie et cointe (agréable)
Gresle, gente, frisque et accointe (adroite).

6) „Auferatur ergo liber talis", schrieb Gerson im Jahre 1402, „et exterminetur absque ullo usu in futurum, speciabiliter autem in his partibus, in quibus utitur personis infamibus et prohibitis, sicut vetula damnata, quae judicari debet ad supplicium pillorii cet."

7) Les chroniques de Jean Froissart. Collection des chroniques nationales françaises, écrites en langue vulgaire du 13me au 16me siècle; avec notes et éclaircissements, par J. A. Buchon (15 Bde., Paris 1824—26). — M. Kervyn de Lettenhove, Froissart. Étude littéraire sur le XIVme siècle (2 Bde., Paris 1857). M. E. Prätorius, Ueber Jean Froissart und seine Chroniken, mit besonderer Rücksicht auf das Ritterwesen. In dem Archiv für Geschichte und Literatur, herausgegeben von F. Ch. Schlosser und Gottl. A. Bercht (Bd. 5, Frankfurt a. M. 1833).

8) Th. Tyrwhitt, The poetical works of Geoffrey Chaucer, with an Essay on his language and versification, and an introductory discourse; together with notes and a glossary (London 1843). Th. Warton, The history of English poetry from the close of the 11th to the commencement of the 18th century cet. (2 Bde., London 1784). G. L. Craik, A compendious history of English literature and of the English language cet. (2. Aufl., 2 Bde., London 1864). — Geoffrey Chaucer's Canterbury-Geschichten. Uebersetzt von W. Hertzberg (Hildburghausen 1866) und eine ältere Uebersetzung des Prologs und einzelner Erzählungen von K. L. Kannegießer (Zwickau 1827). — R. Pauli, Zwei Dichter, Gower und Chaucer, in: Bilder aus Alt-England (Gotha 1860).

Der Weissagungsglaube und das Prophetenthum in der christlichen Zeit.

Von

J. von Döllinger.

I.

Zur Einleitung.

Das Weissagungswesen des Alterthums war national, patriotisch, aber darum auch blos auf Staatswesen und Kriegführung gerichtet; es sollte keine Fernsicht gewähren in eine entlegene Zukunft. Wohl stellte schon das Römische Reich ein großes, viele Völker vereinigendes Gemeinwesen, einen Orbis Romanus dar, aber in diesem Reiche begnügte man sich mit der prophetisch verkündeten Thatsache, daß ihm ewige Dauer beschieden sei, und im übrigen brachte diese Kaiserperiode nichts Prophetisches, als etwa Vaticinien über Leben und Tod einzelner Kaiser hervor. Dies änderte sich mit der Einführung des Christenthums. Sofort erweiterte sich der Gesichtskreis der Menschen und ihre Theilnahme an den Schicksalen der Völker, die nun als Bekenner desselben Glaubens auch Genossen und Glieder der Einen großen Kirche geworden waren.

Von nun an war das Schicksal der großen Nationen, welche die Träger der Cultur und Geschichte wurden, unzertrennlich verknüpft mit dem Entwickelungsgange, mit den Schicksalen der allgemeinen Kirche. Und jede dieser Nationen lebt, sozusagen, ein doppeltes Leben, das nationale und in einem eigenthümlichen Ideenkreise sich bewegende, und das zweite Leben, kraft dessen jedes der christlichen Hauptvölker die ihm zugetheilte Mission im großen christlichen Gemeinwesen er=

füllt. Wie denn im Mittelalter Deutsche, Franzosen und Italiener das Bewußtsein hatten, daß jedem von ihnen ein besonderes Amt und Charisma zugefallen sei, daß jedes Träger einer der drei großen christlichen Institutionen sei, des Imperium, des Sacerdotium und des Studium.

Bei näherer Ansicht des prophetischen Stoffes in der christlichen Zeit ergibt sich alsbald, daß wir vier Arten der Weissagungen unterscheiden müssen. Wir finden nämlich außer den rein religiösen Prophezeiungen auch dynastische, sodann nationale, und wiederum andere, die ich kosmopolitische nennen will. Zu den letztern rechne ich die, welche sich auf die christliche Kirche beziehen, da seit der Stiftung des Christenthums die kirchlichen Geschicke und Veränderungen aufs engste mit dem großen Entwickelungsgange der Weltgeschichte überhaupt verknüpft sind. Kirchliche Weissagungen pflegen nämlich entweder gerichtet zu sein auf bevorstehende Spaltungen oder auch auf die Heilung einer wirklich eingetretenen Trennung, oder auf Strafgerichte wegen des eingetretenen und schmerzlich empfundenen kirchlichen Verderbens; sie verkünden dann auch etwa eine große gehoffte Reformation der Kirche oder eine Wiedervereinigung getrennter Theile der christlichen Welt. Einzelne Monarchen oder ganze Nationen werden dann als die vorzüglichsten Werkzeuge solcher kirchlichen Veränderungen bezeichnet, oder es wird eine solche Veränderung zugleich als die Ursache socialer und politischer Katastrophen und Wandlungen aufgefaßt und es werden demgemäß Ereignisse verkündet, welche theils dem politischen, theils dem kirchlichen Gebiete, theils beiden gleichmäßig angehören. So haben denn Prophezeiungen, welche auf die Weltlage oder auf die Schicksale der großen Culturvölker gerichtet sind, immer auch eine religiöse Seite, und umgekehrt war es nicht möglich, wichtige und tiefgreifende Ereignisse und Wandlungen auf dem religiösen Gebiete zu ver-

kündigen, ohne zugleich entsprechende politische Neugestaltungen, die sich zu jenen wie die Wirkung zur Ursache verhielten, in Aussicht zu stellen.

Die Vaticinien in der Zeit seit Christus verrathen demnach einen dreifachen Ursprung. Sie entstehen als gleichsam autochthone Producte einer gewissen Lage und Stimmung, ohne Absicht, ohne die bestimmte oder bewußte Urheberschaft einer einzelnen Person. Sie sind aber auch häufig etwas Berechnetes und Gemachtes und sollen einem ganz speciellen Interesse dienen. Endlich gibt es auch Vaticinien, welche zuerst nur die Vermuthungen oder auch die genialen Blicke eines Mannes sind, der von dem Verständnisse der richtig erkannten Gegenwart ausgehend, gemäß den Gesetzen des Causalzusammenhanges auf Phänomene einer künftigen Zeit schließt und sie zuversichtlich als Thatsachen verkündet. Diese stempelt dann der Erfolg zu prophetischen Kundgebungen. Einige Beispiele werden diese Auffassung und Unterscheidung verdeutlichen und bestätigen.

Wie der Geschichtschreiber ein rückwärts gekehrter Prophet, so ist der Prophet häufig nur ein rückwärts gekehrter Geschichtschreiber, und verkündet als künftig bereits geschehene Dinge. Es geschieht dies einmal dann, wenn durch der Vergangenheit angehörige Thatsachen zukünftige beglaubigt werden sollen, wie z. B. in der bekannten Lehninischen Weissagung. Es geschieht aber auch, wenn unter der schützenden Form der Weissagung Tadel eines Monarchen oder einer Regierung oder kirchlicher Zustände ausgesprochen, Warnung ertheilt und eine Schicksalswendung im Gange eines Staates angestrebt wird. Ein Muster dieser Gattung ist das Gedicht auf die Regierung Eduard's III. unter dem Namen des John von Bridlington (um 1370 verfaßt) mit einer prosaischen Glosse, in welchem der Verfasser das, was er in offener freier Rede nicht zu sagen wagte, die Rüge der nichts-

würdigen Buhlerinnenwirthschaft und anderer Misbräuche, in das Gewand der Prophetie kleidet.[1])

Auch das ist wie im Alterthum, so auch in der Neuzeit wohl verstanden worden, daß eine Prophetie ein wirksames Mittel der Politik werden könne, und daß ein Ereigniß, dessen Eintritt man wünscht, wenn vorhergesagt, um so leichter sich verwirkliche. Als die Königin Christine Königin von Polen zu werden wünschte, gab sie Auftrag, daß eine darauf bezügliche Weissagung durch einen Mönch geschickt verbreitet werden solle.[2]) Cromwell ließ Begebenheiten, die er herbeizuführen beabsichtigte, vorher in den Almanach setzen, dessen Astrolog dadurch zu hohem Ansehen gelangte. Als Wilhelm von Oranien und seine Partei in England den Sturz des Königs Jakob II. beschlossen hatten, erschien (im März 1688) ein gedruckter Brief eines angeblichen Quäkers, in welchem berichtet wurde, der Geist habe einem erleuchteten Mitgliede seiner Gesellschaft geoffenbart, daß im nächsten October in diesem Reiche eine große Veränderung sich ereignen und im folgenden Monate Wilhelm übers Meer herkommen werde. Der Prophet hatte sich nur um ein paar Wochen geirrt, sonst traf alles ein.[3]) Schon im 13. Jahrhundert wurde diese Kunst mit gutem Erfolge angewendet. Als die Päpste beschlossen hatten, das staufische Kaiserhaus völlig zu Grunde zu richten und keinen seiner Sprößlinge mehr weder zur deutschen noch zur sicilianischen Krone gelangen zu lassen, erschien in Italien im Jahre 1256 eine Prophetie in lateinischen Versen unter dem Namen eines Cardinals Albius (wahrscheinlich ist der Cardinal-Bischof von Albano gemeint). Hier wird nach einer allgemein gehaltenen Schilderung einer verworrenen Zeit und einer Bedrückung der Kirche angekündigt: Plötzlich und unerwartet werde ein Retter, ein neuer König erscheinen, der den Süden zur Ehre der Mutter (des römischen Stuhls) bändigen, die Sicilianer

und Friedrich's Geschlecht zermalmen, und alle Werke Kaiser Friedrich's und seiner Söhne und Anhänger vernichten werde. Dazu werde er auch die widerspenstigen Römer unter das Joch des Papstes beugen. Kurz: er werde alles vollbringen, was der päpstliche Hof damals gerade wünschte und bedurfte. Das Ganze klang wie ein im prophetischen Schwunge geschriebenes Programm zu den Verhandlungen über die sicilianische Königskrone, welche Alexander IV. damals insgeheim mit dem englischen Prinzen Edmund führte, und sollte diesem den Weg zur Eroberung bahnen. Und damit die Italiener nicht nach Landessitte dem künftigen Könige reichliche Geldspenden zumutheten, so vergaß die Weissagung nicht, des Umstandes zu gedenken, daß der vom Himmel gesandte Retter zwar reich an Tugend, aber arm an Geld sein werde.[4])

Als eine dynastische Prophezeiung erwähne ich die prophetische Vision, welche die Thüringerin Basina, die Mutter Chlodwig's, ihrem Gemahle, dem Frankenkönige Childerich, in der Brautnacht zeigte. Auf ihr Geheiß trat er dreimal in der Nacht aus dem Schlafgemach heraus. Das erste mal sah er einen Löwen, ein Einhorn und einen Leoparden. Das zweite mal zeigten sich ihm Bären und Wölfe. Das dritte mal sah er Hunde und kleinere sich herumbeißende Thiere. Der Löwe, sagte ihm Basina, wird unser Sohn Chlodwig, seine Söhne werden stark sein wie Leopard und Einhorn (nämlich Theoderich, Chlodomir, Childebert und Chlotar). Von ihnen werden andere gezeugt werden, die in ihrer Stärke und Gefräßigkeit Bären und Wölfen gleichen (Charibert und Chilperich und die folgendeu bis Chlotar II.). Endlich folgen die letzten schwächlichen Merovinger in den anarchischen Zeiten, welche dem Dynastienwechsel vorangingen. Die Weissagung findet sich schon in einem Codex des Fredegar, welcher in die frühern Zeiten des 8. Jahrhunderts hinauf=

reicht, also vor der wirklich erfolgten Thronbesteigung der Karolinger. Die Absicht, zu dieser Veränderung vorzubereiten, schimmert durch in der ironischen Erklärung der Basina: „Diese den Hunden gleichenden Könige werden die Säulen dieses Reiches sein!"

Eine Art von dynastischer Weissagung, deren Ursprung leicht erkennbar ist, ging in England in der Zeit der Königin Elisabeth und noch unter Jakob I. als Volksreim von Mund zu Munde. Sie lautete: „Wenn der Hanf gesponnen, ist England verloren."[5]) Mit dem Worte Hanf (hempe) waren die fünf Monarchen der Tudordynastie gemeint, Heinrich VIII., Eduard VI., Maria und ihr Gemahl Philipp, und Elisabeth, weil die fünf Buchstaben des englischen Wortes die Anfangsbuchstaben dieser Namen bilden. Der prophetische Spruch entstand gewiß ganz volksmäßig, aus dem Gefühle, daß mit dem Tode der kinderlosen Elisabeth entweder ein Successionskrieg ausbrechen oder ein Fremder, der schottische, mehr Befürchtungen als Hoffnungen erregende König den Thron besteigen werde.

Zu den dynastischen Weissagungen dürfen wir auch die Vaticinien auf eine Reihenfolge von Päpsten zählen, deren besonders zwei zu großem Ansehen gelangt sind. In den frühern Jahren des 14. Jahrhunderts wurde unter Joachim's Namen mit allegorischen Figuren eine Schilderung der Päpste von Nikolaus III. bis auf Clemens' V. verbreitet, welche jeden dieser Päpste mit einigen kurzen, markigen, die Hauptthatsachen seiner Regierung symbolisch ausdrückenden Worten zeichnete. Gleich den andern unechten Joachimitischen Schriften war auch diese aus dem Schose des Franciscanerordens, zunächst der Eiferer oder der Spiritualen, die sich selber hier unter dem ihrem Orden gegebenen Namen der „Taube" verbargen, hervorgegangen. Daß eine Schilderung wie diese, welche die meisten Päpste jener Zeit mit so

schwarzen Farben abmalt, ihnen schwere Vergehen zur Last legt — nur Cölestin V. erfährt schonendere Beurtheilung — und sie als Tyrannen der Kirche erscheinen läßt, so großen Anklang fand und sich in solchem Ansehen zu behaupten wußte, ist ein beachtenswerthes Zeichen des Umschwungs, der in der Gesinnung der Italiener damals eingetreten war. Schon in der Chronik des bolognesischen Dominicaners Pipin (im Beginne des 14. Jahrhunderts) werden diese prophetisch sein wollenden Bilder und Orakel einzeln erwähnt und beschrieben und minder geübte Hände haben sie später, theils auch noch unter Joachim's Namen, theils unter dem erdichteten Namen eines Bischofs Anselm von Marsica fortgesetzt. Aber während die frühern von Nikolaus III. bis auf Clemens' V., den Standpunkt des Verfassers vorausgesetzt, treffend und leicht deutbar sind, verlieren sich die spätern, die wirklich vorher ersonnen worden, immer mehr in nichtssagende, unverständliche Phrasen und Gemeinplätze. Diese Fiction ist nun längst verschollen, aber eine andere später entstandene steht noch immer in Ansehen und wird von vielen noch beachtet. Ganz verschieden von der scharf rügenden Joachimitischen will sie nicht den sittlichen Charakter und die kirchliche Amtsführung der Päpste zeichnen, sondern jeden von ihnen kenntlich machen durch einen mit zwei Worten ausgedrückten Umstand seines Lebens oder eine Anspielung auf ein einzelnes Ereigniß seiner Geschichte. Ein irländischer Bischof des 12. Jahrhunderts, Malachias, welchen eine vom heiligen Bernhard verfaßte Biographie allgemein bekannt gemacht hatte, wurde zum Träger derselben erkoren, und man ließ sie mit Cölestin II. im Jahre 1143 beginnen. Bis zum Jahre 1590 oder Urban VII. ist sie theils zutreffend, theils läßt sie eine nicht allzu gezwungene Erklärung zu. Verfertigt wurde sie im Jahre 1590, um die Wahl des Cardinals Simoncelli von Orvieto zu befördern. Der dem Urban zu gebende

Nachfolger war nämlich mit den Worten: **de antiquitate urbis (Orvieto, Urbs vetus)** bezeichnet. Die auf die folgenden Päpste bezüglichen Mottos konnten meistens nur durch abgeschmackte und lächerliche Deutungen erklärt werden. Weil aber doch von Zeit zu Zeit eins dieser Vaticinien wieder zuzutreffen schien, wurden sie unzähligemal gedruckt und gebraucht, und es fehlt selbst heute nicht an Gläubigen. Konnte man doch bei Pius VI. das **peregrinus apostolicus**, bei Pius IX. das **crux de cruce** bequem deuten, wogegen freilich das **aquila rapax** Pius' VII. jeder Auslegung sich entzog.

Hingegen ist eine Prophezeiung, die zur Zeit der Reformation einen gewaltigen Einfluß auf die Ansichten der Menschen und dadurch auf den Gang der Ereignisse geübt hat, zwar erdichtet, aber doch wol absichtslos und auf ganz natürliche Weise entstanden. Huß soll auf dem Scheiterhaufen gesagt haben: „Heute verbrennet ihr eine Gans" (dies die böhmische Bedeutung seines Namens), „aber aus meiner Asche wird ein Schwan erstehen, den ihr nicht werdet braten können."[6]) Luther, der dies zuerst anführt und aufs nachdrücklichste für sich verwerthete, hat die Erzählung sicher nicht ersonnen. Den Anlaß dazu hat eine Stelle in dem Briefe des Huß von Konstanz aus an die Prager gegeben: „Die Gans freilich, das zahme Thier, das nicht hoch zu fliegen vermag, hat ihre Stricke nicht zerrissen, aber andere Vögel, welche mittels des göttlichen Wortes und ihres Lebens sich in hohem Fluge emporschwingen, werden ihre Nachstellungen zunichte machen"[7]), und dazu kam, daß sein Freund und Schüler Hieronymus wirklich die, welche ihn verurtheilt, nach hundert Jahren vor Gottes Richterstuhl geladen hatte.[8])

Nicht minder ist die berühmte visionäre Voraussagung der französischen Revolutionsschrecknisse von Cazotte, welche Laharpe so dramatisch beschrieben, entschieden eine Erdichtung eben

dieses Laharpe. Aber dagegen ist es wahr, daß dreizehn Jahre vor Ausbruch der Revolution ein berühmter Prediger, Beauregard, in Notre-Dame auf der Kanzel sprach: „Die Tempel Gottes werden geplündert und zerstört, seine Feste abgeschafft, sein Name gelästert, sein Dienst geächtet werden. Ja, was höre, was erblicke ich? Statt der Hymnen zum Lobe Gottes werden hier lüsterne und profane Lieder gesungen und die Göttin der Heiden, Venus selbst, erdreistet sich, hier die Stelle des lebendigen Gottes einzunehmen, sich auf den Altar zu setzen und die Huldigungen ihrer treuen Anbeter zu empfangen.“ Alles dies ist einige Jahre später wirklich, und zwar in eben der Kirche, in der die prophetischen Worte gesprochen wurden, geschehen. Wer nun den Zustand von Paris in jener Zeit kennt, wer erwägt, was z. B. Walpole in seinen Briefen darüber sagt, der mag sich wol vorstellen, daß ein Mann wie Beauregard, der tiefere Blicke in den Abgrund der damaligen Corruption gethan, sehr wol Dinge voraussagen konnte, wie sie nachher als Manifestationen des schon seit geraumer Zeit, wenn auch vorerst mehr nur in der Stille, wirkenden Geistes zu Tage traten.

II.

Die prophetische Anschauung des frühern Mittelalters. Erwartung des Antichrist und des Weltendes.

Wir müssen, um den Grundzug der mittelalterlichen religiös-politischen Prophetie zu würdigen, bis in die frühern Zeiten der Kirche zurückgehen. Die ersten Christen traten eine Erbschaft an, die von den hellenisch gebildeten alexandrinischen Juden auf sie überging; denn diese hatten bereits sibyllinische Weissagungen gedichtet, die den endlichen Sieg des Judenthums über das Heidenthum und die Erhebung desselben zur Weltreligion in Aussicht stellten. Solche

sibyllinisch-jüdische Bücher oder Stücke wurden theils im letzten Jahrhundert vor Christus, theils im ersten und zweiten nach Christus verbreitet, und bald kamen nun auch christliche hinzu, die dann auch theilweise von den Heiden beachtet wurden und einen Theil der Christen, die diese Dichtungen in Schutz nahmen oder sich ihrer als echter Erzeugnisse bedienten, den Namen Sibyllisten zuzogen, den z. B. der Philosoph Celsus ihnen gab. Den römischen Staatsgewalten schien es doch nicht unbedenklich, daß Erwartungen von einem nahen Untergange des Römischen Reiches und dem Zerfalle des Staatscultus auf diesem Wege verbreitet wurden: sie verboten das Lesen dieser Bücher oder Blätter bei Todesstrafe.

Solange das Römische Reich im Westen bestand, bis zur Völkerwanderung, war für das selbständige Hervortreten der Prophetie kein Boden vorhanden. Die Vorstellungen der christlichen Welt bezüglich der künftigen Dinge waren durchaus beherrscht von ihrem prophetischen Buche, der Apokalypse. Wenn die heidnischen Römer meinten, ihrem Reiche sei endlose Dauer verbürgt, und die Aeternität Roms sozusagen officielles Dogma war, so wußten dagegen die Christen, daß das vom Blute der christlichen Märtyrer trunkene Rom fallen, daß die römische Weltmacht untergehen werde. Was sich also an Vorhersagungen unter ihnen bildete, das bezog sich zunächst auf diesen erwarteten Untergang des Römischen Reiches und schloß sich als Deutung oder nähere Ausführung an das prophetische Buch an. Daß aus den Trümmern des Reiches eine neue christliche Ordnung, ein Kreis von christlichen Reichen erstehen werde, davon hatten die Christen jener frühern Jahrhunderte keine Vorstellung. Sie waren nicht im Stande, über den römischen Gesichtskreis hinauszublicken, die noch schlummernden Kräfte barbarischer Nationen, welche ihnen nur Mächte und Werk-

zeuge der Zerstörung zu sein schienen, zu ahnen. So waren sie denn des Glaubens, daß mit dem Zerfalle des Römischen Reiches auch das Ende der gegenwärtigen Weltordnung, oder genauer: der Anfang des Endes eintreten werde. Sie meinten, gerade Rom und seine Weltmacht sei es, welche, weil ihr noch eine längere Frist gestattet sei, die großen Katastrophen des Weltendes noch fern halte. „Sie, Rom, ist die Stadt, die noch alles hält und trägt", sagt Lactantius. Sie waren um so fester in dieser Vorstellung befangen, als sie durch eine unrichtige Deutung der Paulinischen Stelle, 2 Thess. 2, 8, unter dem „Aufhaltenden" (κατέχων, qui tenet) das Römische Reich verstanden, mit dessen Sturz das Erscheinen des „Menschen der Sünde" und bald darauf das Weltende erfolgen werde.

So gab es also in der christlichen Welt bis tief ins Mittelalter hinein keine eigentlichen Prophezeiungen von allgemeiner Bedeutung und Tragweite. Die prophetische Neigung der Menschen ließ sich genügen an Vermuthungen über den großen, von jedermann erwarteten Feind der Christenheit, den Antichrist, der, im Orient wie im Occident, als ein Jude und Aufrichter jüdischer Herrschaft gedacht wurde. Es wird zwar auch viel vom nahen Weltende geredet. Die Formel „appropinquante mundi termino" im 10. Jahrhundert ist bekannt. Aber diesem mußte die Erscheinung des Antichrist vorangehen, dessen Herrschaft vierthalb Jahre dauern sollte. Mit diesem beschäftigte sich daher vorzugsweise die Phantasie der Menschen, jedoch innerhalb der durch die alte Ueberlieferung gezogenen Schranken. Von jüdischem Stamme sollte er sein und im fernen Orient, in mohammedanischer Umgebung, als siegreicher Feldherr und Eroberer sollte er die Welt mit dem Schrecken seines Namens erfüllen. Solange nun eine Persönlichkeit, welche man für einen solchen jüdischen Propheten und mächtigen Tyrannen

ausgeben konnte, nicht erschien, konnte von einer unmittelbaren Nähe des Weltendes nicht die Rede sein. Die Erwartung wurde zuweilen so ungeduldig, daß man ihn schon irgendwo, vorläufig noch verhüllt, weilen ließ. Aber weiter konnte man doch nicht gehen, und so blieb der Antichrist, der große, durch ihn zu bewirkende Abfall, sein Sieg und seine blutige, aber kurz dauernde Weltmonarchie — alles dies blieb ein stets erwartetes, stets gefürchtetes, aber doch nie eintretendes Phänomen, wie genau und ins einzelne eingehend man ihm auch seinen Weg vorgezeichnet, seine Thaten und Schicksale ausgerechnet und ausgemalt hatte. Vorläufer und Wegebereiter des großen Gefürchteten gab es in jedem Jahrhundert, das heißt: jede Partei beschuldigte regelmäßig ihre Gegner, sie seien solche Vorboten und vorauslaufende Diener, aber der Herr dieser Diener wollte eben nie und nirgends sich zeigen. Wohl wurde von Zeit zu Zeit verkündet: er sei schon geboren, oder er sei bereits neun, zehn Jahre alt, wie z. B. der heilige Martinus, Bischof von Tours, um das Jahr 380 meinte, der Antichrist sei schon da, aber noch im Knabenalter. Gegen Ende des 11. Jahrhunderts, um 1080, wußte wieder der Bischof Ranieri von Florenz ganz sicher, daß der Antichrist bereits geboren sei, und einige Decennien nachher gab der Erzbischof Norbert von Magdeburg dem heiligen Bernhard die gleiche Versicherung. Am genauesten unterrichtet glaubte der berühmte Volksprediger Vincenz Ferrer zu sein: die Geburt des großen Feindes der Christenheit hatte im Jahre 1403 stattgefunden; im Jahre 1412 schrieb er an Papst Benedict XIII.: der Antichrist sei bereits neun Jahre alt; es sei dies gleichzeitig vielen Personen geoffenbart worden, und es sei daher dringend nothwendig, dies nun der Welt bekannt zu machen, „damit die Gläubigen auf die schreckliche, demnächst zu liefernde Schlacht sich vorbereiteten“.[9])

III.

Die nationale Weissagung.

Inzwischen hatte sich frühe schon eine andere auf dem Boden der Nationalität erwachsene Gattung der Prophetie gebildet. Wir dürfen wol im allgemeinen behaupten, daß das Prophenthum, soweit es nicht durch religiöse Satzungen bedingt, sondern naturwüchsig ist, das Product weitverbreiteter oder von einer ganzen Nation gehegter Erwartungen ist, seien dies nun Wünsche oder Befürchtungen. Was gleichzeitig Viele begehren ohne die Möglichkeit, es sofort durch eigene Thatkraft zu Stande zu bringen, oder auch was ihnen als wahrscheinliches Ergebniß vorausgegangener Ereignisse und gegenwärtiger Zustände sich darstellt, das kleidet sich bei phantasiereichen Völkern in das Gewand der Weissagung.

Auch das Schuldbewußtsein wird leicht die Gestalt der Prophetie annehmen. Ein Volk, dem der sittliche Maßstab und mit demselben die Selbsterkenntniß noch nicht entschwunden ist, wird, falls es sich einer argen Ausartung, einer schon weit gediehenen sittlichen Corruption bewußt ist, dem Eindrucke sich nicht verschließen, daß die Strafe für solches Verderben früher oder später, aber unausbleiblich eintreten werde. Nimmt nun die Erwartung eines solchen Strafgerichtes eine concrete, gleichsam plastische Gestalt an, wie es auf einer gewissen Bildungsstufe zu geschehen pflegt, so gestaltet sie sich sofort zur Weissagung; die Prophetie weiß und verkündet, in welcher ganz speciellen Weise die Züchtigung erfolgen, welche Katastrophen über die Nation hereinbrechen, ja auch wer das Werkzeug der Rache sein werde. Und was von Nationen gilt, das gilt auch von einzelnen Ständen, es gilt von Corporationen oder Institutionen.

Ist ein Volk durch fremde Gewalt unterdrückt oder aus seinem frühern Besitzthum vertrieben, so ist es die allgemein gefühlte Sehnsucht nach Befreiung von diesem Joche, welche zur Vorhersagung wird. So ist die Prophetie häufig das Product nicht eines Einzelnen, sondern Vieler, oder sie läßt sich nicht auf Ein Individuum zurückführen. Gleichwol aber darf eine Prophetie nicht namenlos bleiben, wie das Volkslied, bei welchem Niemand nach dem Namen fragt. Dem Volke, das sich nicht um den Dichter kümmert, liegt gar viel daran, den Namen des Propheten nennen zu können. Wo dieser fehlt, wird er wie immer gefunden, und so begegnen uns, ganz abgesehen von der bewußten Fiction, so manche mythische Persönlichkeiten oder herrenlose Namen, κωφα προσωπα, in der Geschichte der modernen Weissagung.

Gleich der erste, dessen hier zu gedenken, ist eine solche mythische Gestalt. Der Prophet, dessen Namen im frühern Mittelalter vor allen andern gefeiert, dessen Vaterschaft für so viele in Erfüllung gegangene Weissagungen in Anspruch genommen wurde, Merlin, ist nahezu der britische Orpheus.

Ob eine geschichtliche Persönlichkeit dieses Namens wirklich einmal gelebt habe, ist noch immer eine Streitfrage. Jüngst hat Nash in der Einleitung zu dem englischen, der Mitte des 15. Jahrhunderts angehörigen Roman „Merlin", gegen Villemarqué zu zeigen versucht, daß Merlin oder Ambrosius ein reines Phantasiegebilde sei, und jener britische Merlin, den die Chroniken in das Ende des 5. oder den Anfang des 6. Jahrhunderts versetzten, nicht existirt habe. Jedenfalls ist er später der Held eines tief in die mittelalterliche Literatur verwachsenen Sagenkreises geworden und zwar nicht als Barde, als welcher er, wie Stephens[10]) bemerkt, durchaus niemals genannt wird, sondern als Prophet, Zauberer und Sohn eines Dämons.

Die Briten oder Kymry waren seit dem 6. Jahrhunderte

durch die unaufhaltsam vordringenden Angelsachsen auf die westlichen Gegenden der Insel beschränkt, wo sie in einigen kleinen Staaten eine gewisse Unabhängigkeit behaupteten. Im 12. Jahrhundert wird bemerkt, daß die Briten sich viel mit Prophezeiungen abgegeben hätten und zahlreiche Prophetensprüche bei ihnen von Mund zu Mund gegangen seien. Sie waren der schwächere, von dem starken und übermächtigen Nachbar stets bedrohte Stamm; das Bewußtsein dieser Lage und die Hoffnung auf eine ihnen günstige Wendung sprach sich in ihren Vaticinien aus. So ist Merlin im Grunde der personificirte Prophetengeist des Volkes, und jeder Spruch ward an seinen Namen geknüpft. Schon bei dem ältesten Zeugen, dem britischen Historiker Nennius im 9. Jahrhundert, erscheint er als eine rein mythische Gestalt, als der wunderbare Knabe, der in Wahrheit der Sohn eines von der Mutter nicht erkannten römischen Consuls ist. Er entdeckt in tief verborgenem Grunde die zwei Schlangen, die weiße (die Sachsen) und die rothe (die Briten), die nun miteinander kämpfen. Da nun auch die Nordbriten in Schottland ihre nationalen Weissagungen hatten und man eines Trägers für diese namenlos umlaufenden Sprüche bedurfte, so ward ein zweiter Merlin, der caledonische, ein Doppelgänger des ersten, ersonnen. Von diesem wußte man nur zu berichten, daß er, durch den Anblick zweier in die Luft sich erhebenden Schlangen wahnsinnig geworden, in einen Wald sich zurückgezogen und da sein Leben beschlossen habe. Und so geschah auch dort, was in Wales vorkam: Viele, wie der schottische Chronist Fordun sagt, bildeten sich ein, in den sich ereignenden Begebenheiten eine erfüllte Merlin'sche Weissagung zu erkennen. Allmählich, seit dem Ausgange des 12. Jahrhunderts, wurde nun aber Merlin ein im ganzen südlichen Europa gefeierter Prophet, welcher gleich „der Sibylle" zu immer neu entstehenden

Weissagungen den Namen darbieten mußte. Das meiste hierzu hat Galfried von Monmouth, um das Jahr 1152 Bischof von Sanct-Asaph, durch seine Geschichte der Briten gethan. Er ist es vorzüglich, der Merlin's Prophetenruf auf dem Continente verbreitet hat. Neben Turpin's „Leben Karl's des Großen" hat wol Galfried's hübsch erzählte Geschichte der alten britischen Könige den stärksten Einfluß auf den Sagenkreis des Mittelalters geübt. Er hat zur Verherrlichung seines Volkes einiges aus Gildas, Beda und Nennius Entlehnte mit britischen Volkssagen und eigenen ausschmückenden und erweiternden Zuthaten zusammengewebt und so ein anziehendes, glatt hinfließendes Geschichtswerk geschaffen, welches der Nachwelt lange imponirte. Seine Angabe, daß er ein völlig unbekannt gebliebenes, britisches Original nur übersetzt habe, ist wol eine Fiction. Er hat einen allerdings anziehenden Roman geschaffen, der selbst wieder die mittelbare oder unmittelbare Quelle zahlloser Romane und Dichtungen geworden ist und aus welchem in den Sagen von Arthur und der Tafelrunde ein breiter Strom der Dichtung sich in den folgenden Jahrhunderten ergossen hat.

Die lange Weissagung Merlin's, welche von Galfried seinem Werke einverleibt aber auch eigens herausgegeben wurde, hat die Phantasie nicht blos der Briten, auch der andern Völker, besonders der Franzosen im Mittelalter mächtig bewegt. Galfried scheint da bestimmte, in mündlicher Ueberlieferung aufbewahrte Merlin'sche Sprüche und Bilder weiter ausgesponnen und eine Zeitfolge hineingebracht zu haben. Es ist eine prophetische Schilderung der langen wechselvollen Kämpfe zwischen Briten, Angelsachsen und Normannen. An dem deutschen Drachen, vor dem der rothe Drache weichen muß, wird das aus Neustrien in Holz und ehernen Gewändern herübergekommene Volk (die Normannen)

Rache nehmen. Einige Züge aus der englischen Geschichte in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts, nebst der Einnahme Irlands werden angeknüpft und bald nachher setzt er weissagend den Zeitpunkt der großen nationalen Auferstehung für das walisische Volk. Da wird die Niederlage der Fremden sein (der Angelsachsen und der Normannen). Da werden die Ströme von Blut geröthet werden, Armorica wird seine Quellen ausgießen (d. h. die Briten werden mit Hülfe der aus der Bretagne herübergekommenen Stammesgenossen siegen) und sie werden mit der Krone des Brut (des fabelhaften ersten britischen Königs) gekrönt, die Insel wird auch nach Brut's Namen (Britannien) wieder genannt werden, und die Benennung der Fremden (England) wird untergehen.

Diese Dinge hat Galfried nicht ersonnen, sondern aus der Volkssage aufgegriffen. Es ist von alledem nichts eingetroffen, vielmehr das Gegentheil geschehen, aber man begreift, daß Engländer wie der Chronist Wilhelm von Newbridge (um 1198) ihren Unwillen über diese divinationes fallacissimae und ihren Verbreiter und Ausschmücker in starken Worten aussprachen. Dagegen ist auffallend, daß gleichwol Merlin's prophetisches Ansehen sich fortwährend nicht nur unter den Walisern, sondern selbst bei Franzosen und Deutschen behauptete. Von König Arthur hieß es in der Prophetie: „sein Ausgang wird zweifelhaft sein", d. h. es wird ungewiß sein, ob er todt ist oder noch lebt. Das Volk aber glaubte an sein Leben und seine Wiederkehr, und nach der Bemerkung des Commentators Alanus wäre sogar in der Bretagne Jemand vom Volke gesteinigt worden, der dort behauptet hätte, Arthur sei wie ein anderer Mensch gestorben. [11])

Selbst die englischen Geschichtschreiber huldigten dem allgemeinen Glauben an Merlin und seine Weissagungen.

Wie oft heißt es bei ihnen: Tunc impletum est illud Merlini, oder: ut impleretur Merlini prophetia. Galfried hat nun schon die Sage von Merlin stark verändert; er gibt ihm einen Dämon Incubus zum Vater, und der Vorwurf kann ihm nicht erspart werden, daß er damit einen finstern Wahn gefördert habe, der dann, von Thomas von Aquin zum theologischen Dogma erhoben, Tausenden von Menschen das Leben gekostet hat.

Nach dem Glauben der Briten hatte Merlin wie den Fall des britischen Reiches, die Invasion der Sachsen und dann der Normannen, so auch die Wiederkehr der Könige Arthur und Cadwallader vorhergesagt; er hatte verkündet, daß endlich der rothe Drache über den weißen siegen, daß das alte britische Reich wieder aufgerichtet werden würde, und so brachen denn, wie der Mönch von Malmesbury sagt, stets neue Aufstände und Erhebungen der weissagungsgläubigen Waliser aus, bis endlich im Beginn des 14. Jahrhunderts die Engländer die völlige und bleibende Unterwerfung des Landes erzwangen. So schrieb man denn die Unruhe, Empörungslust und Kriegsbegierde der Waliser dem Einflusse der Merlin'schen Weissagung zu.[12]) Das Bedürfniß einer Prophetie entgegengesetzter Art, welche Wasser in den allzu feurigen Wein der Kymry-Hoffnungen gösse, wurde dringend gefühlt. Es entstand daher unter dem Namen des alten wälschen Barden Taliesin (der im 6. Jahrhundert lebte) eine Prophetie, die ihnen verkündete: Euere Sprache und euere Lieder werdet ihr behalten, aber von euerm alten Länderbesitz wird euch nichts bleiben, als euer rauhes walisisches Gebirgsland.[13] Um die Waliser von ihrem Wahne des noch lebenden und einst wiederkehrenden Arthur gründlich zu heilen, hatte man sogar unter König Heinrich II. eine Entdeckung des Grabes veranstaltet und einen wirklichen Arthur-Leichnam nach 600 Jahren — Arthur soll im

Jahre 542 auf der Insel Avalon gestorben sein — hervorgezogen. Aber der Glaube erhielt sich noch lange unausrottbar. Und indeß drang Merlin's prophetischer Ruf über Land und Meer, sodaß im 13. Jahrhundert, selbst in Italien, fast zu jedem ungewöhnlichen oder folgenschweren Ereigniß alsbald eine Merlin'sche Prophezeiung, die es längst vorherverkündigt hatte, sich hinzufand.

Höher noch stand Merlin's Ansehen in Frankreich, wo die celtische Sympathie für die unterjochten Stammesgenossen auf der Insel und der frühe Haß gegen die Angelsachsen der merlinisch-britischen Prophetenstimme besonderes Gewicht verliehen. In der poetischen Geschichte des Königs Philipp August von Guillaume le Breton wird am Schlusse König Ludwig VIII. förmlich aufgefordert, er solle die Verheißung des britischen Sehers erfüllen und dem „englischen Knaben" (dem jungen König Heinrich III. von England) sein Scepter entreißen, damit er, Ludwig, allein in beiden Reichen herrsche. „So wird", setzt der Poet bei, „gemäß der Weissagung des bretonischen Sehers (Merlin's) das Gift der weißen Schlange (der Angelsachsen) mit ihrem ganzen Geschlechte gründlich aus unsern Gärten ausgetilgt werden." [14])

Aehnliches Prophetenwesen wie in Wales möchte man in Irland erwarten, Irland hat jedoch keinen Merlin hervorgebracht. Hier sind es die alten Heiligen des Landes Patrick, Columba, Adamnan und andere, welchen die Prophezeiungen zugeschrieben werden. Aber diese Vaticinien tragen keinen religiösen Charakter. Sie beziehen sich theils auf Ereignisse und zwar mitunter sehr geringfügige Ereignisse in den endlosen Kriegen einzelner irischer Häuptlinge, oder auf die Einbrüche der Dänen im 9. Jahrhundert, oder endlich auf die anglo-normannische Festsetzung und allmähliche Eroberung. Der Engländer Giraldus Cambrensis hat seine im 13. Jahrhundert verfaßte Geschichte der Eroberung

Irlands eine „prophetische" (historia vaticinalis) benannt, denn er will zeigen, daß durch den Einbruch und die blutigen Erfolge der englischen Abenteurer Strongbow und de Courcy alte Prophezeiungen des heiligen Columba und der andern irischen Väter in Erfüllung gegangen seien.

Der Verdacht, daß solche Prophetensprüche damals im Interesse der englischen Eroberer ersonnen worden seien, wird erhöht durch die Angabe des Giraldus: de Courcy selber habe ein Buch mit irischen Prophezeiungen stets mit sich herumgetragen.[15]) Und wenn ferner in einheimischen Vaticinien verkündet war: die Engländer würden nie mehr aus dem Besitze des östlichen Theils der Insel verdrängt werden; endlich aber, in den letzten Zeiten, würden sie zur Herrschaft über ganz Irland gelangen, so ist die Absicht solcher Erfindungen allerdings erreicht worden. Ein irischer Gelehrter[16]), O'Curry, hat in unsern Tagen den in Irland vorhandenen Vorrath an Prophezeiungen — die meisten existiren nur handschriftlich — einer Sichtung unterworfen und sich überzeugt, daß sie theils nach dem Erfolge erst gedichtet, theils zum Behufe des Erfolges gemachte Erfindungen seien. Jene Weissagungen, welche auch in Irland wie anderwärts den verarmten Nachkommen ehedem vornehmer und reicher Geschlechter mit der Aussicht auf einen restaurirenden Umschwung auf der Insel schmeicheln, scheinen hier mehr als Familienüberlieferungen bewahrt worden zu sein. Wie mächtig sie aber noch immer sind, bezeugt O'Curry.[17]) „Er selber", sagt er, „kenne Hunderte von Personen, darunter hochgebildete Männer und Frauen, welche die gewöhnlichen Mittel, sich eine Lebensstellung zu erringen, vernachlässigten, in der durch Weissagungen genährten Hoffnung, daß in Irland eine große Restauration sich vollziehen werde — obgleich diese Weissagungen auch nicht einmal eine Zeitbestimmung darbieten."

Auch die Schotten besitzen, wie zu erwarten, ihre nationalen Weissagungen, und eine Sammlung derselben hat der Bannatyne-Club im Jahre 1833 neu herausgegeben. Doch tragen sie fast alle sehr sichtlich das Gepräge der den Ereignissen nachhinkenden Dichtung. Einzelne in ihrer Art echte stammen aus der Zeit, in welcher die Schotten der Uebermacht der Engländer erlagen (wie besonders nach 1355 und wieder nach 1513 der Fall war). Da trösteten denn nationale Prophezeiungen das gedrängte Volk mit der Hoffnung, daß „Albanien" (Schottland) sich wieder erheben und im Vereine mit den Nachkommen Brut's (den Walisern) den übermüthigen „englischen" Nachbar niederbeugen und den Boden Englands mit Blut tränken werde.[18]) Später, seit der Verbindung, in die Schottland mit Frankreich gerieth, kam dann die, eben auch nie in Erfüllung gegangene, Hoffnung auf die mächtige Hülfe der französischen Lilien hinzu.

Am südwestlichen Ende von Europa wurde in neuerer Zeit das Königreich Portugal durch sein tragisches Schicksal ein fruchtbarer Boden für das Prophetenthum. Dieses kleine Land war im Laufe des 15. Jahrhunderts durch eine tüchtige Dynastie (die zweite burgundische), durch seine Entdeckungszüge und Colonisationen in Asien und Afrika zu einer Weltmacht, der ersten der neuern Zeit, emporgestiegen; seine Hauptstadt war der vornehmste Markt des Welthandels geworden. Unter seinem Könige Emmanuel, der mit Recht der Große hieß, war der Seeweg nach Ostindien gefunden, Brasilien erobert worden. Da bestieg nach dem Tode Johann's III. der Knabe Sebastian den Thron, und von den Jesuiten misleitet unternahm er mit ganz unzureichenden Kräften einen Krieg in Afrika; Portugal verlor in der unglücklichen Schlacht von Alcassar im Jahre 1578 seinen König und sein Heer, und kurz darauf erlosch die Dynastie Burgund in ihrer gesammten männlichen und

weiblichen Descendenz. Das besiegte und eroberte Land gerieth in Folge davon auf 60 Jahre hinaus in die verhaßte spanische Knechtschaft und hat sich auch unter der nationalen Dynastie Braganza nie wieder zur frühern Macht und Blüte emporgeschwungen. In solcher Lage geschah dort, was ehedem nach dem Tode Kaiser Friedrich's II. in Deutschland sich begeben hatte: eine tiefe Sehnsucht nach dem verschwundenen Könige, von dessen Tod in der Schlacht man doch keine ganz sichere Nachricht hatte, erwachte in der so unglücklich gewordenen Nation. Der Portugiese klammerte sich beharrlich an den Trost und die Hoffnung an, daß sein König nicht todt sei, daß er im rechten Moment wieder erscheinen und das spanische Joch zerbrechen werde. Ein falscher Sebastian nach dem andern trat auf, ungeschreckt durch das Los, das seine Vorgänger getroffen, und der Glaube erhielt sich unaustilgbar, daß der „verborgene Fürst" (o prencipe encubierto), wie man ihn nannte, auf einer fernen Insel lebe; der ganze Vorrath von Weissagungen seit Joachim und Birgitta wurde durchforscht, man fand bald solche, welche speciell auf Portugal und dessen glorreiche Zukunft bezogen werden konnten und den Wahn der Sebastianisten befestigten. An neuen aus den Klöstern heraus sich verbreitenden Orakeln mangelte es auch nicht, und nationale Propheten erhoben sich, unter ihnen besonders der Schuster Bandarra, dessen trostverheißende Verse die Portugiesen auswendig wußten. Selbst weit über die Grenzen eines Menschenlebens hinaus erhielt sich im Lande die Zuversicht auf den wieder erscheinenden nationalen König, und die Thronbesteigung des Hauses Braganza vermochte sie nicht zu zerstören. Die eine Hälfte dieser Nation, sagte der aus Portugal gekommene Graf von Schomberg dem Könige Ludwig XIV., erwartet den König Sebastian, die andere den Messias.[19]) Sebastian war den Portugiesen Symbol und Pfand ihrer

unwiederbringlich verlorenen nationalen Größe und Herrlichkeit, und der Gedanke an ihre von Engländern und Holländern eroberten Colonien, ihren gebrochenen Wohlstand, ihren verschwundenen Welthandel hielt die Hoffnung stets wach, daß der, mit dessen Verschwinden dies alles zerstört worden, es auch mit seinem Erscheinen wiederbringen werde.[20])

Selbst nach der Mitte des 17. Jahrhunderts, als das Haus Braganza bereits auf dem portugiesischen Throne befestigt war, trat noch ein Mann als politisch-religiöser Prophet auf, dessen Name sehr hoch steht in der Literatur seines Landes, der Jesuit Vieira, der berühmteste Kanzelredner seiner Nation. Auch er wollte nur, gleich den Joachimiten, die bereits vorhandenen Weissagungen (meist von spanischen und portugiesischen Mönchen, die des Bandarra mit inbegriffen) auslegen und erklären. Nach zwanzigjähriger Forschung und Arbeit ließ er, vorzüglich auf Bandarra gestützt, seine Schriften, einen Prophetenschlüssel und eine „Geschichte der Zukunft"[21]) ausgehen, um seinen hoffenden und sehnenden Landsleuten, den noch sehr zahlreichen Sebastianisten, zu verkünden: Ihr König werde von Gott wieder auferweckt werden, und sein Portugal zum Kern und Mittelpunkt eines neuen Weltreichs, des fünften (nach der bekannten Danielischen Zählung), erheben, da das vierte, das Römisch-Deutsche, schon großentheils verfallen sei und bei Sebastian's Ankunft noch vollends sich auflösen werde. In der Zeit dieses fünften Reiches werde dann die Bekehrung aller Juden und Heiden erfolgen, und damit die Verheißung des Einen Hirten und Einen Schafstalls in Erfüllung gehen. Die Inquisition zu Coimbra bemächtigte sich der Sache, der Papst bestätigte ihr Urtheil, und Vieira mußte widerrufen und ward jahrelang eingekerkert.

Merkwürdig ist, daß sich im Oströmischen Reiche das

altrömische heidnische Staatsinstitut der Schicksalserforschung halb als Orakel, halb als Zeichendeutung fortgepflanzt hat oder von neuem dort aufgekommen ist. In der kaiserlichen Bibliothek zu Konstantinopel befand sich seit dem 8. oder 9. Jahrhundert ein Buch mit Figuren und dazugehörigen, sibyllinisch genannten Weissagungen oder erklärenden Texten. Die Texte waren aber nicht minder unsicher und vieldeutig als die menschlichen oder thierischen Figuren, denen sie zur Erklärung dienen sollten. Nicht verschieden hiervon scheint das Buch der Gesichte (ὁράσεις) gewesen zu sein, dessen Bischof Luitprand in seinem Gesandtschaftsberichte gedenkt. Die Griechen hätten es danielisch genannt, sagt er, er aber wolle es sibyllinisch nennen; es enthalte die Zahl der Regierungsjahre jedes Kaisers und die Schicksale des Reiches unter ihm; was doch wol nur heißt, daß man aus gewissen Zeichen und Bildern diese Dinge erst herausrechnete. Wie dies nun aber geschah, das sieht man aus der Anwendung, die nach dem Berichte des Zonaras bei der Ermordung des Kaisers Leo des Armeniers gemacht wurde. Das Bild zeigte einen Löwen mit dem griechischen Buchstaben X auf dem Rücken, den ein Mann mitten durch das X durchstach. Man fand nun, daß damit die am Weihnachtstage (dem Tage Christi, daher das X) erfolgte Ermordung des Kaisers vorgebildet gewesen sei.

Man hat eine Deutung oder Paraphrase dieser Orakel, angeblich von dem Kaiser Leo dem Philosophen; sie klingt aber wie eine selbständige Weissagung, und verheißt in dunkler und geschraubter Sprache die Ankunft eines rettenden Kaisers, eines orientalischen Friedrich, welcher zum Heile des Reiches und des Volkes kommen soll. Von den Ismaeliten (den Mohammedanern) ausgehend wird er über sie herrschen, geschmückt mit allen Tugenden, ein Erzengel Gottes in der ehrwürdigen Gestalt eines Greises, arm wie ein

Bettler und doch nicht bedürftig. Zwei Engel in Eunuchengestalt werden ihn begleiten; eine Stimme vom Himmel wird den Völkern zurufen: Gefällt er euch? und alle werden ihn anbetend empfangen. Ueber die Zeit, in welcher diese Prophetie entstanden[22]), findet sich keine Andeutung. Auffallend ist an ihr, daß sie das Heil vom Erbfeinde, dem Moslem, kommen läßt — oder ist hier schon eine Ahnung, daß einst ein moslemischer Gebieter das Oströmische Reich sich unterwerfen werde? Dann auch, daß als Haupteigenschaft des rettenden Monarchen die Armuth genannt wird, die doch sonst in der anatolischen Christenheit bei weitem nicht den Werth und die religiöse Bedeutung hat, wie die abendländischen Völker seit dem 13. Jahrhundert ihr beizulegen pflegten. Wie denn der germanische Occident sich auch dadurch unterscheidet, daß der Kaiser seiner Erwartung, der gehoffte Friedrich, ein echter Königssohn und Sprosse eines Herrschergeschlechts, nicht aber ein Emporkömmling sein mußte. Ein solcher konnte nur dort erwartet werden, wo dauernde Dynastien und dynastische Anhänglichkeit fast unbekannt waren, und der Name Porphyrogenitus als seltene Auszeichnung galt.

Indeß hat diese byzantinische Erwartung eines aus tiefster Armuth zur Kaiserwürde berufenen, eines Bettlers (πτωχός), den Gott aus der Entblößung (ἀπὸ πενίας) erwecken werde, sich lange behauptet. Wir finden sie im 10. Jahrhundert bei Nikephorus, dem Biographen des Andreas Salo.[23]) Der Ersehnte wird im byzantinischen Reiche ein goldenes Zeitalter herbeiführen, die Söhne der Hagar (die Araber) demüthigen und sie und ihre Kinder mit Feuer verbrennen. Vom zwölften Jahre seiner Regierung an werden alle Abgaben aufhören. Illyrikum (Bulgarien) und Aegypten wird wieder zum Reiche kommen, und endlich wird er auch die blondhaarigen Völker (Germanen, Franken) zähmen und

zweiunddreißig Jahre das Scepter führen. So setzten sich die Wünsche der Griechen in Weissagung um. Aber in charakteristischer Weise soll nun laut der Prophetie auf eine so glanzvolle Herrschaft unmittelbar eine Zeit der Finsterniß und der lasterhaftesten Regierungen folgen. Also ein plötzlicher Uebergang aus einer Zeit glänzender Tugend und Sittenreinheit zu einer Periode, in der alle Laster schamlos herrschen — ein Umschwung, als dessen einzige Ursache (dem byzantinischen Absolutismus gemäß) die Persönlichkeit, der Wille und das Beispiel des Monarchen gedacht wurde. In der Hauptstadt glaubte man damals bereits prophetische Gewißheit zu haben, daß Konstantinopel, die der heiligen Jungfrau geweihte und von ihr beschützte Stadt, nie von Feinden werde erobert werden. Sie werde zwar, hieß es, belagert werden, aber mit Schimpf werde der Feind abziehen.[24]) Dieser Wahn wurde nun freilich durch die lateinische Eroberung im Jahre 1204 zerstört. Und später findet sich eine sibyllinische Weissagung, die wol vor dem Jahre 1453 gedichtet ist.[25]) Darin heißt es: die Laster von Byzanz, das vergossene Blut und die Sünden wider die Natur werden zu Gott aufsteigen, und die Feinde werden sich auf die Stadt stürzen, ihren Glanz und ihre Ehre vernichten, das Heiligthum und die Frauen werden entweiht, die Gebäude den Flammen übergeben werden, und überall Wehe erschallen. Worauf dann in dunkeln Worten doch auf einen einstigen Umschwung gedeutet wird.

In den letzten Zeiten des untergehenden Reiches brachten solche Prophezeiungen eine sehr nachtheilige Wirkung hervor; sie verwirrten und entmuthigten die Gemüther. In einem Kloster zu Konstantinopel ward eine Tafel gefunden, die, gleich andern byzantinischen Weissagungen, auf Kaiser Leo den Philosophen (886—911) zurückgeführt wurde. Sie zeigte in zwei Columnen die Reihenfolge der Kaiser und

der Patriarchen, jeder Name hatte sein eigenes Fach, und es ergab sich, daß nur noch ein einziges leeres Fach übrig sei, daß also der jetzige Kaiser Konstantin der letzte sein werde. Eine andere Weissagung dagegen, welche den Byzantinern Zuversicht einflößen sollte, war auch vorhanden, wirkte aber gleichfalls verderblich. Sie lautete: Wenn die Türken schon in die Stadt eingedrungen und bis zur Säule Justinian's gekommen wären, dann werde plötzlich ein Engel erscheinen und sie alle vertilgen. Die Folge des festen Glaubens an dieses Rettungswunder war wirklich, daß das Volk sich aller Theilnahme an der Vertheidignng entschlug und diese der für sich allzu schwachen Besatzung allein überließ.[26])

Ein denkwürdiges Beispiel der Macht, welche diese byzantinischen Weissagungen auch über sehr gebildete und scharfsinnige Geister übten, ist der eifrige Aristoteliker Georgios von Trapezunt, einer der gelehrtesten unter den durch die türkischen Eroberungen nach Italien verschlagenen Griechen. Das alte Vaticinium von einem aus den Ismaeliten sich erhebenden Kaiser und Weltmonarchen hatte ihn im Jahre 1469 zu Rom, wo er öffentlicher Lehrer war, zu der Ueberzeugung gebracht: Der jetzige Sultan, Mohammed II., der Eroberer von Konstantinopel, sei dieser Ismaelit, der sich demnächst zum christlichen Glauben bekehren und als Kaiser Emanuel und einziger Weltmonarch alle Völker zum rechten Glauben berufen werde; eine Weltbekehrung, die ganz von selbst, ohne besondere Anstrengung von christlicher Seite, zu Stande kommen werde. In Rom ward ihm diese harmlose Hoffnung als arges Vergehen angerechnet, denn man meinte, er stelle sich zugleich vor, daß sein „gerechter Kaiser“, nach der im Occident weitverbreiteten Kaisererwartung, ein großes Blutbad unter dem Klerus anrichten werde. Daran hatte Georgios nicht gedacht; die byzantinischen Prophezeiungen wußten nichts von einer bevor-

stehenden blutigen Vertilgung des Klerus, da in der morgenländischen Kirche die Stellung der Geistlichkeit zur Laienwelt nicht so verkehrt und feindlich geworden war wie damals im Abendlande. Der unglückliche Mann wurde von den römischen Machthabern seiner Habe beraubt und eingekerkert, bis sich endlich König Alfons von Neapel seiner annahm und ihn bis zu seinem Tode im Jahre 1483 unterhielt.[27])

IV.

Die Weissagung über Rom.

Reichern Stoff als manches große Reich hat eine Stadt dem prophetischen Triebe dargeboten — Rom, die Stadt, welche allerdings einzig und unerreicht seit zweitausend Jahren einer der großen Factoren der Weltgeschichte ist, und, obgleich ein großes Völkergrab, doch immer wieder mit magnetischer Kraft und als ein lockendes Ziel, das jeder einmal in seinem Leben erreicht, geschaut zu haben begehrt, die Menschen zu sich hinzieht. In seltsamer Weise hat sich die Ansicht von der Dauer dieser Stadt und dem höhern ihr gewährten Schutze mit der Zeit in ihr Gegentheil umgewandelt. In ihrer heidnischen Periode galt Rom als die ewig dauernde, und der Name der „ewigen Stadt" und Weltherrscherin war in Poesie, Geschichte, Geographie, selbst im täglichen öffentlichen Leben wie selbstverständlich.

Auch noch in der Zeit der christlichen Kaiser bis gegen Ende des 5. Jahrhunderts behielt Rom, wenigstens bei den heidnischen Schriftstellern, seinen Namen der „ewigen Stadt". „Sie soll leben, solange es Menschen gibt", sagte Ammianus Marcellinus.[28]) Den Christen war dieser Name anstößig; sie glaubten, daß mit dem „Namen der Lästerung", der nach der Offenbarung Johannis (17, 3) auf die Stirn der in Purpur gekleideten Hure geschrieben war, ebendieses Prädicat

der Ewigkeit gemeint sei.[29]) Mit dem Erlöschen des Heidenthums und dem Zerfall des weströmischen Reiches, also seit 476, verschwand denn auch der stolze Name, wenn gleich andere blieben, wie denn der christliche Ausonius Rom als „das Haus der Götter, die Herrin oder das Haupt der Welt" begrüßt. Auch nach dem Falle des Reiches, auch nach der Verwüstung durch den Gothen Alarich und der Plünderung unter Geiserich blieb Rom noch immer in den Augen der Menschen, abgesehen von seiner kirchlichen Bedeutung, die erste Stadt, das Haupt der Welt. Als Totila, der Gothenkönig, Rom dem Erdboden gleichmachen wollte, ließ ihm Belisar (547) entbieten: wenn er an dieser Stadt, der vornehmsten aller Städte, sich vergreife, so begehe er eine schwere Versündigung an dem ganzen menschlichen Geschlechte.[30])

Noch im 8. Jahrhundert läßt sich hie und da ein Nachklang der antiken Ansicht von Roms weltlicher Herrscherwürde vernehmen, aber schon gemischt mit der spätern kirchlichen, wie wenn die Aebtissin Cengitha im Jahre 733 dem Bonifacius ihr Verlangen meldete, Rom zu besuchen, die ehemalige Herrin der Welt, und dort Sündenvergebung zu empfangen.[31]) Aber nun war die Existenz des Römischen Reiches nicht mehr wie früher in der Vorstellung der Menschen an den Bestand Roms geknüpft. Vor dem Jahre 800, der Erneuerung des Weströmischen Reiches durch Karl den Großen, bestand das Reich auch im Namen im Orient fort; denn die byzantinischen Griechen nannten sich stets „Römer" und behaupteten die einzigen echten und rechtmäßigen Erben und Nachfolger Altroms zu sein. Und seit 800 ist Rom nie Hauptstadt des Kaiserreichs im Occident, nie Sitz der Kaiser gewesen. Wenn also wie früher so auch in dem ganzen Jahrtausend von 500—1500 das Ende des Römischen Reiches in nothwendiger Verbindung gedacht wurde mit dem Ende des irdischen Welt-

laufes, so knüpfte man hieran keineswegs mehr die Vorstellung, daß auch die Stadt Rom der gleichen Lebensdauer bis ans Ende der Zeiten theilhaftig sein müsse. Im Gegentheil: bei näherer Beschäftigung mit der Offenbarung Johannis kam man allmählich zu dem Ergebnisse, daß die Weissagung von dem vernichtenden Strafgerichte über Rom im 18. Kapitel noch nicht erfüllt sei, also noch bevorstehe, und zwar lange vor dem Schlusse des Zeitlaufes. Nach der Offenbarung soll das Gericht über die Siebenhügelstadt plötzlich an Einem Tage kommen mit Tod, Trauer, Hunger und Brand, und wird sie vollständig eingeäschert werden. Das sind Dinge, die doch in den Stürmen der Gothenkriege sich nicht begeben haben, wo nur allmähliche und auf Theile der Stadt sich beschränkende Zerstörungen vorkamen.

Der heilige Benedict von Nursia hatte (um 542) vorausgesagt: Rom werde nicht durch fremde Völker zerstört werden, aber durch Naturereignisse, Stürme, Wirbelwinde und Erdbeben heimgesucht, in sich selber absterben.[32]) Seitdem sind über 1300 Jahre verflossen und von diesen physischen Verwüstungen hat sich nichts gezeigt. Später drängte die so deutliche Stelle der Apokalypse dazu, doch eine künftige Zerstörung Roms durch Feuer anzunehmen; und man dachte sich dieselbe näher oder entfernter, je nachdem man entweder blos den moralischen Zustand der Einwohnerschaft im Auge hatte, oder diesen Untergang der Stadt mit dem Verderben in der Kirche und der Ausartung und Verschuldung des Papstthums in Verbindung brachte, und sich also das Strafgericht über den Sitz und Mittelpunkt der Kirchenregierung blos als einen Theil, einen einzelnen zum großen Processe der Kirchenreinigung gehörigen Vorgang dachte.

So war es bei den Spiritualen des Minoritenordens, welche unter dem apokalyptischen Babylon mehr und näher

die römische, nun in Avignon wohnende, corrupt und fleischlich gewordene Kirche verstanden, aber dabei auch den Untergang Roms durch Feuer erwarteten. Die heilige Birgitta, welche viele Jahre in Rom lebte, prophezeite gemäß einer ihr zutheil gewordenen Vision: über Rom werde erst das Schwert, dann das Feuer kommen, worauf der Pflug über seinen Boden weggehen werde.[33]) Die heilige Franziska Romana glaubte im Jahre 1436, die Zerstörung der Stadt sei schon im göttlichen Rathschlusse angeordnet, doch meinte sie nachher durch ihre Fürbitte dieselbe abgewendet zu haben. Später aber hatte sie wieder ein Gesicht, in welchem ihr Roms Untergang als nahe bevorstehend gezeigt ward.[34])

In einem moralischen Gedichte eines englischen Mönches, Richard Rolle de Hampole[35]), wird denn auch schon mit der zu erwartenden Zerstörung Roms eine allgemeine Lossagung von der römischen Kirche, der dann niemand mehr gehorchen werde, in Verbindung gebracht. Ungefähr um dieselbe Zeit wurde erwartet: Die Römische Kirche werde einmal einen so argen Frevel begehen, daß viele Kirchen sich deshalb von ihr trennen würden, worauf dann gemäß der Paulinischen Weissagung (2 Theß. 2) der Mensch der Sünde auftreten werde.[36]) In Deutschland nahm die Vorstellung von der Katastrophe, welche Rom bedrohe, die Gestalt an, daß ein deutscher oder römischer Kaiser der Vollstrecker des Strafgerichts an der schuldigen Stadt sein würde. Ein Kaiser wird erst Rom, dann Florenz, die alte Metropole des den Deutschen und ihrem Herrscher so feindlichen Guelfenthums, zerstören — so lautete im 15. Jahrhundert und bis ins 16. hinein die Sage und Erwartung. Im Jahre 1519, als eben Karl V. gewählt war, wurde eine Prophezeiung aus England nach Venedig gebracht[37]); der neue Kaiser werde alle Staaten und Völker unterwerfen, die Mohammedaner zur Annahme des Christenthums nöthigen, vorher aber Rom

und Florenz mit Feuer verbrennen, zuletzt werde er nach Jerusalem ziehen, auf dem Oelberge die Krone niederlegen und sterben. Verbrannt hat nun Karl weder Rom noch Florenz, aber die letztere Stadt dem Papste Clemens zu Gefallen belagert und bezwungen; und wie sein Söldnerheer im Jahre 1527 Rom erobert und geplündert hat, ist weltbekannt.

Nun bringt aber Berthold, Bischof von Chiemsee, in seinem im Jahre 1519 verfaßten Werke: „Die Last der Kirche"[38]), genau dieselbe Weissagung mit der Bemerkung, sie solle im Jahre 1505 in Italien erschienen sein, sei aber erst in diesem Jahre (1519) in seine Hände gekommen. Karl war, als Berthold schrieb, noch nicht zum Kaiser gewählt. So vorbereitet war man in Deutschland, als die Botschaft vom 6. Mai 1527 kam, und der einzige Kaiser, welcher seit 180 Jahren wieder wirkliche Macht besaß, wirklich mit der Erfüllung der Weissagung Ernst zu machen schien. Man bemerkt in der Literatur der Zeit deutlich, daß das Ereigniß, welches jetzt so außerordentlich und unerhört erscheint, da ein Schicksal wie dieses nie eine andere große Stadt getroffen, diesseit der Alpen nur wenig Eindruck machte. Man hatte noch Aergeres erwartet.

Nicht einmal in Rom selbst kam das Verhängniß ganz unerwartet. Ein Eremit aus Siena, Bartolomeo Brandano, trat nicht lange vor dem Mai 1527 in den Straßen Roms auf und rief Wehe über die dem Verderben geweihte Stadt, die wegen der schweren Sünden des Papstes und der Prälaten den Transalpinen zur Beute fallen werde. Der Papst ließ ihn greifen und einkerkern, dann ihn aus der Stadt treiben mit der Drohung, ihn, wenn er wiederkehre, in den Tiber werfen zu lassen. Aber Brandano kehrte zurück, predigte wieder, daß die Rache Gottes jetzt über Klerus und Stadt kommen werde. Clemens VII. ließ ihn nun wirklich

von der Engelsbrücke hinab in den Strom werfen, doch Brandano rettete sich. Abermals eingekerkert ward er durch das kaiserliche Heer, das seine Prophezeiung wahr machte, befreit. Er schien sich an die Fersen des Papstes Clemens geheftet zu haben, denn als dieser nach Orvieto ging, erschien Brandano auch dort und erklärte ihn für einen falschen Papst (wegen seiner unehelichen Geburt), dessen Functionen und Indulgenzen nichtig seien.[39])

Rom hat sich in wenigen Jahren von dem furchtbaren Schlage des Jahres 1527 wieder erholt, und ist bald viel reicher geworden, als es früher gewesen, trotz der großen Losreißung; indeß hat sich der Glaube, daß es bestimmt sei, in spätern Zeiten eine völlige Verwüstung durch Feuer zu erleiden, erhalten. Rom ist nun einmal das Babylon der Apokalypse, die Buhlerin, die in ihrem Herzen sagt: ich sitze als Königin, und das Wort der Schrift, noch nicht verwirklicht, harrt seiner Erfüllung. Schon im 14. und 15. Jahrhundert tritt daher die Behauptung auf: mit dem Falle des Römischen Reichs werde auch eine Lossagung der Völker vom päpstlichen Stuhle verknüpft sein[40]); und nicht nur dies, auch die Bewohner Roms selbst würden sich gegen das Papstthum erheben, welches sich gezwungen sehen werde, seinen Sitz anderswo zu nehmen, worauf dann das Strafgericht über die zugleich vom Glauben abtrünnige Stadt ergehen werde. Gerade die Theologen, welche die unbedingtesten Anhänger der päpstlichen Weltherrschaft waren, vertheidigten diese Ansicht; Rom, sagten sie, sei eine Ehebrecherin von alters her gewesen; in den Kämpfen zwischen den Päpsten und den Kaisern hätten die Römer stets sich mehr kaiserlich als päpstlich gesinnt erwiesen.*) Alle diese Sünden Roms

*) Das ward allerdings schon im 13. Jahrhundert vielfach hervorgehoben und war eine der Ursachen, warum die Päpste seit

würden einmal in jenem vernichtenden Brande gebüßt werden.[41]) Der ganze Jesuitenorden erklärte sich eine Zeit lang zu Gunsten dieser Annahme und Erklärung des 18. Kapitels: Ribera, Viegas, Lessius, Bellarmin[42]), Suarez, Henriquez, Cornelius van de Steen (a Lapide) und andere.

Damit ergab sich nun auch die Nothwendigkeit, eine dem Strafgericht vorausgehende Verlegung des päpstlichen Stuhls, dessen Fortdauer doch nicht in Frage gestellt werden durfte, anzunehmen. Man wurde daher zu der Ansicht geführt, daß die Verbindung der höchsten kirchlichen Würde und Gewalt mit Rom und dem römischen Episkopat doch keine unauflösliche sei. Denn mit der Zerstörung Roms nahm jedenfalls das römische Bisthum sein Ende, und die Kirche konnte und sollte gleichwol noch lange fortbestehen. Viele meinten daher: So gut wie vor Rom Antiochien, solange Petrus dort geweilt, Sitz des Primats gewesen sei, und ein göttliches Gebot, Rom zum Träger desselben zu machen, nicht vorliege, so könne auch in einer spätern Zeit die päpstliche Gewalt auf eine andere Stadt und Kirche übertragen werden.

V.

Die Persönlichkeit der Propheten.

Sieht man sich die Persönlichkeit der Propheten näher an, so entdeckt man bald, daß, wenn es Männer von theologischer Bildung waren, Männer wie Joachim, Savonarola, welche prophetische Begabung empfangen zu haben wähnten, sie dann zugleich unter dem Einflusse der in der Theologie der Schule hergebrachten Ansichten von der Natur und den

---

Innocenz IV. meist sich von Rom fern hielten und lieber in kleinen Landstädten als dort residirten.

Bedingungen dieser Begabung standen. Allgemein wurde hier gelehrt, daß die Gabe der Prophetie an sich noch kein Zeichen vorzüglicher Frömmigkeit oder Heiligkeit des Lebens sei, daß wol auch böse Menschen diese Gabe von Gott empfangen könnten (man berief sich dabei auf die biblischen Worte über Kaiphas). Es schien also keine Anmaßung darin zu liegen, kein Anspruch auf einen Heroismus christlicher Tugenden, wenn Jemand behauptete, mit Offenbarung künftiger Dinge begnadigt zu sein.[43] Eine besondere geistige Anlage, eine gewisse Empfänglichkeit der Seele und Geistesrichtung ist, sagten ferner die Theologen, nicht erforderlich zur prophetischen Begabung, und sie bestritten die Rabbiner, welche eine natürliche Begabung und ein hohes Maß von Einsicht und Weisheit von einem Propheten forderten. Wol aber, sagten sie, muß ein doppeltes Bewußtsein zusammentreffen, um einen wahren Propheten zu bilden; er muß nämlich mit schlechthiniger Gewißheit wissen, daß das ihm Geoffenbarte wahr sei, und ferner muß er mit gleich starker Gewißheit überzeugt sein, daß es Gott sei, der es ihm geoffenbart habe. Allerdings pflegten nun die Propheten wie Joachim und andere zu behaupten, daß es nicht der Geist des Propheten, sondern nur der des Verständnisses sei, der ihnen gegeben sei, daß sie in den biblisch-prophetischen Büchern, allerdings infolge besonderer höherer Erleuchtung, Ereignisse ihrer und der bald folgenden Zeiten vorherverkündigt fänden. Daß nun aber diese Deutungen unfehlbar richtig seien, und jede Vorhersagung gewiß eintreffen müsse, hat meines Wissens keiner behauptet. Denn man pflegte überhaupt anzunehmen, daß auch einem Seher mitunter begegnen könne, in die echten, durch göttliche Erleuchtung gewährten Gesichte unechte blos durch menschlichen Trieb eingegebene Prophezeiungen einzumischen. Thomas von Aquin meinte daher: Wenn das prophetische Licht voll-

kommen sei, bringe es eine hohe ganz von Gott stammende Gewißheit mit sich, und an diesem Gewißheitsgefühl erkenne der Mensch den himmlischen Ursprung seiner Gesichte — ein höchst unsicheres Kriterium, denn dieses Gefühl hängt sehr häufig nur von der Stärke und Lebhaftigkeit der Phantasie ab. Doch die Regel, daß ein Prophet im ganzen nicht gesichert sei gegen Selbsttäuschung, mußte jeder gelten lassen, der mit dem Gebiete der Visionen und Revelationen nur einigermaßen sich bekannt gemacht hatte. Ohnehin nahm man, nach dem biblischen Vorgange von Jonas und Jesaias, auch Drohweissagungen an (prophetiae comminatoriae), welche, wenn der Bedrohte sich bekehrte, nicht in Erfüllung gingen. Und auch dies wurde zugegeben, daß häufig dem Propheten, der doch immerhin ein mangelhaftes Instrument in Gottes Hand sei, das volle Verständniß der empfangenen Eingebung sich nicht erschließe, sodaß also in manchen Fällen die Prophetie an sich, so wie sie von Gott gegeben, wahr sei, das Organ aber, der Mensch, ihr eine falsche Deutung unterlege.[44])

Erst in der großen kirchlich-politischen Bewegung nach der Mitte des 11. Jahrhunderts geschah es, daß einzelne von den Wogen dieser Bewegung emporgetragene Männer in der Zuversicht ihres Herzens zur Voraussagung bestimmter Ereignisse sich fortreißen ließen. Wo man in einer Atmosphäre der Wunder zu leben glaubte, beredete man sich leicht, auch die prophetische Gabe zu besitzen, und unterlag der Versuchung, eine sehnlich gewünschte oder nach der Meinung des Propheten nothwendig in den Plan der göttlichen Weltleitung gehörige Begebenheit vorauszusagen. Es ist das nun freilich meist mislungen, was Spätere ernüchtert und abgeschreckt haben mag. Petrus Damiani hatte den Tod des Gegenpapstes Cadalous binnen Jahresfrist prophezeit. Cadalous überlebte das Jahr und Petrus wußte den zahlreichen

ihn verhöhnenden Gegnern nichts Besseres zu antworten, als dies: Cadalous sei doch von einer Synode abgesetzt worden, was auch Tod heißen könne.[45]) Damiani's Freund und Mitstreiter, Papst Gregor VII., prophezeite am Osterfeste 1080 öffentlich, der deutsche Kaiser Heinrich werde, wenn er sich nicht bis zum 1. Juni unterwerfe, abgesetzt oder todt sein; geschehe das nicht, so solle man ihm, dem Papste, ferner nicht glauben. Auch ihn strafte der Erfolg Lügen.[46]) Aber die spätern Chronisten, welche dem Papste das Kaiphas-Recht, als Oberpriester Wahres, wenn auch wider seine Meinung, zu prophezeien, retten wollten, wußten sich zu helfen. Die Chronik von San-Bavo[47]) berichtet: Der Papst erklärte nur, es sei ihm von Gott geoffenbart, daß der falsche König in diesem Jahre sterben werde. Er meinte den Heinrich, aber der falsche König war Rudolf, der auch wirklich damals starb.

Größeres Aufsehen in ganz Europa erregte, daß auch einem so hochverehrten Manne und gefeierten Heiligen wie Sanct-Bernhard begegnete, als falscher Prophet erfunden zu werden. Auf Geheiß des Papstes Eugen III. hatte er in Frankreich und Deutschland einen neuen Kreuzzug gepredigt und im Namen Gottes Sieg und Glück verheißen. Das Gegentheil geschah. Die Heere gingen durch Hunger, Pest, das Schwert der Sarazenen zu Grunde; das ganze Abendland war in Trauer versetzt, und Bernhard sah sich schweren Anklagen auf Täuschung und Volksverführung ausgesetzt. Er konnte nur sagen, das Gebot des Papstes habe ihm als Gottes Befehl gegolten, konnte nur den Papst anrufen: er möge statt seiner antworten.[48]) Und es mag ihm kaum als Trost genügt haben, als der Abt Johannes von Casa-Maria ihm berichtete: Die Schutzheiligen seines Klosters, die Märtyrer Johannes und Paulus seien erschienen und hätten geoffenbart: Darum habe Gott den Untergang des christ-

lichen Heeres zugelassen, damit die Schar der ehedem gefallenen Engel im Paradiese durch die Seelen der auf diesem Zuge ums Leben gekommenen christlichen Krieger ersetzt würden.[49])

Vincenz Ferrer war im Anfange des 15. Jahrhunderts im südwestlichen Europa fast so hoch verehrt als ein heiliger Mann und furchtloser Wahrheitsprediger, wie Bernhard in seiner Zeit. Vincenz hielt sich vor allem für berufen, die große Thatsache zu verkündigen, daß das öffentliche Auftreten des Antichrist in wenigen Jahren bevorstehe, damit die Menschheit sich auf den schweren Kampf vorbereite. Er wußte genau, wie er dem Papste Benedict XIII. schrieb, daß der Antichrist bereits neun Jahre alt sei; Vielen war es gleichzeitig geoffenbart worden; Dämonen mit Exorcismen gezwungen, hatten es ausgesagt.[50]) Der beredte Dominicaner ist wol in dem festen Glauben gestorben, daß man binnen wenigen Jahren die Wahrheit seiner Vorhersagung mit Händen greifen werde, und es hat seinem Ordensgenossen Antoninus und andern Mühe gekostet, die Ehre des Propheten vor dem Vorwurf der Anmaßung und Superstition zu retten.

Der heiligen Katharina von Siena hatten ihre Zeitgenossen Prophetenrecht eingeräumt, wie es zwei Jahrhunderte früher der deutschen Hildegard zuerkannt worden war. Aber die Nachwelt mußte gewahren, daß auch ihr kein prophetischer Blick in die künftige Entwickelung der Weltgeschichte gestattet gewesen sei. Sie hat einen großen allgemeinen Kreuzzug zur Eroberung von Palästina vorausgesehen und sich bemüht, den Papst Gregor XI. zur Anordnung desselben zu bewegen. Der Kreuzzug ist nicht erfolgt. Sie hat verkündet, daß bald eine große durchgreifende Reformation der ganzen Kirche zu Stande kommen werde.[51]) Die Braut (die Kirche), sagt sie, welche jetzt ganz häßlich entstellt und zerlumpt ist, wird dann von Schönheit und Juwelen strahlen und mit dem Diadem

aller Tugenden gekrönt sein; alle gläubigen Völker werden sich freuen, so vortreffliche und heilige Hirten zu haben, und die ungläubigen Völker werden, von dieser Herrlichkeit der Kirche angezogen, sich zu ihr bekehren. Wie wenig sind diese in Prophezeiungen umgesetzten Wünsche der frommen sienesischen Jungfrau in Erfüllung gegangen — statt der großen Erneuerung und der Bekehrung der unchristlichen Völker und glänzender Heiligkeit eine lange Reihe zerrüttender Religionskriege und eine bleibende Absonderung der größten und lebenskräftigsten Nationen!

Da hatte nur wenige Jahre früher die heilige Birgitta richtiger prophezeit. Sie kündigte als Organ der heiligen Jungfrau einen gewaltigen Einsturz (ruina) der Kirche als bevorstehend an, schilderte die Risse in den Mauern, die zur Erde gebeugten Säulen, die großen Löcher im Fußboden und so fort.[52]) Aber auch Katharina selber scheint geglaubt zu haben, daß die Erneuerung der Kirche jedenfalls nicht durch den päpstlichen Stuhl kommen werde, denn sie versicherte: wenn es ein Papst versuchen würde, den verwilderten Klerus zu reformiren, so werde eine große Spaltung durch die ganze Kirche hindurchgehen.[53])

Es gehen nämlich zwei entgegengesetzte Strömungen in dieser Zeit des 14. und 15. Jahrhunderts durch die Seele der prophetisch Angeregten. Einerseits die Vorstellung, welche tief in dem allgemeinen religiösen Bewußtsein wurzelte, daß der kirchliche Zustand ein ganz unerträglicher sei, und daß nur die Hoffnung einer nahen großen Reformation den sonst wankenden Glauben an die Wahrheit des Christenthums zu halten und zu stützen vermöge. Auf der andern Seite nun aber auch das Gefühl, daß sich nirgends die Werkzeuge dieser Erneuerung zeigten, und daß dort, von wo sie erwartet werden sollte, weder Neigung noch Fähigkeit dazu vorhanden war, nämlich in Rom. So geschah es, daß ein=

zelne Männer, wie z. B. Wilhelm von Saint-Amour, Ryckel, Jakobus de Paradiso verzagt und hoffnungslos meinten: die Kirche habe eigentlich keine Zukunft mehr; sie werde in ihrer Versunkenheit bleiben bis zu der sehr nahe zu denkenden Erscheinung des Antichrist. Wogegen doch andere — und sie scheinen die Mehrzahl gebildet zu haben — eine durchgreifende Reinigung und Erneuerung der Kirche, die ihr Stifter unmöglich in dieser Misgestalt verkommen lassen könne, zuversichtlich voraussagten, dann aber auch, im Einklange hierin mit der herrschenden Volksansicht — ein blutiges Gericht, eine schwere Verfolgung über den Klerus und vor allem über dessen Spitzen als die Hauptschuldigen, die der Erneuerung der Kirche vorangehen werde, erwarteten. Häufig war es bei geistig sehr begabten Männern die Sehnsucht, welche zur Weissagung wurde. Die Gegenwart schien ihnen unerträglich, schmerzlich empfanden sie den Widerspruch der sie umgebenden Zustände mit den Anforderungen an die Zeit, die sie nach ihren Voraussetzungen, nach ihrem religiösen Glauben, nach ihrer Vaterlandsliebe stellen zu müssen meinten. Wie bei Völkern, so bei Einzelnen. Zu dieser Sehnsucht pflegte aber auch das vorahnende Gefühl sich zu gesellen, daß die Zeit in Geburtswehen liege, daß die Menschheit an der Grenze eines großen Umschwungs und neuer Gestaltungen stehe. Savonarola erschrak anfänglich selber vor dem Zuge zum Prophetenthum, der allmählich in ihm übermächtig wurde und sein Denken und Trachten beherrschte. „Ich wünsche nicht", sagte er, „für einen Propheten gehalten zu werden; denn das ist ein schwerer und gefährlicher Name, macht den Menschen sehr unruhig, und erweckt viele Verfolgungen wider ihn, obgleich sie durch die Liebe zu Christus willig getragen werden."[54]) „Ihr macht mich", rief er nachher den Florentinern zu, „mit Gewalt zum Propheten.[55]) Die Sünden Italiens öffnen mir den Mund. Ein

inneres Feuer verbrennt meine Gebeine und zwingt mich zu reden."

Wie verschieden von Savonarola und doch wieder verwandt ist ein anderer Prophet des Dominicanerordens, der geistreiche, gelehrte, tiefsinnige Campanella; auch bei ihm sollte das Prophetenthum mit politischen Bestrebungen Hand in Hand gehen; ihm, dem Calabresen, ging das Unglück seines engern Vaterlandes Calabrien, sowie der Zustand des ganzen damals unter spanischem Drucke niederliegenden Italiens zu Herzen; er sah sein Volk entwürdigt durch eine Herrschaft, die, nach dem Ausdrucke eines neuern Kenners italienischer Dinge, die elendeste war, die vielleicht in christlichen Zeiten existirt hat.[56]) Süditalien sollte eine Republik unter theokratischer Herrschaft des Papstthums werden, und um Parteigänger und Mitverschworene zu gewinnen, weissagte er, gestützt auf die Vaticinien Joachim's, Birgitta's, Savonarola's und seine Auslegung der Apokalypse, eine Umwandlung Italiens auf das Jahr 1600. Auch er sagte dabei, ähnlich wie Savonarola: „Ich mache mich nicht zum Propheten und nicht zum Wunderthäter, aber ich sehe vielleicht etwas Großes."[57]) Sein Unternehmen, bald verrathen, mislang; er brachte 27 Jahre in 50 verschiedenen Kerkern zu und ward wol siebenmal gefoltert, bis er endlich in Frankreich ein Asyl fand. Ob ihn bezüglich seiner Prophezeiungen die äußere Ruhe Italiens im Ablauf des Jahres 1600 wol enttäuscht hat? In den schönen und rührenden Gedichten, in denen er alle die wechselnden Stimmungen seines langen Kerkerlebens aushaucht, seine Angst und seine Hoffnung, sein Gottvertrauen und sein Verzagen, wendet er sich klagend an Gott: „Soll denn die Schar der Propheten, die du sendest, lügen.[58]) — Warum läßt du die Sterne und die Propheten, deine Gaben, zusammen zu täuschender Lehre werden?"[59]) In dem Buche

von der „Spanischen Monarchie", welches er gleichfalls im Kerker geschrieben, zeigt sich Campanella noch sehr weissagungsgläubig, und betont es, daß die heilige Birgitta die Entdeckung von Amerika vorausgesagt habe.

Ein Mann, an welchem sich die Steigerung der Reflexion und der durch sie erzeugten Affecte des Schmerzes und der Bangigkeit bis zur prophetischen Vision besonders deutlich wahrnehmen läßt, ist Dionysius Ryckel (oder Leewis), den man den ekstatischen Kirchenlehrer genannt hat, ein Priester der tiefsten und ernstesten Frömmigkeit und zugleich der gelehrteste Theologe seiner Zeit. Gleich allen einsichtigen Männern Deutschlands, gleich seinem Freunde und Gönner Nikolaus von Cusa stand er ganz in der kirchlichen Anschauung von der Unentbehrlichkeit der Concilien und von ihrer Obergewalt über die Päpste. Alle seine Hoffnungen wie die aller andern beruhten auf dem Zustandekommen eines neuen Concils; während er zugleich sah, daß die Päpste mit allem Aufwand von Klugheit und Macht dies zu hintertreiben strebten. Da wird seine stete ihn peinigende Betrachtung der Welt- und Kirchenlage zur Vision und Offenbarung (im Jahre 1461) und er vernimmt im Zwiegespräch mit dem göttlichen Herrn, was das Ergebniß seines eigenen Nachdenkens war, daß das Maß der zu verhängenden Züchtigungen und Strafgerichte genau sich richten werde nach dem Maße des kirchlichen Verderbens.[60]) Die Kirche, wird ihm gesagt, ist fast ganz von mir abgekehrt und verunstaltet, vom Scheitel bis zur Ferse ist nichts Gesundes mehr, was den größten Theil betrifft, zu finden. Was die Häupter angeht, wenn sie auch schwören würden, sich zu bessern, so würden sie eben einen Meineid schwören. Es war die Zeit (1461) der vergeblichen Versuche des Papstes Pius II., einen christlichen Kriegszug gegen die Türken nach dem Verluste von Konstantinopel zu Stande zu bringen, und Dionysius prophezeite,

daß alle diese Bestrebungen scheitern müßten, wie es denn auch geschah. Man erwartete ja im Gegentheil mit einem gewissen tiefen Schuldgefühle, daß ein türkischer Heereszug auch über den lateinisch-germanischen Westen sich in naher Zeit ergießen werde.

Ryckel's Zeitgenosse und Freund, der tiefsinnigste Denker seiner Zeit, der Cardinal Nikolaus von Cusa, wurde gleich ihm zum Propheten, ohne gerade eine höhere Erleuchtung für seine Voraussagung in Anspruch zu nehmen. Auch Cusa durchschaute das tiefe Verderben der Kirche und dessen Hauptursache, das despotisch und habgierig gewordene Papstthum, und so kam auch er zu der Ueberzeugung, die er, nachdem er das Fehlschlagen der reformatorischen Concilien erlebt hatte, als Prophetie aussprach: Die Kirche werde noch tiefer sinken, sodaß sie zuletzt erloschen und auch die Succession des Petrus und der übrigen Apostel ausgegangen zu sein scheine.[61]) Dann aber werde sie siegreich und allen Zweiflern sichtbar sich wieder erheben.[62])

Andere sind visionäre Propheten gewesen; ihnen wurde die Zukunft in symbolischen Gesichten nur gezeigt, aber so, daß sie sofort über die Bedeutung dieser Bilder innere Gewißheit empfingen. Solche waren: der Dominicaner Robert von Usez am Ende des 13., der deutsche Priester und Ordensstifter Bartholomäus Holzhauser in der Mitte des 17. Jahrhunderts. Von Robert behauptete sein Orden: er sei schon von Jugend auf mit prophetischem Geiste begabt, und stets von demselben begleitet gewesen; er ward auf einer Ordensversammlung zu Carcassone im Jahre 1293 förmlich deshalb geprüft, und da seine Antworten befriedigend erschienen, so gestattete man ihm, als Prediger und Prophet Frankreich, Italien, Deutschland zu durchwandern. Wenn Robert vorzüglich das Verderben der Kirche und des päpstlichen Stuhls in Symbolen schaut, so reflectirt sich in den

Gesichten Holzhauser's die Sehnsucht eines in enger Sphäre beschränkten Geistes, der die Weltgeschichte corrigiren möchte, weil der Verlauf und die Folgen des Dreißigjährigen Krieges sich ganz anders gestalteten, als es nach seiner Ansicht hätte geschehen sollen. In demselben Geiste ist auch sein Commentar zur Apokalypse geschrieben, der ehedem viele gläubige Leser hatte.

VI.

Die kosmopolitischen Weissagungen.

Wende ich mich nun demjenigen Prophetismus zu, den ich den kosmopolitischen genannt habe, so lassen sich bis zum Ende des Mittelalters vier Perioden desselben unterscheiden. Die erste Periode reicht von der karolingischen Zeit bis zum Ende des 12. Jahrhunderts. Der zweite Zeitraum, der Joachimitische, erstreckt sich über das 13. und die Hälfte des 14. Jahrhunderts. Den dritten Abschnitt bildet das düstere Jahrhundert von 1347 etwa bis 1450; das war die Zeit des Schwarzen Todes, des päpstlichen Schisma, der aufleuchtenden und bald wieder in Nacht versinkenden Hoffnungen auf eine Erneuerung der Kirche durch die Concilien. Darauf folgt die vierte prophetische Epoche, welche einen Zeitraum von etwa 77 Jahren, von 1450 bis zum Jahre 1517 begreift. In dieser ist die Weissagung schon ganz erfüllt von den Gedanken der über Rom, Päpste und Klerus hereinbrechenden Strafgerichte und von Sehnsucht nach der Reformation der Kirche, sodaß die prophetische Erwartung zuletzt zum gemeinschaftlichen Bewußtsein, zum rettenden Glaubensanker aller ernst religiösen Geister geworden war.

In der ersten Periode, im 9., 10. Jahrhundert, bis zur Mitte des 11., ist es noch immer die Erscheinung des Antichrist und die Nähe des Weltendes, auf welche der Fernblick der Menschen fast ausschließlich gerichtet ist. Wir

kennen ohnehin, da ein großstädtisches Leben und eine Volksliteratur sich noch nicht entwickelt hatten, keine bedeutenden Centralstätten geistigen Lebens noch vorhanden waren, fast nur den Gedankenkreis der Klöster, wo man weder rückwärts noch vorwärts schaute, und meist nur aus Präsagien, aus unbegriffenen physischen oder moralischen Phänomenen auf die Kürze eines Weltlaufs schloß, von dessen Zielen und culturgeschichtlicher Fortbewegung man keine Ahnung und kein Verständniß besaß: Ein Grundgedanke ist in dieser und der folgenden Zeit, daß Bestand und Dauer der gegenwärtigen Weltordnung unauflöslich geknüpft sei an die Fortdauer des Römischen Reiches, wie es in den Karolingern erneuert oder übertragen und nach ihrem Erlöschen auf Deutschland und dessen Könige übergegangen ist. Es hieß darum das heilige Römische Reich deutscher Nation, denn es galt als der alles tragende Schlußstein der christlichen Weltordnung, der nur erst dann verworfen werden sollte, wenn der Proceß der Weltauflösung eintrat. Solange dieses Reich besteht, und die Völker nicht von ihm abfallen, sind auch die letzten Dinge noch fern, so glaubte, so sagte man. Und so mag auch jene allgemeine Furcht oder Erwartung, daß der Antichrist erscheinen werde und das Ende der Dinge nahe sei (appropinquante mundi termino, wie die Formel mitunter lautet), um den Anfang des 11. Jahrhunderts die Gemüther nicht etwa blos deshalb geängstigt haben, weil ein Jahrtausend christlicher Geschichte ablief, sondern mehr noch, weil das Reich, das Otto I. zu so glänzender Machtstellung emporgehoben hatte, mit dem Tode seines ohne Macht aus der Welt geschiedenen Enkels, des dritten Otto, bereits zu zerfallen schien.

Die vornehmsten prophetischen Autoritäten dieser Zeit sind der aus dem byzantinischen Orient gekommene Methodius und die heilige Hildegard. Unter dem Namen jenes berühmten Bischofs von Patara in Lycien, der in der Ver-

folgung Diocletian's den Märtyrertod erlitten, kamen die „Offenbarungen“ wol zuerst in Konstantinopel, wahrscheinlich im 11. Jahrhundert, zum Vorschein. Der Verfasser hat wol nicht Methodius geheißen, wie man angenommen, sondern legte nur sein Erzeugniß jenem Kirchenlehrer, der einen berühmten Commentar über die Apokalypse geschrieben, in den Mund. Die Schrift war für die byzantinischen Griechen berechnet, und sollte ihnen bei der sichtlich zunehmenden Schwäche ihres Reiches und der Uebermacht des ganz Asien beherrschenden Mohammedanismus Trost, Muth und Hoffnung einflößen. Methodius verkündet die Siege und Eroberungen der aus ihrer Wüste hervorbrechenden Ismaeliten (Araber); Gott verleiht ihnen diese Siege und läßt sie so viele christliche Länder und Völker unterjochen zur Strafe für die Sünden der Laien wie der Geistlichen. Aber das Römische Reich (darunter verstand der Verfasser mit allen seinen Landsleuten das byzantinisch-oströmische oder griechische) wird dennoch in Ewigkeit von Niemand gestürzt werden, seine Waffen sind unbezwinglich und zuletzt überwindet es alle Reiche. Ein Kaiser und sein Sohn werden also die Ismaeliten, wenn sie sich am sichersten wähnen, plötzlich überfallen, werden ihnen alle bislang eroberten Länder entreißen, und ihnen ein Joch der Knechtschaft auflegen, hundertfach schlimmer als dasjenige, mit welchem sie die Christen gedrückt hatten. Endlich zieht der letzte der römischen (d. h. griechischen) Kaiser nach dem befreiten Jerusalem und legt dort seine Krone zu den Füßen Christi nieder. Darauf die letzten Dinge: Gog und Magog, Antichrist und letztes Gericht.

Diese Vorstellung von der Abdankung des letzten Monarchen in Jerusalem findet sich auch im Occident, in einer um das Jahr 948 auf Begehr der Königin Gerberga verfaßten Schrift des Abtes Adso. Da das Kaiserthum erst

einige Jahre später, im Jahre 961 bleibend auf die Deutschen überging, so ist es hier einer der fränkischen Könige, der als letzter und mächtigster Kaiser in so frommer und demüthiger Weise den Lauf der Geschichte zum Abschluß bringen wird. Denn — sagt dieser Abt von Moutier-en-Der — das Römische Reich ist zwar größtentheils zerstört, aber in den Königen der Franken (also einem Karolinger wol, denn das capetingische Haus hätte damals noch nicht sich erhoben) wird es fortbestehen.[63]) Also ahnte noch kein deutsches Imperium.

Methodius hat nun aber die Vorstellungen vom Gange der Weltgeschichte, die man sich im Abendlande machte, wesentlich beherrscht, denn in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts muß hier die Verbreitung desselben in einer lateischen Uebersetzung stattgefunden haben.. Statt der Ismaeliten (Araber) wurden da die Türken gesetzt; das Römische Reich und der römische Kaiser wurde natürlich auf Deutschland und Italien und die Kaiser deutschen Stammes bezogen, und so ist Methodius die erste Quelle jener so lange bis in die neuere Zeit gehegten Vorstellung geworden, daß die Türken noch einmal ganz Deutschland überziehen und ihre Rosse im Rhein tränken würden. Hat doch schon Otto von Freising in dem an den Kanzler Reinold gerichteten Vorwort zu seiner Chronik den Methodius als Autorität angeführt für den Glauben an die Fortdauer des Römischen Reiches, welches erst am Ende der Zeiten völlig werde zerstört werden.

Eine andere tief in die Phantasie des Mittelalters eingedrungene Vorstellung ist aus derselben Quelle geflossen. Aus der Apokalypse (20, 10) wußte man, daß am Ende der Zeiten heidnische Völker aus weitentlegener Ferne, Gog und Magog (Scythen), gegen das neue Jerusalem heranziehen und vernichtet werden sollten. Nach der Angabe des Methodius hatte nun ehedem der große Alexander die Stämme

Gog und Magog in den Kaspischen Bergen durch ein Wunder eingeschlossen, die Berge werden sich aber einmal öffnen, und dann wird dieser Strom wilder Eroberer und Vertilger über die Welt sich ergießen. Es lag darin eine Ahnung des großen Mongolenzuges im 13. Jahrhundert, doch findet sich die Sage schon in dem syrischen Gedichte eines Jakobiten am Ende des 6. Jahrhunderts. Und auch da ist es Gott selbst, der einmal das Felsenthor zum Verderben der Völker öffnen wird.[64]) Nun berichtet die Chronik Alberich's zum Jahre 1227[65]): der Minorit Petrus de Boreth habe von Acre aus gemeldet, daß der Antichrist bereits heranwachse und im März zehn Jahre alt sein werde. Dazu bemerkt sie aber: das könne nicht sein, denn erst müsse der Thurm Babels wieder gebaut werden, müßten die verschlossenen Kaspischen Berge sich öffnen, der Fluß Ethan fließen und das Idol Mohammed's zerfallen, also der Islamismus erlöschen oder ausgerottet werden.

Auch der lateinische Text des Methodius muß, was die letzten Dinge anbetrifft, sehr verschieden gelautet haben. Die Wendung, daß der letzte Kaiser aus fränkischem Geschlechte nach Jerusalem ziehen, auf dem Oelberge seine Krone niederlegen und dort sterben werde, findet sich sicher nicht im griechischen Original, sie ist aus der dem 10. Jahrhundert angehörigen Schrift des Mönches Adso, die man im Mittelalter allgemein für ein Werk des Erzbischofs Rabanus von Mainz hielt, entlehnt. Aber auch dieser Zusatz lautete ungleich. Bei Engelbert von Admont[66]) sagt Methodius, der letzte Kaiser werde, den Ismaeliten (Mohammedanern) zu widerstehen unfähig, Scepter, Krone und Schild an einem dürren Baume jenseits des Meeres niederlegen und an derselben Stelle seinen Geist aufgeben — sodaß also die Weltgeschichte (vor dem Antichrist) eigentlich mit einem großen Siege des Islam über die Christusgläubigen schlösse — eine

entmuthigende, den Zweifel herausfordernde Auffassung, weshalb Engelbert selber bemerkt: Die Doctoren wagten zwar nicht aus Ehrfurcht vor dem heiligen Märtyrer (dem vermeintlichen Verfasser) dieselbe zu verwerfen, legten ihr aber doch auch nicht viel Gewicht bei. Sie ist jedenfalls in den Handschriften nicht beibehalten worden, denn in den gedruckten Ausgaben[67]) verlaufen die letzten Dinge ganz anders. Die Ismaeliten oder Türken werden vom Kaiser vollständig besiegt und unterjocht, die Christen aber fallen demnächst in einem langen nur allzu gesegneten Frieden und Wohlstand in fleischliche Sicherheit und Ueppigkeit, bis Gog und Magog ein furchtbares Blutbad unter ihnen anrichten, worauf der römische König nach Golgatha zieht, seine Krone vom Haupte nimmt, sie aufs Kreuz legt und das Reich der Christen Gott dem Vater übergibt. So war denn doch die Schmach einer endlichen Besiegung der Christen durch den alten Erbfeind, die Türken, abgewendet, und Methodius blieb, besonders für die Deutschen, ein Buch des Trostes und der Hoffnung. Sebastian Brandt sagt in der Vorrede vom Jahre 1497: Er übergebe es dem Druck, weil, wie er hoffe, der darin verheißene Triumph der christlichen Republik über die Ungläubigen und Türken doch ganz nahe sei; und im Jahre 1518 noch erging der Mahnruf an Kaiser Maximilian[68]):

Kaiser, schick dich, Gott will dir helf,
Daß du die armen Christenwelf
Widerumb bringest zu einem recht;
Das hat dir Gott den seinen Knecht
Zu schauen manigvalt gesant,
Methodius war er genant,

worauf denn weiter ausgeführt wird: Von einem Kaiser Maximilian sei es prophezeit, daß er das heilige Land mit Christenglauben füllen werde — auch eine der vielen unerfüllt gebliebenen Hoffnungen.

In einer Schrift, welche die Dominicaner im Jahre 1474 verfaßten, um die durch den Fall von Konstantinopel erschreckte Christenheit zu beruhigen [69]), ist Methodius der „Doctor authenticus", wie er hier heißt, wieder die Hauptautorität*), natürlich nicht in der Gestalt, in der ihn Engelbert gelesen, sondern in dem tröstlichern Texte. Mehrere Väter, wird hier berichtet, haben den Methodius einer sorgfältigen Prüfung unterzogen, deren Ergebniß nun mitgetheilt wird. Deutschland und Frankreich werden zwar durch innere Kriege verwüstet werden, aber doch nicht unter das türkische Joch fallen. Ob auch Rom von den Türken werde erobert werden, hat ein erleuchteter, göttlicher Offenbarungen gewürdigter Mönch Christum kürzlich gefragt, Christus aber hat geantwortet, es sei für jetzt nicht rathsam, daß er dies, und wer im nächsten Türkenkriege Sieger sein werde, erfahre.

Die erste in der Reihe der Propheten neuerer Zeit ist die heilige Hildegard von Bingen am Rhein. Diese deutsche Seherin ist wirklich eine in der ganzen christlichen Geschichte einzig und unerreicht dastehende Erscheinung. So hoch wie sie hat nie ein Prophet sein Ansehen gebracht, so allgemeinen Glauben und uneingeschränkte Verehrung nie ein Heiliger gefunden [70]) — selbst Bernhard nicht, der vielmehr ihr als der höher Begnadigten huldigte, wiewol auch ihr Angriffe, Verdächtigungen, selbst Hohn und Spott nicht erspart wurden. Ihre Person und ihre Offenbarungen wurden auf einer großen Kirchenversammlung unter dem Vorsitze des Papstes Eugen III. geprüft und als echt und bewährt genehmigt. Drei Päpste, zwei Kaiser, viele Bischöfe und Aebte

*) „Qui pro fide mancipatus carceribus angelo sibi revelante librum conscripsit" wird beigesetzt. Da mußte denn freilich jedes Wort als unfehlbar gewiß und noch sich erfüllend aufgefaßt werden.

baten um ihren Rath, hofften göttlicher Aufschlüsse durch sie theilhaftig zu werden, und es ist merkwürdig, wie in den von den Päpsten Eugen, Anastasius, Adrian IV. an sie gerichteten Briefen noch ein Hauch von aufrichtiger Demuth, von Anerkennung der eigenen Fehlerhaftigkeit und Pflichtversäumniß weht.[71]) Durfte doch damals auch noch Bernhard sein Buch „von der Betrachtung" schreiben und das Papstthum vor der furchtbaren Verirrung in die Bahn des Despotismus und der Centralisirung, die es bereits betreten hatte, freilich vergeblich, warnen. Hildegard war darin eine wahrhaft deutsche Prophetin, daß sie, wie keine andere ihres Geschlechtes vor und nach ihr, die Ausartung, die Greuel einer unersättlich habgierigen und Menschenleben vergeudenden Hierarchie mit der ganzen den germanischen Völkern mehr als den lateinischen inwohnenden ethischen Entrüstung gegen solchen Misbrauch der heiligen Dinge prophetisch geschildert hat — Zustände, die in solchem Grade sich zu ihrer Zeit noch nicht entwickelt hatten, wohl aber seit dem 13. Jahrhundert sich ausbreiteten. Die Zeit werde kommen, verkündet sie, wo Fürsten und Völker das Papstthum, weil sie keine Religion mehr bei ihm wahrnähmen, verkleinern würden; da würden die einzelnen Länder ihre eigenen Kirchenvorsteher dem Papste vorziehen, dieser aber mit sehr gemindertem Ansehen sich auf Rom und wenige umliegende Orte beschränkt finden.[72]) Auch die Zersplitterung des Deutschen Reiches hat Hildegard vorhergesagt; jedes Volk und jeder Stamm werde sich seine eigenen Fürsten geben, unter dem Vorwande, „daß die Größe des Reiches ihm mehr zur Last gewesen sei als zur Ehre"; und ebendiese Zertheilung und Schwächung des Kaiserreiches werde denn auch den Zerfall der päpstlichen Würde zur Folge haben.

Unstreitig hat Hildegard wesentlichen Antheil daran, daß im Mittelalter die Erwartung eines großen Strafgerichts über

den Klerus, einer blutigen Priesterverfolgung sich so tief in dem Geiste der deutschen Nation festsetzte. Sie selber hat eine große und durchgreifende Säcularisation des Kirchenvermögens, eine Zurückführung des durch Reichthum und Habgier verderbten Klerus auf ein mäßiges und mehr gleichheitlich vertheiltes Einkommen vorausgesagt. In einem Gedicht des 15. Jahrhunderts auf das Constanzer Concil heißt es von ihren auf Simonie und klerikale Ueppigkeit bezüglichen Schilderungen (Liliencron, „Historische Volkslieder", I, 248):

Wie hat den schädlich kläglich Lauf
Gesait von Bingen Hiltgart
In ihrem Buch, die witz, die zart,
Wer ir Buch liest, daß man's wol brüft!

Doch das Land, wo das Prophetenwesen vorzüglich seit dem Beginne des 13. Jahrhunderts, und fortdauernd bis gegen Ende des 14. am üppigsten wucherte, war Italien. In keinem Lande war damals ein so reiches und mannichfaltiges Leben, ein solches Ringen aller Kräfte und aller Leidenschaften. Dort kämpften Kaiserthum und Papstthum nun schon seit länger als zwei Jahrhunderten wie zwei Riesen miteinander, dort stritten Frankreich und Deutschland bald verdeckter, bald offener um die Herrschaft. Durch ganz Ober- und Mittelitalien ging der unversöhnliche Hader beider Parteien, der Guelfen und der Ghibellinen, welchem niemand, hoch oder niedrig, fern bleiben konnte. Während die Mächtigen sich der Astrologie ergaben, nicht selten, wie Friedrich, Ezzelino ihre Hofastrologen hielten, und nichts Wichtiges unternahmen, ohne die günstige Constellation erforscht zu haben, labte sich das Volk an prophetischen Sprüchen. Welfen sowol als Ghibellinen hatten ihre eigenen Weissagungen. Merlin und Sibylle mußten ihre typisch gewordenen Namen zu den immer neu sich erzeugenden Productionen des in dem Volke mächtigen Weissagungstriebes hergeben. Michaele

Scoto, Kaiser Friedrich's Astrolog, Asdenta von Parma, vor allen aber Joachim standen in hohem Ansehen. Sibyllinische Weissagungen wurden um so sicherer geglaubt, als man zu wissen glaubte, daß die Bücher der Sibyllen noch immer in der Laterankirche zu Rom aufbewahrt würden.[73]) Scoto und Asdenta hat Dante unter die Verdammten versetzt als falsche Propheten; und er läßt es den letztern, den Schuster von Parma, in der Hölle bereuen, nicht bei seinem Handwerk geblieben zu sein. Aber der Zeitgenosse Salimbene berichtet, er habe vieles, was nachher eingetroffen, von ihm vernommen, und auch Asdenta hatte nur durch das fleißige Lesen der damaligen classisch-prophetischen Schriften, des Methodius und Joachim, nebst den Sprüchen von Merlin, Scoto und der Sibylle, sich zum Propheten gebildet.[74]) In Deutschland stand Hildegard lange vereinzelt, es sind uns von ihrem Tode an bis gegen Ende des 13. Jahrhunderts, ja bis ins 14. hinein keine irgendwie nennenswerthen Regungen des prophetischen Triebes und Geistes unter den Deutschen aufbewahrt worden. Freilich ist auch die deutsche Literatur von der Mitte des 13. Jahrhunderts an bis zu Ende sehr dürftig, sowol in lateinischer als in deutscher Zunge, und noch dürftiger und lückenhafter ist, was wir an Geschichtsdenkmalen und Chroniken aus dieser Zeit besitzen. Es war aber ein und dasselbe weltgeschichtliche Ereigniß, welches für beide Länder, Deutschland und Italien gleich entscheidend, gleich verhängnißvoll wurde, wenn auch fürs erste Italien in weit höherm Grade durch die Folgen desselben in unheilbare Zerrüttung gestürzt wurde. Dieses Ereigniß war der Sieg des Papstthums über das Kaiserthum, der Fall und Untergang des staufischen Hauses, woran sich dann die planmäßige Schwächung und Zerklüftung des Deutsch-Römischen Reiches durch die Päpste zum Vortheil der Curie, der französischen Könige und der italienischen

Welfenpartei anknüpfte. Man sah, wie die Päpste, voraus die französischen, ein Urban IV., Clemens IV., Martin IV., alles thaten, um keine Einheit in Deutschland, kein mächtiges Königshaus, keine feste und geordnete Reichsregierung sich bilden zu lassen; man erkannte bald, daß ein Kaiser im wahren Sinne in Folge des päpstlichen Verfahrens bei den Wahlen und des auf die französische Herrschaft in Unteritalien gestützten Welfenthums immer mehr zur Unmöglichkeit werde. Und doch gehörte es zum religiösen Bewußtsein der damaligen Welt, welche in dem Kaiserthum einen unentbehrlichen Bestandtheil, ein Organ der Einen katholischen Kirche erblickte, daß die Auflösung desselben auch zu einem allgemeinen Abfall vom römischen Stuhle führen werde, denn man nahm immer allgemeiner eine dreifache discessio (nach 2 Thess. 2) an: ab imperio, a sede apostolica, a fide, sodaß es vielen scheinen mußte, die Päpste arbeiteten, wie durch eine Fatalität, einen unwiderstehlichen astralischen Einfluß getrieben, an der Untergrabung ihrer eigenen Macht. Und dazu dann die Gewißheit, daß der Zerfall des Reiches die Einleitung sei zum Anbruche jener Herrschaft des Antichrist mit allen ihren unsagbaren Trübsalen, Greueln und Apostasien. Die Urtheile der Zeitgenossen bieten uns den Schlüssel zur Genesis der Prophezeiungen und ihres Einflusses.

In England, wo damals mehr historische Einsicht und bessere Geschichtschreibung als im übrigen Europa zu finden war, lautete das Urtheil bündig und pragmatisch: die Römische Curie, um allein zu herrschen, hat es dahin gebracht, daß das römische Kaiserthum hoffnungslos abgebrochen ist.[75]) In Italien ist die Sibylle welfisch und französisch-päpstlich gesinnt, und verkündet demnach, daß mit Friedrich's II. Tode auch das römisch-deutsche Kaiserthum selbst zu Grabe gehe. Der florentinische Welfe Brunetto Latini in seinem um 1266 französisch geschriebenen Werke meint: „Wenn

Merlin und die Sibylle die Wahrheit sagen, so muß mit Friedrich die Kaiserwürde zu Ende gehen, doch weiß ich nicht, ob dies blos von seinem Geschlechte oder von den Deutschen oder von allen insgemein zu verstehen ist."[76]) Wir erfahren aber durch seinen Zeitgenossen und Landsmann Salimbene, daß die Sibylle ganz bestimmt sich ausdrückte. „In ihm" — hatte sie gesagt, „wird das Reich sein Ende nehmen, denn obgleich er Nachfolger haben wird, so werden sie doch des Kaisertitels und der römischen Hoheit (fastigium) beraubt sein."[77]) Salimbene selber zweifelte nicht, es sei göttlicher Rathschluß, daß es von jetzt an im Gemeinwesen keinen Kaiser mehr gebe.

Den Standpunkt der Deutschen zeigen uns zwei Zeitgenossen, der welterfahrene, weit umschauende namenlose Verfasser einer kleinen Schrift[78]) des Jahres 1288, und Jordanus von Osnabrück in seinem Buche vom Römischen Reiche.[79]) „Binnen fünfzig Jahren", sagt der erstere, „ist das Römische Reich, das im Jahre 1220 noch so mächtig war, so tief herabgesunken, daß man seiner kaum noch gedachte, dagegen das Papstthum so hoch gestiegen, daß Könige, Völker, die ganze Welt zu den Füßen des Papstes liegend ihm als Weltmonarchen gehuldigt hat. Dieses kann nun nicht höher steigen, wenn es nicht in eine völlige Laienherrschaft ausarten soll. So hat der Klerus im Dienste der Römischen Kirche und unter Mithülfe der Franzosen das Römische Reich zum großen Theile zerstört (Clerici et Gallici nunc parte magna romanum destruxerunt imperium); gelingt es ihnen dieses Zerstörungswerk ganz zu vollbringen, so wird jene Flut von Unheil und Verderben hereinbrechen, welche, dem Antichrist vorhergehend, noch nie in der Welt erlebt worden ist. Zur Vergeltung aber für das, was der Klerus jetzt schon am Reiche gefrevelt hat, wird alsbald ein Strafgericht über ihn, der vom Gifte der Simonie so tief inficirt ist, verhängt werden."

Vorsichtiger äußert sich Jordanus, behauptet aber doch auch: da dem Römischen Reiche die große Ehre zutheil geworden, daß es die Schutzmauer der christlichen Welt gegen den Antichrist bilde, der nicht eher kommen dürfe, als bis das Reich zerfallen sei, so seien alle diejenigen Vorläufer, Wegebereiter des Antichrist, welche zu diesem Zerfalle hülfen. Vor allem also die Hauptfeinde des Kaiserthums, die Päpste. Jordanus setzt daher bei: die Römer und ihre Päpste möchten doch sich vorsehen, daß nicht etwa durch ein gerechtes Gericht Gottes um ihrer Frevel willen ihre Herrschaft von ihnen genommen werde. Die gleiche Warnung ertheilt er den so gern auf Kosten des Reiches sich bereichernden deutschen Fürsten. Der Cardinal Jakob Colonna, der dieser Schrift des Jordanus im Jahre 1281 ein Vorwort an den Papst Martin IV., den unermüdlichen Feind der deutschen und Förderer der französischen Macht, vorgesetzt hat, äußert die Besorgniß: Wenn es nun so weit gekommen sei, daß die Römische Kirche, die schon das sonst übliche Gebet für den Kaiser aus der Meßliturgie getilgt habe, sagen könne: wir haben keinen König oder Kaiser als den Papst, dann werde eine große und blutige Verfolgung des Klerus ausbrechen (Waitz, S. 41).

Noch in viel späterer Zeit richtete der belgische Chronist Dynter eine pathetische Warnung an die deutschen Kurfürsten, sie möchten doch die Gefahren und Trübsale, welche nach der Wegräumung des Römischen Reiches über die Welt kommen würden, ernst bedenken.[80]) Das ward im Jahre 1445 geschrieben, als Deutschland eben in den Hussitenkriegen der Welt das Schauspiel seiner kläglichen Ohnmacht und seines zum Schattenbild entleerten Kaiserthums gegeben hatte.

Im 13. Jahrhundert aber ward bei aller Zerrüttung Deutschlands und Italiens doch die Hoffnung auf einen nahen glücklichen Umschwung der Dinge durch Weissagungen

noch aufrecht erhalten. Roger Bacon, nebst Dante der reichste vielseitigst gebildete Geist seines Zeitalters, schrieb im Jahre 1267: seit vierzig Jahren sei es geweissagt und durch die vielen zutheil gewordenen Visionen bestätigt, daß ein gerechter, wahrhafter und heiliger Papst sich als Reformator und Reiniger der tief in Irrthum verstrickten Kirche erheben werde. Er wird die kirchliche Gesetzgebung reinigen, wird eine christliche Gerechtigkeitspflege aufrichten, und um seiner Vortrefflichkeit willen wird dann die Wiedervereinigung der Griechischen Kirche, die Bekehrung der Mongolen und die Vernichtung der Sarazenen erfolgen.[81]) Das alles, wähnt Bacon, könne binnen Jahresfrist, ja in noch kürzerer Zeit geschehen, wenn es Gott und dem Papste gefiele, und er fordert in allem Ernste den Papst Clemens IV. auf, Hand ans Werk zu legen, denselben Papst, der, wie Bacon wohl wissen mußte, statt der Aufrichter einer christlichen Gerechtigkeitspflege zu sein, vielmehr nur mit der Ausbildung des päpstlichen Absolutismus zur reinen Willkürherrschaft und mit der Befestigung des Inquisitionstribunals beschäftigt war. Aber Bacon meint: es sei alles so verdorben, daß entweder der Antichrist kommen, oder der kirchenreinigende Papst aufstehen müsse, und denkt sich offenbar die Möglichkeit eines wie im Fluge sich vollziehenden, großen moralischen und geistigen Umschwungs. Da muß es nun auffallen, daß auch die einsichtigsten Männer damals, daß Geister so eigenartig, wie die Zeitgenossen Roger Bacon und Dante an einen plötzlichen und vollständigen Gesinnungswechsel ganzer Nationen und Zeitalter glaubten, und so wenig Verständniß für die Gesetze der geschichtlichen Entwickelung besaßen. Es erklärt sich dies aus dem damals herrschenden und auch diese Männer beherrschenden astrologischen Wahne. Die Ansicht war: daß die Stimmung, die ethische Richtung eines Zeitalters bedingt sei durch einen Umschwung in der wechsel-

seitigen Stellung der Gestirne; daß sie daher rasch von einem Aeußersten zum andern, von Tugend und Frömmigkeit zur Corruption und Lasterhaftigkeit und umgekehrt überspringe, und dieser Wechsel in fatalistischer Weise mit unabwendbarer Nothwendigkeit sich vollziehe, wobei jedoch dem Einzelnen die Willensfreiheit und also auch die Möglichkeit, mitten in dem Strome des Verderbens unerschüttert festzustehen, bewahrt bleibe. Dieser Einfluß der Gestirne wurde dann auch für die prophetische Begabung in Anspruch genommen. Diejenigen Menschen, sagte man, welche für die astralischen Eindrücke vermöge ihres natürlichen Temperaments vorzüglich empfänglich sind, eignen sich an sich schon zu Propheten; sie sind wie von der Natur dazu prädestinirt, und verstehen dann um so fester die doppelte Offenbarung Gottes, die unmittelbare durch Eingebung und die mittelbare durch die Constellationen.[82])

Bacon konnte freilich auch das noch für sich anführen, daß in seiner Zeit plötzlich losbrechende und großartige religiöse Bewegungen nichts Unerhörtes waren. Es geschah wol einmal, daß, scheinbar unvorbereitet und völlig spontan im Schoße des Volkes eine massenhafte Bekehrung erfolgte, ein Geist der Buße, der Lebenserneuerung sich kundgab. Es traten in dem von Parteiwuth zerrissenen Italien Momente der Ermüdung ein, man wollte den drückenden Alp des alle Verhältnisse vergiftenden Factionenwesens und politischen Hasses abschütteln und sich versöhnen. So war im Jahre 1260 unter dem Einflusse von Weissagungen die erste große Geislerfahrt entstanden. Tausende von Büßenden, Männer, Weiber, jedes Alter, zogen, sich geiselnd und Gottes Barmherzigkeit und den Frieden unter den Menschen erflehend, von Stadt zu Stadt. Es war als ob große Städte den ganzen Strom ihrer Bevölkerung, mitunter 12000, 20000 Menschen in eine fremde Stadt ergössen. Die Verbannten

durften zurückkehren, Ghibellinen und Welfen umarmten und versöhnten sich; viele Verbrechen wurden gesühnt. Es war eine gewaltige, religiöse Selbsthülfe der Nation, aber die Machthaber blieben unberührt, der Papst verhielt sich gleichgültig, selbst feindselig gegen die Bewegung, und bald erlosch die Flamme der Begeisterung, welche gut geleitet und genährt, zur Rettung Italiens hätte führen können.

In Bacon's Angaben sehen wir zum erstenmale den seitdem in Italien eingebürgerten Gedanken eines Papa Angelico, wie man später sagte, ausgesprochen — die in so vielen nachherigen Prophetien niedergelegte Erwartung, daß einmal ein Friede und Eintracht stiftender, und die Kirche reinigender und zur Jugendfrische zurückführender Papst auf den römischen Stuhl gelangen werde. Er war das italienische Seitenstück zu dem in Deutschland ersehnten und gehofften Kaiser Friedrich. Seit dem großen Zwischenreich concentrirten sich die Hoffnungen, Wünsche und Bedürfnisse der deutschen Stämme in der Idee eines starken, hochmächtigen Kaisers, welcher das zerfallene Reich wieder aufrichten, das übermüthig und despotisch gewordene Papstthum demüthigen, und den Klerus seiner maßlosen schlecht verwendeten Reichthümer entkleiden werde. Wie lange glaubte man noch in Deutschland, daß Friedrich II. nicht gestorben sei, wie mancher falsche Friedrich konnte, auf die Volksgunst bauend, als Prätendent sich aufwerfen! Als einer dieser falschen Friedriche im Jahre 1289 zu Wetzlar verbrannt wurde, hieß es im Volke: man habe seine Gebeine im Feuer nicht gefunden; es komme von Gottes Kraft her, daß Kaiser Friedrich lebe und die Pfaffen vertreiben solle.[83]) Als diese Hoffnung endlich erloschen war, trat die Weissagung an ihre Stelle, welche das Erscheinen eines dritten Kaisers Friedrich verhieß. Sie lief über ein Jahrhundert in den mannichfaltigsten Gestalten um, sie zog sich wie ein rother Faden

durch viele andere Weissagungen hindurch; in den Sammlungen solcher Vaticinien pflegt sie die erste Stelle einzunehmen. Sie sollte von dem angesehensten der Propheten, von Joachim selbst herrühren. Gewiß ist, daß sie von tiefer und nachhaltiger Wirkung gewesen. Der Name Friedrich wurde dadurch bedeutungsvoll, und wer unter Fürsten und Monarchen ihn führte, erregte Hoffnungen, daß er das Werkzeug einer großen und glücklichen Veränderung zu werden bestimmt sei. Früher war es ein „morgenländischer Friedrich", den man erwartete, wozu Friedrich's II. natürlicher Sohn, der Friedrich von Antiochien genannt ward und im Jahre 1258 starb, Anlaß gegeben zu haben scheint. Später hieß er einfach Friedrich oder der dritte dieses Namens, der Adler, der seine Flügel ausdehnen werde von Meer zu Meer oder bis an die Grenzen der Erde. Durch ihn oder doch zu seiner Zeit sollten Papst und Klerus gefangen, zerstreut, beraubt oder selbst getödtet werden. Selbst in den Bekenntnissen, welche südfranzösische Katharer im Jahre 1321 vor den Inquisitoren ablegten[84]), wird die Erwartung erwähnt, die sie hegten, daß der dritte Friedrich aufstehen, ihre katharische (gnostisch-dualistische) Kirche erweitern, sie beschützen, und dagegen den Klerus und die Kirche niederdrücken werde.

In Oberitalien entzündete ein Prophet des dritten Friedrich einen blutigen Religionskrieg. Dolcino, der sich an die Spitze eines den Minoriten nachgebildeten Bettelordens von Apostelbrüdern gestellt hatte, ließ in den ersten Jahren des 14. Jahrhunderts aus dem Schlupfwinkel, in den er sich versteckt hatte, seine prophetischen Briefe nacheinander ausgehen. Angeregt durch die Joachimitischen Schriften und in dem gleichen Ideenkreise bezüglich der weltgeschichtlichen Zeitalter sich bewegend, verkündete er: es sei ihm geoffenbart, daß Friedrich von Aragon, zur Kaiserwürde berufen, sofort ein allgemeines Blutbad über den gesammten Klerus und

alle geistlichen Körperschaften verhängen werde. Darauf werde ein heiliger Papst erhoben werden, in dessen Tagen die Apostelbrüder völlige Freiheit genießen, und die ganze Erde zu dem neuen ewigen Evangelium der vollständigsten Armuth werde bekehrt werden. Dolcino hatte das Eintreffen dieser Ereignisse so nahe gesetzt, daß er sehr bald die thatsächliche Widerlegung seiner Weissagung erlebte. Das machte ihn jedoch nicht irre, in seinem nächsten prophetischen Manifest setzte er einfach einen weitern Termin von einem Jahre. Verfolgt, griff Dolcino mit seinen 1400 Anhängern zum Schwerte, besetzte und befestigte einen Berg im Gebiete von Vercelli, und es entspann sich ein mit aller Grausamkeit jener Zeit geführter Krieg, in welchem er zuletzt unterlag und mit den von ihm Verführten ein gräßliches Ende fand. Seine weithin zerstreuten Anhänger, immer noch fest an den das Gottesgericht über den Klerus vollstreckenden Kaiser und den heiligen Papst glaubend, verfielen der Inquisition, und noch funfzehn Jahre nach dem Tode des Propheten wurden einige zwanzig Dolcinisten auf dem Markte zu Padua verbrannt. 85)

VII.

Der Joachimismus.

In der Lehre Dolcino's haben wir Früchte, Ausläufer eines prophetischen Systems, welches, wie kein anderes vor oder nachher, sich zu einer geistigen Macht ausgebildet hat, tief in die kirchliche Literatur eingedrungen ist und Jahrhunderte hindurch die Geister mit Hoffnungen und Befürchtungen erfüllt, ihre Vorstellungen von den göttlichen Rathschlüssen und von den zu erwartenden oder auch herbeizuführenden Dingen beherrscht hat. Der Urheber dieses Systems, Joachim, Stifter der Mönchscongregation von Fiore

in Calabrien, war ein tiefsinniger, durch die sorgfältigsten biblischen Studien gebildeter Theologe, wiewol nachher, um seine Schriften als Erzeugnisse wunderbarer Erleuchtung erscheinen zu lassen, behauptet wurde, er sei ohne alle Bildung gewesen.[86]) Joachim selber versicherte, er sei nicht Prophet im eigentlichen Sinne, nur der Geist des Verständnisses sei ihm gegeben, die Gabe nämlich, den prophetischen Inhalt des Alten und Neuen Testaments richtig zu deuten, und den Gang der Weltgeschichte, die wechselvollen Schicksale der Kirche aus den Prophetien, Analogien und Vorbildern der Bibel zu construiren. Er schildert selber (Comm. in Apocal., S. 39), wie ihm in einer Osternacht beim Meditiren plötzlich in einer göttlichen Offenbarung die ganze Inhaltsfülle der Apokalypse und der Concordia des Alten Testaments mit dem Neuen vollkommen klar geworden sei. Es habe ihm geschienen, als ob ein Strom glänzend hellen Lichtes auf einmal in seine Seele sich ergieße. Und so konnte er zu dem Abte Adam von Persigny in Rom sagen: alle Mysterien der Heiligen Schrift verstehe er mit derselben Klarheit, mit welcher ehedem die biblischen Propheten sie selber verstanden hätten.

Drei Päpste, Lucius III., Urban III. (1185) und Clemens III. (1188) ermahnten Joachim, die Aufschlüsse, welche Gott ihm gewährt habe, nicht zu verbergen, seine Schriften, die er dem Urtheile des römischen Stuhls unterworfen hatte (die Concordia, das Psalterium und den Commentar über die Apokalypse) zu veröffentlichen.[87]) Der König Richard von England und angesehene englische und französische Bischöfe fragten ihn um Rath.[88]) Die Kunde von dem Auftreten eines Propheten wie Joachim brachte schon während seines Lebens — er starb im Jahre 1202 — große Aufregung selbst im fernen Norden hervor — brachte sie auch da hervor, wo man seine Schriften noch nicht kannte. Die

Zeitgenossen verzeichneten seinen Namen in ihren Chroniken, häufig mit dem Beisatz: Man müsse abwarten, ob seine Weissagungen durch den Erfolg bestätigt würden — es sei alles noch ungewiß. Und doch wußte man eigentlich bis gegen das Jahr 1220 hin noch sehr wenig von dem prophetischen Inhalte seiner Schriften; nur das hauptsächlich hatte man mit Erstaunen vernommen, daß er dem englischen Könige und dessen Bischöfen gesagt hatte: auf dem päpstlichen Stuhle werde demnächst ein Antichrist, der, den der Apostel Paulus als den Menschen der Sünde und des übermüthigen Frevels bezeichne, erscheinen; er sei schon geboren. [89]) Da man Joachim's Anschauungen in ihrem Zusammenhange noch nicht kannte, erregte dies allgemeines Aufsehen. Man wußte nicht, daß Joachim mehr als Einen Antichrist in der Geschichte der Kirche und den prophetisch-biblischen Andeutungen fand, und daß ihm bei seiner Ueberzeugung von dem tiefsten Verderben der Kirche und dem sie vergiftenden Einflusse der Römischen Curie der Gedanke sehr nahe lag, das ganze Verderben in Rom müsse demnächst in einer einzigen Persönlichkeit, einem Papste, sich concentrirt darstellen.

Gleichwol erklärte Honorius III. nach dem Tode des Abtes: Da Joachim alle seine Schriften durch ein eigenes Schreiben dem Urtheile des Apostolischen Stuhles unterstellt und sich zu dem Glauben der römischen Kirche bekannt habe, so solle in ganz Calabrien verkündet werden, daß der Papst ihn für einen wahren Katholiken halte. [90]) Dieses Decret des Papstes war zunächst gegen die Cistercienser gerichtet, welche sich alle Mühe gegeben, eine Verdammung des ihnen verhaßten Mannes, der sich mit seiner Congregation von ihrem Orden getrennt hatte, oder doch seiner Schriften zu bewirken, wie sie denn auch die durch Innocenz III. geschehene Verwerfung einer die Trinität betreffenden Aeußerung, in der Joachim den Petrus Lombardus getadelt hatte, nach Kräften ausbeuteten. [91])

Joachim hinterließ den Ruf, ein ebenso heiliger als prophetisch erleuchteter Mann gewesen zu sein; Wunder in Menge wurden von ihm erzählt, in den Kirchen von Calabrien ward ihm ein Cultus wie andern Heiligen gewidmet, und auch die Bollandisten haben ihn in ihr großes hagiographisches Werk aufgenommen. Viele hegten wirklich die Vorstellung, daß seit den Aposteln zum erstenmale der christlichen Welt in ihm ein wahrer Prophet zutheil geworden, und daß erst in seinen Schriften der rechte Schlüssel zum Verständnisse der Welt- und Kirchengeschichte geboten sei.

Seit der Mitte des 13. Jahrhunderts erschienen andere bisher unbekannte Schriften unter Joachim's Namen, seine Commentare über Jesaias und Jeremias. Wären sie echt, so würde die genaue Erfüllung so vieler in die Zeit von 1202—40 etwa fallender geschichtlicher Prophezeiungen das wunderbarste Phänomen in der Geschichte des Prophetenthums sein. Allein sie sind von italienischen Minoritenmönchen, wenn auch ganz im Geiste und der Methode Joachim's, verfaßt. Durch diese neuen Schriften, besonders durch den Jeremias-Commentar, welcher allgemein mit vollem Vertrauen als echtes Erzeugniß des calabresischen Abtes hingenommen wurde, drang die Joachimitische Lehre erst in weitere Kreise und bildete sich eine eigene Schule von Joachimiten. Es hieß, ein bejahrter Abt des Ordens von Fiore habe die Joachimitischen Schriften dem Minoritenconvent in Pisa, aus Besorgniß, daß Kaiser Friedrich sein Kloster zerstören würde, anvertraut. (Salimbene, S. 101.) So kam es, daß gerade die Minoriten die emsigen Verbreiter dieser Schriften wurden. Ein Zeitgenosse berichtet, um das Jahr 1250 seien Joachim's Prophezeiungen hervorgebrochen, als der Cardinal von Porto sie nach Deutschland geschickt habe.[92]) Gleichzeitig schickte der Minorit Adam Marsh dem Bischofe Grosseteste von Lincoln Stücke von Joachim, die

eben erst durch einen Minoriten vom Festlande nach England gebracht worden seien, „damit er wisse, ob die Strafgerichte über Prälaten und Klerus, Fürsten und Volk bald hereinbrechen würden“.[93]) In Italien gab es Joachimiten sowol unter den Guelfen als unter den Ghibellinen. Salimbene nennt viele derselben. Notare, Aerzte, Richter und andere Literaten versammelten sich regelmäßig in der Wohnung eines der angesehensten Minoriten, Hugo de Barcola, um seine Vorträge über den Joachimismus zu hören. Ein Professor der Theologie, Rudolf von Sachsen, entsagte der Scholastik, um sich ganz dieser prophetischen Theologie zu widmen. Nun aber wurde das ganze Gebäude des Joachimismus durch die Ereignisse, welche der prophetischen Berechnung durchaus nicht entsprachen, gewaltig erschüttert. Einmal trat der Tod des Kaisers Friedrich II., dessen Regierung in diesem System eine so bedeutsame Stelle zugetheilt war, schon im Jahre 1250 ein, und vollzog sich damit der vollständige Triumph des Papstthums über das Kaiserthum — ganz gegen die Joachimitische Weissagung, welche dem Kaiser ein weit längeres Leben — siebzig oder zweiundsiebzig Jahre — verkündet und zugleich der Kirche, das hieß jetzt nach italienisch-guelfischer Ausdrucksweise: dem Papstthum eine siebzigjährige babylonische Gefangenschaft, nämlich eine so lange währende Unterdrückung durch das kaiserliche Imperium vorausgesagt hatte. Zehn Jahre darauf trat wieder eine große Enttäuschung ein. Nach dem Joachimitischen Systeme sollte die zweite Weltperiode, das Zeitalter des Sohnes, 1260 Jahre währen, und also im Jahre 1260, das neue dritte Zeitalter, das des Heiligen Geistes, und damit eine große Umgestaltung und Verherrlichung der Kirche eintreten. Durch ihre Predigten hatten die meist dem damals so populären und einflußreichen Minoritenorden angehörigen Joachimiten große Erwartungen unter dem Volke in Italien erregt, und eine

religiöse Aufregung geweckt, welche sich in den Geislerzügen dieses Jahres entlud. Aber dabei blieb es; im übrigen ging alles in Welt und Kirche den gewohnten Gang: die Curie und die Hierarchie blieb bei der Bewegung, welche das Volk ergriffen hatte, gleichgültig oder verhielt sich feindlich dagegen, und die Minoriten konnten sich der Wahrnehmung nicht lange verschließen, daß in den maßgebenden Kreisen der Kirche auch nicht die leiseste reformatorische Regung erwacht sei, daß vielmehr jene Uebelstände, die ihnen so unerträglich und als die zwingenden Ursachen schwerer und naher Strafgerichte erschienen, noch immer in der Fortentwickelung begriffen seien. „Damals", sagt Salimbene, „nach den Erfahrungen der Jahre 1250 und 1260, habe ich die Joachimitische Lehre ganz aufgegeben und will nichts mehr glauben, was ich nicht sehe.[94]) Sein Entschluß blieb jedenfalls nicht fest, denn in seinen spätern Tagen, als er seine Chronik (um 1284) schrieb, war er jedenfalls wieder gläubiger Joachimit. Hugo hatte ihm gesagt, daß nur die Fleischlich-Gesinnten es seien, welche Joachim's Weissagungen zurückwiesen, weil er unangenehme Dinge, viele und schwere Leiden und Prüfungen verkünde. Seine Zeitberechnungen aber habe Joachim selber für unsicher erklärt und ein festes Jahr des Eintreffens nicht anzugeben beabsichtigt. Die Joachimiten wußten sich überhaupt zu helfen. Die einen sagten: die dritte Weltperiode, die des Heiligen Geistes, hat allerdings mit dem Jahre 1260 ihren Anfang genommen, und die Geislerbewegung war das Zeichen ihres Eintritts; das Charakteristische dieses Zeitalters, die Macht und Thätigkeit der geistlichen Orden ist ja auch wirklich vorhanden. Andere, Ubertino von Casale, fanden: Joachim habe die 1260 Jahre der zweiten Aera richtig angegeben, sie müßten nur von der Auferstehung, nicht von der Geburt Christi an gezählt werden; sodaß das Säculum des Heiligen

Geistes*) erst mit dem Jahre 1293 beginne. In der That war Joachim's Ehre und prophetisches Ansehen jedem echten Minoriten ins Herz gewachsen; denn der Seher sollte nicht nur mehr die Erscheinung und hohe kirchliche Bedeutung und Würde des Ordens vorausgesagt, sondern auch dies verkündet haben, daß zwar der Dominicanerorden von den dem übrigen Klerus drohenden Strafgerichten werde mitbetroffen werden, der Minoritenorden aber glücklich bis zum Weltende fortbestehen werde. (Salimbene, S. 338.) Selbst Johann von Parma, der allgemein verehrte General des Ordens, mußte sich nach seinem Rücktritt als Joachimit einem strengen Verhöre unterwerfen, und sein Nachfolger und Richter, der heilige Bonaventura, drohte ihn als Häretiker verdammen zu lassen, so anstößig erschienen seine Ansichten von dem damaligen und künftigen Zustande der Kirche, und nur der Schutz des Papstes rettete ihn.[95]) Es war dies um so befremdlicher, als Bonaventura, wie man aus seinem Commentar über die Apokalypse sieht, über das Verderben in der Kirche und die Haupturheberin desselben, die simonistische Römische Curie, gleiche Vorstellungen hatte wie sein Vorgänger im Amte.

Ein Ueberblick des Joachimitischen Systems zeigt, daß allerdings bedenkliche Keime in demselben lagen, wenn man den Maßstab der damals vorherrschenden Lehrform und hierarchischen Ordnung anlegte. Die Geschichte des Menschengeschlechts, lehrt Joachim und seine Schule, verläuft in drei großen Zeiträumen, dem des Vaters (vorchristliche oder, nach dem Typus der drei Hauptapostel: Petrinische Zeit), dann des Sohnes oder der Paulinischen Zeit (von Christus bis 1260)

---

*) Die bei Salimbene wiederholt gebrauchte Formel: in tertio statu operabitur Spiritus sanctus in religiosis (Salimbene, S. 123, 240).

und schließlich dem des Heiligen Geistes oder dem Johanneischen Zeitalter. Doch werden die zwei letzten Perioden nicht schroff oder handgreiflich voneinander verschieden sein, sondern unmerklich, in kleinen, verborgenen stillen Anfängen wird allmählich die eine in die andere übergehen, sodaß die Zeit von 1200 bis 1260 zugleich das Ende der zweiten und den Anfang der dritten Periode bildet. Die Kirche ist, hauptsächlich durch das verderbliche Walten der Päpste, ganz fleischlich, zu einem Hurenhause und einer Räuberhöhle geworden, obgleich Gott noch einen Samen des Segens und der Gnade in ihr zurückgelassen hat. Der Klerus ist seiner Laster wegen verachtet, die Prälaten sind Ehebrecher und Miethlinge, die Cardinäle und päpstlichen Legaten die habgierigen Plünderer und Aussauger der Kirchen. So ist das christliche Volk durch seine Hirten verführt und verdorben. Wer nach Rom zieht, dort etwas zu betreiben, fällt sofort unter die Räuber, die Cardinäle, Notare u. s. w., denn Rom, die Stadt aller christlichen Unzucht, ist der Ausgangspunkt für die Greuel in der Christenheit; an ihr muß auch das göttliche Gericht seinen Anfang nehmen. Das Hauptwerkzeug der göttlichen Strafen sind neben den Ungläubigen, den Sarazenen, die Deutschen, die neuen Chaldäer, und das Römische Reich mit dem Kaiser. Frankreich, das neue Aegypten, der Rohrstab, auf den das Papstthum sich stützt und der ihm die Hand durchbohrt, wird von den Deutschen besiegt und seine Macht gebrochen werden, obgleich es die Nachbarländer ringsherum sich unterwerfen wird. Auch für die schwer sündigenden Italiener wird das deutsche Imperium die Zuchtruthe sein. In dem erbitterten Kampfe zwischen Kaiserthum und Papstthum werden diese beiden starken Mächte zusammenstürzen. Der Papst wird den Zaun des Reiches zu zerstören suchen durch Herbeirufung barbarischer Nationen und durch willkürliches Eingreifen in

die Besetzung der höchsten Würden. Der Kaiser aber wird den Papst aller weltlichen Herrschaft und alles Besitzes entkleiden. Dann aber kommt die Zeit der Bekehrung und der Verherrlichung der wahren Kirche. Man erkennt nun, daß das verkehrte Streben nach einer der Kirche nicht zustehenden Herrschaft sie nur in stets wachsende Knechtschaft führen mußte. Nachdem das Imperium seine Dienste als Strafwerkzeug gethan, wird das Rachegericht an ihm durch die Sarazenen (das Thier aus dem Meere) und durch zehn Könige aus dem Osten vollstreckt. Die Sarazenen aber werden dann durch die vom Norden heranziehenden Tataren vernichtet werden. Das Werkzeug, dessen Gott bei der Läuterung der verderbten Kirche und der Aufrichtung des großen Sabbats oder des Zeitalters des Heiligen Geistes sich bedienen will, wird ein Orden*) von contemplativen Eremiten sein, welche, durch vieljähriges in einsamer Zurückgezogenheit vollbrachtes Studium und betendes Nachdenken gereift und erleuchtet, das rechte Evangelium den Menschen verkünden. Diesem Orden soll wol auch jener Prediger angehören, der nach Joachim's Angabe allein oder mit Gefährten von Gott als ein Lehrer der Liebe zu den himmlischen Dingen und der Verachtung der irdischen gesandt werden wird. (Comm. in Apocal., S. 137.) Durch diese Männer nun werden auch die Lehrstühle der fleischlichen Doctoren gestürzt werden, der italienischen Legisten und

*) In den meisten Stellen der echten Schriften Joachim's ist nur von Einem Orden die Rede, einer schwarzgekleideten Genossenschaft von Eremiten. In einigen Stellen redet er aber auch von zwei Orden, von denen der eine Märtyrer der Wahrheit stellen, der andere sich der Bestreitung der Häretiker widmen wird. Im Jeremias- und Jesaias-Commentar sind es die beiden neuen Mendicantenorden, die Minoriten und die Dominicaner, welche deutlich vorausgesagt werden. (Comm. in Apocal., S. 142.)

Decretisten, jener Schmeichler, welche, besonders von Bologna, dem Thal Tophet aus, der Habgier und Herrschaft der Kirchenfürsten mit ihren Doctrinen fröhnen. Zuletzt wenn der große Sabbat der Ruhe für die christlichen Völker unter der Leitung treuer Hirten beginnt, und die contemplative Kirche ihre Triumphe feiert, findet auch die Bekehrung der Juden und Ungläubigen, selbst der Tataren statt. Bezüglich des dazwischen auftretenden Antichrist finden sich in den Joachimitischen Schriften widersprechende Angaben, welche aber ausgeglichen werden können, da Joachim angenommen hat, daß der Antichriste mehrere, theils successiv, theils gleichzeitig sein, nnd daß sie, je näher die Geschichte dem Weltende rückt, desto mehr sich vervielfältigen werden.

Dies ist in den Hauptzügen das prophetische Gemälde der Weltgeschichte, welches, von Joachim entworfen und in seinem Sinne fortgedichtet (der Jesaias-Commentar ist wol erst um 1266 verfaßt worden) unmittelbar oder mittelbar die Zukunftsahnungen und Vorstellungen der Menschen, vor allem in Italien, auf Jahrhunderte hinaus beherrscht hat. Die Anschauung vom deutschen Volke und Reiche, die sich hier kundgibt, ist ganz die der guelfischen Partei, welche in den Deutschen nur kriegerische und räuberische Dränger und Unterdrücker bezwungener Nationen erblicken und von dem höhern Berufe des Kaiserthums, wie ihn damals Dante auffaßte, nichts wissen wollte. „Das Reich der Deutschen", heißt es im Jeremias-Commentar, „ist für uns stets hart und grausam gewesen; der Herr muß es also mit dem Schwerte seines Zornes vernichten, damit alle Könige bei dem Geräusch seines Zusammensturzes zittern." An solchen und ähnlichen Aeußerungen erkennt man den neapolitanischen Minoriten. Von den Grundgedanken und Hauptereignissen, die die Verfasser dieser Schriften in ihrem prophetischen Spiegel zu schauen wähnten, ist nur wenig in Erfüllung

gegangen. Von den zwei Mächten, die sich wechselseitig zerbrechen sollten, dem Papstthum und dem Kaiserthum, hat wol das erstere, die Römische Curie, gerade damals den vollständigen Sieg über das Deutsche Reich, welches zuletzt wehrlos zu seinen Füßen lag, errungen, aber dem päpstlichen Stuhle ist durch die Deutschen und ihre Kaiser keine Verminderung, weder ihres Besitzes noch ihres Ansehens, widerfahren — wenigstens nicht in den nächsten Jahrhunderten, und nie durch einen Kaiser. Wol aber mochten die Joachimiten, als im Jahre 1303 der Tag von Anagni und kurz darauf das Pontificat des fünften Clemens kam, die Weissagung ihres Meisters erfüllt finden, daß Frankreich der Rohrstab sei, der die Hand des darauf sich stützenden Papstes durchstechen werde. Zwischen den echten Schriften Joachim's und den Commentaren über Jeremias und Jesaias besteht indeß doch ein beträchtlicher Unterschied des Tones und des Urtheils, der aber von den Zeitgenossen nicht beachtet worden ist. Vor allem bezüglich des Papstthums. Zwischen jenen und diesen Schriften liegt ein halbes Jahrhundert, in welchem die Päpste mit Riesenschritten ihrem Ziele, der Weltherrschaft, sich genähert, und die von der Curie ausgehende Corruption aller Stände und Einrichtungen in der Kirche sich in entsprechendem Maße gesteigert hatte. Joachim hatte sozusagen unter den Augen der Päpste und für sie geschrieben; die Minoriten, welche den Jeremias- und Jesaias-Commentar verfaßten, schrieben gedeckt und verborgen durch seinen Namen, und schon durch ihren Standpunkt als Spiritualen und Bekenner der neuen Armuthslehre geneigt zu schonungsloser scharfer Beurtheilung der Päpste und ihres habgierigen und in Ueppigkeit schwelgenden Hofes. Wogegen Joachim, wenn er auch in mehrern Stellen seiner Schriften in der Römischen Curie die Quelle des Unheils erkannte, doch von dem päpstlichen Stuhle stets mit Ausdrücken der höchsten Verehrung sprach.

Nicht in Italien und von den Päpsten, wie man hätte erwarten sollen, sondern in Frankreich, von dortigen Theologen und Bischöfen, ward die Joachimitische Prophetie angegriffen und als eine gefährliche, in der Kirche durchaus nicht zu duldende Irrlehre bezeichnet. In der Provence hatte die Joachimitische Doctrin bereits eine eigene Literatur erzeugt, als im Jahre 1260 eine Synode zu Arles die Lehre von den drei Zeitaltern, und von einer neuen Ausgießung des Heiligen Geistes, wie sie Joachim vorgetragen, feierlich verdammen zu sollen wähnte. (Harduin. Coll. Concil., VII, 512). Es würde dies, sagten die Bischöfe, wol früher schon geschehen sein, wenn nicht die Schriften Joachim's, namentlich das Hauptwerk, die Concordia, bis in die jüngste Zeit in einigen Klöstern verborgen und daher unbeachtet geblieben wären. Gewiß, meinten sie, würde sonst der päpstliche Stuhl mit der Schrift des Gherardino auch deren Quelle, den Joachim, gebrandmarkt haben.

Etwas früher bestritt der pariser Theologe Wilhelm von Saint-Amour den Joachimismus, ohne noch die spätern Joachimitischen Schriften, die Commentare über Jeremias und Jesaias, zu kennen. Wilhelm fand, daß alle Zeichen des nahenden Antichrist bereits vorhanden seien, das Römische Reich mit Friedrich II. sein Ende gefunden habe und die Wundergabe von der Kirche genommen sei. Es sei also keineswegs ein Joachimitisches Zeitalter des Heiligen Geistes, sondern das gerade Gegentheil zu erwarten.[96]) Er will von keiner tröstlichen Zukunft für die Menschheit und die Kirche wissen, und es ist sehr bezeichnend für jene Zeit, daß der Rector der ersten hohen Schule der Welt die Joachimitischen Weissagungen gerade deshalb für verwerflich erklärt, weil in denselben der Kirche und der christlichen Welt eine lange Periode des Friedens und der Prosperität, ein glückliches und viele Jahrhunderte noch währendes Greisenalter ver-

heißen werde. Das düstere Bild, welches er von dem kläglichen Zustande der so tief zerrütteten Kirche entwarf, unterschied sich nicht sehr von den Schilderungen der Joachimiten — abgesehen von der ihm als verderblich geltenden Mission der neuen Bettelorden — aber beide Theile zogen aus den gleichen Thatsachen entgegengesetzte Schlüsse: die Joachimiten meinten: Wenn wir uns nicht die glänzende Zukunft einer gereinigten und wohlgeordneten Kirche versprächen, müßten wir überhaupt an der Kirche irre werden, an ihrer göttlichen Stiftung und Mission verzweifeln. Wilhelm dagegen nahm an: die Tage einer Gott wohlgefälligen, von ihrer Bestimmung und ursprünglichen Verfassung nicht abgefallenen Kirche liegen längst hinter uns, für eine bessere Zukunft hat die Kirche keine Verheißung; sie darf nichts anderes als die Erscheinung ihres großen Widersachers erwarten.

In denselben Jahren, in welchen die beiden neuen Urkunden des fortgebildeten Joachimismus, die zwei Propheten-Commentare, erschienen, hatte der Minorit Gherardino von Borgo-San-Donnino drei echte Schriften des Abtes von Fiore zu einem Ganzen unter dem Titel des „Ewigen Evangeliums" vereinigt und demselben eine Einleitung vorgesetzt, welche, obgleich joachimitisch gedacht, doch der Mehrzahl der Partei als eine arge Verzerrung der echten Lehre klang. So nachsichtig der päpstliche Stuhl gegen den Joachimismus im ganzen sich benommen hatte, hier war eine Verdammung unvermeidlich, die denn auch im Jahre 1255 auf die Anklage des deshalb aus Frankreich gekommenen Bischofs von Akkon durch eine Commission von Cardinälen zu Anagni erfolgte. Gherardino hatte in seinem „Introductorius" den mit dem Jahre 1260, also schon nach sechs Jahren erfolgenden Eintritt der dritten Weltperiode, der Aera des Heiligen Geistes angekündigt; damit werde das Neue Testament, die Weltperiode und Oekonomie des Sohnes,

ebenso abgeschlossen und abrogirt oder „entleert", wie die erste Periode, die des Alten Testaments, durch das Neue abrogirt worden sei; denn, sagte er geradezu, durch das Evangelium Christi ist Niemand zur Vollkommenheit geführt worden. Unter der Leitung des zu voller Blüte entwickelten Minoritenordens werden in dem Sonnenglanz der neuen Kirche des Heiligen Geistes alle Figuren und Räthsel verschwinden; und wie im Anfange des neuen Bundes drei Persönlichkeiten, Zacharias, Johannes der Täufer und der Mensch Jesus, geleuchtet haben, so werden im dritten, im Geisteszeitalter, Joachim, Dominicus und Franciscus die drei Säulen des Gebäudes sein.[97])

Gherardino's Schicksal war furchtbar; er wollte nicht widerrufen, wurde zu lebenslänglichem Kerker verurtheilt und starb in demselben nach 18 Jahren. Niemand nahm sich mehr seines schon durch die Erfahrung nach sechs Jahren widerlegten „Introductorius" an. Aber die Joachimitische Lehre und Prophetie erhielt sich fortwährend im Minoritenorden, und zwei bedeutende Männer, Petrus Johannes d'Olive und Ubertino von Casale, verliehen ihr neuen Aufschwung. Ihnen schloß sich die einflußreiche Partei der Spiritualen an, wie mit einem Joachimitischen Ausdruck die Männer genannt wurden, welche die volle Armuth im Sinne ihres Stifters im Orden beibehalten wissen wollten. Joachim's prophetisches Ansehen blieb ungeschmälert, nur fand man, daß seine chronologischen Bestimmungen auf bloßen Vermuthungen beruhten und daher nicht streng zu nehmen seien, wenn auch die Zahl 1260 gemäß der Theorie von den für Jahre zu nehmenden apokalyptischen Tagen immer als chronologische Bezeichnung des großen Wendepunktes beibehalten werden mußte.

Die ganze Dauer der Welt und Kirche wurde nun in sieben Zeiträume, in deren jedem ein großer und schwerer

Kampf stattgefunden, zerlegt. Das fünfte Zeitalter, bis ins 13. Jahrhundert sich erstreckend, ist die Zeit des vollendeten kirchlichen Verderbens, in welcher der römische Stuhl mit der höchsten Machtentfaltung auch am meisten zur allgemeinen Corruption beigetragen hat. Mit dem sechsten Zeitalter hat zugleich die dritte große Aera, die Periode des Heiligen Geistes begonnen; im Grunde, mit dem Erscheinen des heiligen Franz, schon seit hundert Jahren etwa, nur daß wir noch immer von den Hefen des fünften Zeitalters überflutet werden. Aber die fleischliche Kirche mit ihren falschen Päpsten reift dem Gerichte entgegen, und die Zeit, in welcher die Spiritualen siegen, die Geisteskirche sich offen zeigen und des Giftes der zeitlichen Güter entledigt, herrschen wird, ist nicht mehr fern. Dann wird die Kirche volle Muße und Kraft haben, und noch lange genug fortbestehen, um die Bekehrung sowol der Juden als der gesammten heidnischen Welt zu vollbringen. D'Olive's Commentar über die Apokalypse wurde das Lieblingsbuch der Spiritualen und ihrer besonders in Italien und Südfrankreich zahlreichen Partei*), welche sich fortwährend an diesen Prophezeiungen aufrichtete, von Jahr zu Jahr den Sieg und das offene Hervortreten der Kirche des Heiligen Geistes erwartend. Als sie den Päpsten seit Johann XXII. die Anerkennung verweigerten, verhängten diese jene furchtbare Verfolgung über sie, in welcher 114 Spiritualen den Scheiterhaufen bestiegen und noch weit mehrere im harten Kerker dahinstarben.

*) Man nannte ihn den Doctor columbinus, da die Partei sich die Taube zu ihrem Symbol erwählt hatte. Der Commentar ist noch ungedruckt, aber die einer päpstlichen Commission unter Johann XXII. vorgelegten Artikel aus demselben genügen zur Kenntniß seiner Vorstellungen. Ubertino's Hauptwerk ist sein im Jahre 1305 verfaßter Arbor vitae crucifixae (Venedig 1485), worin er schon Bonifacius VIII. und Clemens V. für falsche Päpste erklärt.

D'Olive's Gebeine wurden ausgegraben und verbrannt, seine Schriften verboten, bis Sixtus IV., selbst Minorit, sie neu untersuchen und für rechtgläubig erklären ließ, da man alles für anstößig Gehaltene auch in gutem Sinne auslegen könne.[98])

Man konnte nicht leugnen, daß diese Opfer des päpstlichen Glaubenstribunals ein reines, enthaltsames, der Regel ihres Stifters entsprechendes Leben führten; um so tiefer war der Abscheu gegen Rom und die Curie, welche gerade die Männer, die nach dem Urtheile des Volkes die Blüte der katholischen Kirche waren, hinrichten lasse. Schon der Joachimitische Jeremias-Commentar hat gesagt: „Wie sie (die Curie) gemordet hat, so wird auch sie gemordet werden", und die Weissagungen erhielten im Laufe der nächsten Zeit mehr und mehr eine stark antipäpstliche Färbung. So bildete sich die Besorgniß, daß der päpstliche Stuhl für eine gewisse Zeit wirklich der Sitz des Antichrist selber geworden sei oder noch künftig werde.

Denn tief war der Eindruck, den das ganze Gebaren des achten Bonifacius auf seine Zeitgenossen machte, diese dreiste Verkündigung des Dogmas von der päpstlichen Weltherrschaft, diese ganz auf Furcht und Schrecken gestützte Tyrannei und unverhüllte Unsittlichkeit. Das Erstaunen und Grauen der religiös gesinnten Menschen über die Erscheinung des „neuen Lucifer" auf dem päpstlichen Stuhle hat der berühmte Dichter des Minoritenordens Jacopone von Todi in seinem Strafgedichte mit glühenden Worten ausgesprochen.[99]) Die Joachimitische Vorstellung, daß der Stuhl Petri auch auf längere Zeit die Beute eines Widersachers Christi, der alle Kennzeichen des geweissagten Antichrist an sich trage, werden würde, gewann in den Augen vieler an Wahrscheinlichkeit.

Man wähnte um so mehr einen solchen „Menschen der

Sünde und Sohn des Verderbens" wirklich im Tempel Gottes sitzend und mit der päpstlichen Tiara geschmückt gesehen zu haben, als im Jahre 1310 Papst Clemens V. seinen Vorgänger, den nun schon sieben Jahre todten Bonifaz, in öffentlichen Anklagestand versetzte, ein langes über ein Jahr währendes Proceßverfahren gegen ihn eröffnete und nun eine Reihe von Männern der höchsten Stände, Prälaten, Aebte, Grafen, Edelleute auftraten, um als Augen- und Ohrenzeugen den Papst des Unglaubens, der Ketzerei, der grundsätzlichen Verachtung aller Sittlichkeit zu beschuldigen — Männer, denen Clemens selbst nachher, als er den Proceß niederschlug, das Zeugniß gab, daß sie höchst glaubwürdig und nur durch Eifer für den katholischen Glauben zu ihren Aussagen bewogen worden seien.

Da durfte auch der größte Italiener seiner Zeit, Dante, der, wiewol in eigenthümlicher Weise, gleichfalls Joachimit war, das Wort aussprechen (Paradies, 27, 22—24 nach Witte):

> Der auf der Erde meinen Stuhl sich anmaßt,
> Den Stuhl, den Stuhl, der in dem Angesichte
> Des Sohnes Gottes jetzt erledigt ist —

Nur daß der Dichter nicht, gleich den Spiritualen oder Fraticellen, aus dieser Erledigung des päpstlichen Stuhles vor Gott den Schluß zog: Alles was ein solcher Usurpator auf Erden thue, sei nichtig und ungültig. Im Gegentheil: Bonifacius VIII. war ihm auf Erden rechtmäßiger Statthalter Christi, im Himmel Usurpator, wie Dante's berühmtes Urtheil über das Attentat von Anagni beweist.

Die Erwartungen der Joachimitischen Spiritualen umfaßten demnach am Anfange des 14. Jahrhunderts folgende Punkte: Ein allgemeines schweres und blutiges Gericht über die ganz fleischlich gewordene Kirche, in welcher die wenigen Guten nur wie einige Goldkörner in einem großen Sand-

haufen sich finden — ein simonistischer Papst (der sogenannte mystische Antichrist), welcher, ein lebendiges Muster und Abbild der kirchlichen Greuel, sich göttliche Eigenschaften beilegen, göttliche Ehren erweisen lassen wird — eine Ausgießung des Heiligen Geistes auf die Spiritualen, um sie zum Kampfe mit dem großen und letzten Antichrist auszurüsten — dies waren die Ereignisse, welchen unzählige Anhänger der strengen Minoritenpartei damals und noch lange in Italien und Südfrankreich entgegensahen.

Eine Weissagung, welche neben den Joachimitischen damals und später verbreitet wurde, viel zu rathen gab und — in den verstandenen Stellen — fest geglaubt wurde, hatte — so berichtete die Legende — ein Grieche aus Konstantinopel, Cyrillus, der dann Karmelit und General des Ordens wurde, im Jahre 1192 aus den Händen eines Engels auf zwei silbernen Tafeln empfangen. Diese Cyrillus-Prophetie, in einer studirt dunkeln und großentheils kaum verständlichen Sprache mit vielen untermischten Fremdwörtern und bombastischem Aufputz*), ist eine der zahlreichen Fictionen des Karmeliterordens, daher auch von Gliedern dieses Ordens häufig, aber widerspruchsvoll erläutert.[100]) Sie geht vom Jahre 1254 aus, verkündet zuerst die Kämpfe zwischen den Anjous und den Aragonesen um Neapel und Sicilien. Dann wird der Verfall der Kirche, des römischen Stuhles, die schwere Sündenlast des entarteten Klerus und der geistlichen Orden geschildert und auf ein bevorstehendes großes Strafgericht hingewiesen, und der kaiserliche Adler wird ermuntert: „Erwache, breite deine Flügel aus, hau' ein

*) Z. B. um zu sagen: der Heilige Geist sei von der Kirche entwichen, wird gesagt: evolavit palumba nidificans in corona. Die Bettelmönche heißen Pocotrophitae (soll heißen: ptochotrophitae), u. s. w.

mit deinem Schnabel!" Das Hauptgewicht des Ganzen scheint in dem letzten Kapitel zu liegen, wo den ausgearteten Mönchen der drei Orden, der Minoriten, Dominicaner und Karmeliter, eine Strafpredigt gehalten und die Verführungskünste und unlautern Erwerbsmittel der Bettelmönche geschildert werden.

Der Urheber hat selber einen, wenn auch sehr unzureichenden Schlüssel zur Deutung seiner Räthsel geliefert, er hat nämlich dem Abt Joachim eine Auslegung der Prophetie mit der Fiction unterschoben, daß Cyrillus die Weissagung ihm aus dem Orient nach Calabrien geschickt und ihn um eine Deutung gebeten habe. Da der Text der Prophetie so dunkel ist, daß mit einiger Einbildungskraft für jedes denkbare Ereigniß ein Beleg darin gefunden werden kann, so ist sie lange in hohem Ansehen geblieben, Rienzo glaubte seine Sendung ganz klar darin verzeichnet zu sehen, und Telesphorus hat sich für andere Zwecke derselben bemächtigt und sie seinem Weissagungsbau mit zu Grunde gelegt.

Der berühmte Arzt Arnold von Villanova hielt diese Cyrillus-Prophetie so hoch, daß er in einer seiner Schriften behauptete, sie sei kostbarer als alle biblischen Schriften[101]); wahrscheinlich meint er, da sie von Engelshänden selbst auf eine Tafel geschrieben worden, die biblischen Bücher aber doch nur von Menschen herrührten, so müsse man sie höher stellen als diese. Arnold war sonst ein eifriger Joachimit und Spirituale, und ein allzu dreister Prophet; denn da es ihm schien, die ganze abendländische Kirche sei durch das Uebermaß ihrer Sünden bereits vollständig und rettungslos zu Grunde gegangen, so meinte er, es müsse nun auch alles rasch zu Ende eilen, und darum setzte er (um das Jahr 1297) die Erscheinung des letzten großen Antichrist auf das Jahr 1316 und das Ende der Welt auf

das Jahr 1335. Seine Behauptungen wurden nachher von einem Inquisitionsgerichte in Spanien verdammt.

Geistliche Genossenschaften, welche, wie die Minoriten und die Dominicaner, weltbestimmende Mächte geworden sind, konnten, auf der Höhe ihrer Macht und Bedeutung angelangt, sich nur vorstellen, daß ihr Erscheinen vorher durch göttliche Veranstaltung verkündet worden sei. Die Minoriten hatten dafür gesorgt, daß in den Joachimitischen Schriften eine sehr deutliche Prophezeiung sich fand, welche aus Umbrien (Assisi) und Spanien zwei Orden als glänzende Sterne zur Predigt des Evangeliums aufsteigen ließ.[102]) Joachim hatte sogar die Ordensgewänder der beiden Genossenschaften auf einem im Kloster Fiore aufgestellten Gemälde abbilden lassen und seine Mönche angewiesen, wenn einmal Männer in dieser Kleidung zu ihnen kämen, sie freundlich und achtungsvoll zu empfangen.[103]) Dadurch erhielt der Joachimismus neue Stützen, so ungünstig auch das Urtheil des großen Dominicaner-Theologen Thomas von Aquin über Joachim lautete; denn Thomas wollte ihn nur als einen wohlmeinenden Mann, der durch Conjecturen einiges Wahre vorausgesagt habe, in Einigem aber auch sich getäuscht habe, gelten lassen. (Thomas in lib. IV., Sentent. dist. 439, 1, art. 3.)

VIII.

Das Weissagungswesen vom 14. Jahrhundert bis zum Anbruch der Reformation.

Die silbernen Tafeln des Cyrillus übten nicht geringen Einfluß auf den Ideenkreis des römischen Volkstribunen Cola di Rienzo, der sich bei den eremitisch lebenden Spiritualen und Fraticellen in den Apenninen gebildet hatte. Wie die steinernen Tafeln dem Moses auf dem Sinai —

schrieb Cola dem Kaiser Karl IV., so seien dem Cyrillus die silbernen auf dem Karmel verliehen worden[104]), und er müsse diesen Prophezeiungen glauben, da Dominicus, Franciscus und der jetzige Papst so deutlich darin bezeichnet seien. Wie denn auch neben Cyrillus Merlin und Joachim die jetzige Verfolgung der armen demüthigen Eremiten durch den Papst und seine Inquisitoren vorher verkündet hätten.

In Rienzo war wirklich die ganze Innigkeit eines schwärmerischen Joachimismus mit politischer Einsicht und einer an Genialität grenzenden Herrschergabe verbunden. Gleich allen Joachimiten glaubte er fest an die Nähe des dritten Zeitalters, der Kirche des Heiligen Geistes. Bei ihm findet sich bereits die Idee des künftigen heiligen, mit der evangelischen Armuth befreundeten Papstes, des bald nachher sogenannten „Papa Angelicus", eines andern Cölestin, der nicht wie dieser abdanken, sondern vielmehr durch einen frommen Kaiser unterstützt, die Erneuerung der Kirche, die Reinigung des Klerus durchführen wird. Zugleich aber verstand es Rienzo, Rom republikanisch zu ordnen und fast dictatorisch zu regieren, und versuchte er, das zerrissene Italien zu einer Conföderation unter Roms Führung zu vereinigen. Doch war in ihm, dem Sohne des Gastwirths am Tiber, der Schwärmer und Phantast stärker als der Staatsmann. Auch nach seinem ersten Sturze, als ihn Kaiser Karl im Kerker bewahrte, hielt ihn der feste Glaube aufrecht, daß Cyrillus seine Leiden vorausgesagt (Papencordt, S. 241), daß er aber noch immer das auserwählte Werkzeug Gottes sei, durch welches bei der bevorstehenden großen Wiedergeburt der Kirche die politische Aufgabe, die Aufrichtung des gesunkenen Römerreichs und die Herstellung des einigen Italiens mit der Hauptstadt Rom, vollbracht werden solle. Im Grunde genommen war er ein Gesinnungsgenosse derselben Spiritualen oder Fraticellen, welche da-

mals, und noch lange nachher, so bald man ihrer habhaft werden konnte, zum Tode auf dem Holzstoß verurtheilt wurden. Auch er wurde der Ketzerei angeklagt, doch ward kein Todesurtheil in Avignon über ihn gefällt, wenigstens nicht vollzogen. Später endete er, zum zweiten male in Rom gebietend und diesmal durch den Papst selber gesendet, als Tyrann unter den Händen des römischen Pöbels. Es läßt sich kaum bezweifeln, daß auch der classisch gebildete Petrarca, der in Rienzo den Retter Italiens so freudig begrüßte, den Weissagungsglauben des Tribunen getheilt hat. Nur lag ihm, welcher so lange in Avignon die Corruption der päpstlichen Curie und die Verwüstung der Kirche durch offene Simonie mit angesehen hatte, die Erwartung eines großen und nicht schnell vorübergehenden Strafgerichts viel näher als die zuversichtliche Hoffnung einer gleichzeitigen politischen und kirchlichen Wiedergeburt, von welcher Rienzo erfüllt war. In einem berühmt gewordenen Sonett[105]) äußert er: Rom und der römische Stuhl werde künftig einmal — nicht sobald, als ich es wünschte, sagte er — von einem großen mohammedanischen Reiche, dessen Monarch in Bagdad residire[106]), verschlungen werden; dann würden seine stolzen Thürme verbrannt sein, und seine Idole zerschmettert am Boden liegen, dann aber auch ein goldenes Zeitalter — er meint das Joachimitische Zeitalter des Heiligen Geistes — seinen Anfang nehmen.

Das jener Zeit eigenthümliche, aus Joachimismus und minoritischem Spiritualismus zusammengesetzte Prophetenthum zeigte sich damals verkörpert in der Person des unglücklichen Franciscaners Johann de la Rochetaillade, aber seine Visionen führten ihn in den Kerker, in welchem ihn Papst Innocenz VI. unschädlich zu machen trachtete. Gleich den meisten Sehern der letzten Jahrhunderte wollte auch er kein wirklicher Prophet sein, sondern nur ein erleuchteter Forscher, dem der Heilige Geist

das Verständniß erst der Apokalypse, dann der Merlin'schen und Joachim'schen Weissagungen erschlossen habe. Froissart, der ihn im ganzen sehr günstig beurtheilt, schildert ihn als einen ebenso frommen als geistig gebildeten Priester, und wahrscheinlich hat Petrarca seine Erwartung einer Ausbreitung der mohammedanischen Herrschaft über das westliche Europa oder doch Italien aus den Visionen dieses Mannes geschöpft. Jean de la Rochetaillade fühlte sich besonders stark da, wo Joachim sich schwach erwiesen hatte: in genauen Zeitbestimmungen für die nächste Zukunft, und wußte in den engen Zeitraum weniger Jahre, von 1356—70, eine wunderbare Fülle außerordentlicher Verwickelungen, durchgreifender Katastrophen und plötzlicher Umwälzungen zusammenzudrängen. Veränderungen, zu denen nach geschichtlicher Erfahrung Jahrhunderte gehörten, sollten in wenigen Monaten zu Stande kommen. Für ihn als echten Spiritualen ist eigentlich die Beobachtung oder Uebertretung der strengen Armuthsregel seines Ordens der innerste Kern der ganzen Weltgeschichte[107]); nach seiner Einbildung sind die Uebertreter der strengen Armuthsregel im Orden die wahre Ursache aller Plagen und Calamitäten, mit welchen die Menschheit jetzt heimgesucht wird. Das Heil der Welt und der Kirche kann nur von zwei „armen Strickträgern" (Cordelarii, Franciscaner), von denen der eine Papst, der andere Cardinal werden wird, kommen, aber freilich werden erst Schläge vorausgehen, so schwer und zermalmend, daß die ganze Kirche darüber zu Grunde gehen würde, wenn dies überhaupt möglich wäre. Dann aber, noch vor dem Jahre 1370, wird die große allgemeine „Wiederbringung" ihren Anfang nehmen; die ganze Welt wird sich bekehren, sich kirchlich vereinigen und sich willig der Weltherrschaft des Papstes unterstellen. Der Mönch hatte seine Weissagungen so nahe gerückt, daß die Enttäuschung gar bald eintrat, und

der Hof zu Avignon sich berechtigt hielt, den falsch befundenen Propheten bis zum Tode im Kerker zu behalten. Manche seiner Vorhersagungen seien doch eingetroffen, meinte Froissart vom Hörensagen.

Von den zwei prophetischen Frauen, welche kurz nacheinander im vorgerückten 14. Jahrhundert lebend und todt hohe Verehrung genossen, ist die eine, Katharina von Siena, vorzugsweise für Italiener eine Autorität gewesen und geblieben, während die andere, Birgitta, in der ganzen abendländischen Christenheit als von Gott erleuchtete Seherin gepriesen und fleißig gelesen wurde. Birgitta wurde für ihre und die folgende Zeit einigermaßen, was Joachim bisher gewesen, wie man denn auch seit dem Ausgang des 14. Jahrhunderts Birgitta und Joachim als die zwei vornehmsten prophetischen Autoritäten gewöhnlich zusammen nannte. Die Visionen und Revelationen, welche sie hinterließ, wurden von Päpsten und Concilien geprüft und genehmigt, von angesehenen Theologen, wie Torquemada, vertheidigt. Die Erscheinung ist aber immerhin auffallend, daß diese Schriften, die sich so viel und so eindringend mit dem in der Kirche herrschenden Verderben beschäftigten, von den Häuptern und Wortführern der Kirche selbst, das heißt von denen, die selber zur Heilung der hier gerügten Zustände nichts thaten, so hoch gepriesen wurden. Sie enthielten die schwersten Anklagen gegen die Päpste, schwarze Schilderungen der Römischen Curie, ihrer Käuflichkeit, ihrer simonistischen Corruption, sie entwarfen abschreckende Bilder von der Ausartung des Klerus, jetzt auch der großen geistlichen Orden; sie legten, wie Birgitta that, alles dies der Gottheit selbst in den Mund. Und gleichwol gestattete der römische Stuhl, daß Joachim als Heiliger verehrt wurde, kanonisirte derselbe Stuhl nicht nur Birgitta, sondern auch Bonaventura, der in kurzen schneidenden Worten die Curie als die Buhlerin im Scharlachgewande signalisirt hatte, und

Vincenz Ferrer, welcher funfzig Jahre nach Birgitta die Größe des kirchlichen Verfalls mit noch dunklern Farben malte. Zwar zeigten diese Propheten gewöhnlich in der Ferne oder auch als bereits ganz nahe eine allumfassende, wunderbare, unter sichtbarem Eingreifen himmlischer Kräfte zu vollbringende Reinigung und Neugestaltung der Kirche — (bei Vincenz und Bonaventura ist dies nicht der Fall) — aber wenn nun diese Umwandlung und allgemeine Bekehrung nicht eintrat oder allzu lange auf sich warten ließ, dann mußte es dahin kommen, daß die Menschen, verzweifelnd an der Lebenskraft der Kirche, die zur Selbstreformation nicht mehr auszureichen schien, endlich zur Selbsthülfe griffen, entschlossen, das Reformationswerk, nöthigenfalls auch in den Stürmen einer gewaltsamen und schonungslosen Umwälzung durchzuführen. Erst jüngst ist in Italien die Aufmerksamkeit wieder auf die lange wie verschollenen Gesichte der heiligen Birgitta gelenkt worden. Sie berichtet nämlich, es sei ihr die Leoninische Stadt, oder, wie sie es ausdrückt, der Stadttheil vom Vatican und Sanct-Peter bis zur Engelsburg und von da bis Sanct-Spirito als eine von einer sehr starken Mauer umzogene Ebene, in der verschiedene Wohnungen längs der Mauer standen (also wie ein belgischer Beguinenhof) gezeigt worden. Zugleich habe sie eine Stimme vernommen: „Der Papst, der die Kirche so liebt, wie ich und meine Freunde sie geliebt haben, wird diese Stätte in Besitz nehmen, damit er freier und ruhiger seine Räthe zu sich rufen könne." (Revel., 6, 74.) Man hat dies in den jüngsten Tagen nicht übersehen, und die Heilige, die von der Kirche so hoch gestellte und gerade auch dieser Gabe wegen kanonisirte Prophetin mußte dem jetzigen Papste sagen: er werde zu kirchlichen Berathungen, mit den Seinigen auf die Leosstadt beschränkt, mehr Ruhe und mehr Freiheit besitzen denn als Gebieter eines Staates.[108])

Gerade im 14. Jahrhundert, als das Unnatürliche und Grauenhafte ebenso leicht geglaubt als häufig vollbracht wurde, als die Geschichte der europäischen Staaten wie in krankhaften Zuckungen sich fortbewegte, pflegt die Weissagung, sobald sie mit bestimmten Zeitangaben und concreten Ereignissen sich bindet, in der Irre zu gehen. Ein Beispiel: das Jahr 1348 nebst den zwei folgenden gehört zu den verhängnißvollsten und außerordentlichsten in jener Zeit. Nun theilt das Zeitbuch des Michael de Leone[109]) die Prophezeiung eines „großen Astrologen" auf das Jahr 1348 mit: „Ein einziger wird Herr sein, das Römische Reich wird erhöht werden. Der Tyrann, der König von Frankreich, wird mit seinen Baronen fallen, der Papst mit seinen Cardinälen vernichtet werden." Dazu dann noch arge Hungersnoth und Sterblichkeit, einige Gemeinplätze von Witterungsphänomenen und ein paar unverständliche Angaben. Hier ist nun zwar die furchtbare Seuche des Schwarzen Todes, die damals ganz Europa mit Schrecken erfüllte, vielleicht angedeutet, das übrige aber verfehlt. Das Römische Reich ist damals so wenig erhöht worden, daß vielmehr die eben beginnende Regierungszeit Karl's IV. als ein Zeitpunkt immer tiefern Sinkens für das Reich bezeichnet werden muß. König Philipp von Frankreich ist nicht gefallen, und der Papst saß mit seinen Cardinälen ruhig zu Avignon. Auch hier haben wir wol nur in Prophezeiungen umgesetzte Wünsche.

Der unglückliche Ausgang der Kreuzzüge und die allgemeine Abneigung, der lange gehegten Hoffnung auf die Wiedergewinnung Palästinas mit der Heiligen Stadt zu entsagen, erzeugte im südlichen Europa eine eigene Gattung von Weissagungen. Schon in einer im Jahre 1205 verfaßten Schrift: „Vom Schriftsamen"[110]), wurde prophezeit, daß in hundert Jahren das Heilige Land werde wiedergewonnen und die Kirche von der Simonie, als der Ursache des Verlustes,

werde befreit werden. Etwas später wurde eine ganze Reihe ähnlicher immer positiver und handgreiflicher lautender Prophezeiungen im südlichen Italien erdichtet. Dabei waren besonders die Karmeliter thätig, welche Ansprüche auf gewisse Stätten in Palästina zu haben wähnten. Einem ihrer mythischen Heiligen, dem Angelus, ließen sie von Christus offenbaren: ein heiliger und mächtiger König des französischen Hauses werde ein „Passagium" zugleich mit dem Papste unternehmen und die Heilige Stadt aus den Händen der Ungläubigen befreien.[111]) Als dann in Neapel das spanisch-aragonische Haus zur Herrschaft gelangte, wurden andere Prophezeiungen ersonnen, welche diesen Fürsten oder ihren Nachkommen ein großes Weltreich, glänzende Eroberungen in Nord und Süd und dabei auch die Einnahme von Jerusalem verhießen.[112]) Dazu mußte wieder Joachim sich gebrauchen lassen, und neben ihm wurden noch Johannes Aquitanus und Johannes Rala als Urheber solcher Prophetien vorgeführt. Es war gut für jene frommen Frauen Katharina, Birgitta, und überhaupt für die, welche sich damals um die Lage der Kirche kümmerten, daß sie nur in der Gegenwart und der visionären Zukunft lebten, die Vergangenheit aber und die Verkettung von Ursachen und Wirkungen, die den damaligen Zustand der Kirche herbeigeführt hatte, ihnen unbekannt war. Sie hielten das Verderben, wie es vor ihren Augen lag, für etwas Zufälliges, erst in jüngster Zeit Hereingekommenes, das daher auch durch einen plötzlichen Umschwung, eine reichere Ausgießung göttlicher Gnade wieder verschwinden könne. Die Einsicht, die sie nicht besaßen, daß dieser Zustand die Folge der entstellten und planmäßig zerrütteten kirchlichen Ordnungen und Institutionen sei, würde sie in ein Labyrinth von Zweifeln und Gewissensängsten gestürzt und völlig entmuthiget haben. Jene gutmüthigen Propheten des Papa Angelicus, welche nun in

Italien so häufig wurden, meinten: ein einfacher, frommer Mann, der sein Leben in freiwilliger Armuth und ernster Ascese zugebracht habe, ein neuer Cölestin V., allen politischen Bestrebungen fremd, auf den päpstlichen Stuhl erhoben, genüge, um in kürzester Frist die ganze Kirche durchgreifend zu reformiren. In Wirklichkeit hatte seit vielen Jahrhunderten kein einziger der Päpste irgendeine ernste und dauerhafte Verbesserung in den kirchlichen Zuständen bewirkt, und unter den Päpsten, welche von 1300—1500 in langer Reihe sich folgten, war keiner, in welchem der Glaube des Volkes auch nur tagelang den prophezeiten Papa Angelico zu erkennen gewähnt hätte.*)

Erwartet aber wurde er sehnlich in ganz Italien, wie der rechte Kaiser Friedrich in Deutschland erwartet wurde. Im Jahre 1514 ließ Giulio de' Medici, nachmals Papst Clemens VII., damals Generalvicar des Bischofs von Florenz, einen Mönch Theodor einkerkern, welcher dem Volke vorspiegelte: ein Engel habe ihm geoffenbart, daß er, Theodor, jener Papa Angelico sein werde, „welchen die italienischen Völkerschaften erwarteten“[113]), Savonarola wurde von seinen Gegnern beschuldigt, daß seinem öffentlichen Auftreten in Florenz als Reformator nur die Absicht zu Grunde liege, sich zum Papa Angelicus zu machen, und seine Anhänger glaubten auch wirklich, daß er von Gott dazu auserkoren sei, um so mehr, als ein für prophetisch erleuchtet geltender Priester in Florenz, Prospero Pitti, schon längere Zeit vorher nebst andern Ereignissen auch die Erscheinung des kühnen

*) Der Name ist nur durch eine misverstandene Stelle in dem alten lateinischen Gedichte, das dem Tertullian beigelegt wurde, entstanden. Dort ist von dem Hermas, der den Pastor oder „Hirten“ geschrieben, die Rede, und dieser „Hirte“ oder Engel wird als angelicus pastor bezeichnet.

Predigermönchs und die gleichzeitige Erhebung des „Engelpapstes" vorhergesagt hatte. Savonarola selbst erklärte nachher auf der Folter: nicht Papst zu werden, sondern ein allgemeines Concil zur Reinigung der Kirche zu Stande zu bringen, sei sein Ziel gewesen.[114] Mitten in Rom war schon im Jahre 1491 ein ärmlich gekleideter Straßenprediger mit einem hölzernen Kreuze in der Hand aufgetreten, der zugleich mit schweren über Florenz, Mailand und Venedig zu verhängenden Strafgerichten die ganz nahe Offenbarung des Pastore Angelico verkündigte. Indessen dort trug man nach einem solchen Papst, der natürlich damit hätte anfangen müssen, den Römern ihre ergiebigsten Einnahmequellen zu verstopfen, nicht das geringste Verlangen, und der Prophet ward als ein Verrückter verlacht.[115])

Offenbar ist diese Erwartung eines „Engelpapstes" auf italienischem Boden entsprossen. Mit den einfachsten Mitteln und in kürzester Frist, aber freilich, wie man meist annahm, erst nach einem großen Blutbade und nach einer Säcularisation der zu bloßen Priesterrenten gewordenen Kirchengüter, sollte er das Riesenwerk einer Reformation, einer in Wahrheit wieder evangelisch gewordenen Kirche vollbringen. Man fand doch bald, daß ein einziger Angelicus dazu nicht ausreiche, und so erweiterten die Prophezeiungen frühzeitig schon, wol zuerst gegen Ende des 14. Jahrhunderts, den Einen Auserkorenen zu einer Reihenfolge von vier Engelpäpsten. Der erste, den man dies weissagen ließ, war der alte Rabanus, Erzbischof von Mainz; er war durch einen zufälligen Irrthum, indem man ihn für den Verfasser der Adso'schen Schrift über den Antichrist hielt, in den Ruf eines Propheten gekommen, und nun machte man ihn zum Urheber eines Prognostikon, in welchem die vier heilbringenden Päpste kurz angedeutet waren. Auch Joachim in einer ihm unterschobenen Schrift: dem Buch von Fiore, und ein angeblicher

Dandalus, von dem man eine „Offenbarung der Päpste“ zu besitzen behauptete, sollten den vier hoffnungsreichen Päpsten Zeugniß gegeben haben.[116]) Durch den dritten sollten die Temporalien in der Kirche völlig ausgerottet werden (da verräth sich der joachimitisch-minoritische Ursprung), und der vierte sollte als Prediger und Erweiterer des christlichen Glaubens die ganze Welt durchwandern. Dann aber würden die Katastrophen des Endes beginnen.

So zog sich der Gegensatz der zwei Schulen oder Richtungen, der Joachimitischen und der Antijoachimitischen, oder der Hoffenden und der Pessimisten durch Jahrhunderte fort. Kurz und bündig hat der Mönch Giovanni delle Celle zu Florenz in einer gegen die Fraticellen gerichteten Schrift diesen Gegensatz ausgedrückt[117]): „Jene sagen, die Welt muß sich erneuern; ich sage: sie muß zu Grunde gehen.“ Darin, daß die Kirche in einem höchst kläglichen Zustande sich befinde, daß sie schwer krank und bis zur Unkenntlichkeit entstellt sei, kamen beide Theile überein; aber die einen sagten: sie kann und sie wird wiederhergestellt werden, freilich erst nach furchtbaren und blutigen Strafgerichten, dann aber wird eine lange gesegnete Zeit kirchlicher Blüte nachfolgen. Die andern meinten: das Siechthum der Kirche wird nicht zu einer Genesung, sondern, allen Anzeichen nach, zum Tode führen; und die Katastrophen, welche nach der biblischen und traditionellen Weissagung theils dem Auftreten des großen Widersachers vorhergehen, theils dasselbe begleiten sollen, haben schon begonnen, oder sind doch ganz nahe. Die Geschichte hat beiden Parteien unrecht gegeben. In der Zeit der großen Kirchentrennung (1378—1455) stand, wie Heinrich von Langenstein berichtet, das Prophetenwesen in voller Blüte.[118]) Zukunftspäher gab es in Menge, welche aus dem Laufe der Gestirne oder aus Conjecturen nach selbstgemachten Regeln weissagten und Gehör fanden; man ließ ihre

Vaticinien schön abschreiben und verzieren, als ob es buchstäbliche Offenbarungen des Heiligen Geistes wären. Kurz, man schwamm in einem Meere von Prophezeiungen über den Ausgang des Schisma, die alle zu Schanden wurden. Das Schicksal eines dieser Propheten berichtet Heinrich: Nach dem Kloster Eberbach kam ein gelehrter und für heilig gehaltener Mönch aus Frankreich; er hatte Offenbarungen über die kurze Dauer des Schisma empfangen, und wußte gewiß, daß es nur wenige Jahre währen werde. Als die Jahre verflossen waren, und das Schisma noch immer bestand, sagte er, er habe die Worte des Heiligen Geistes nicht sorgfältig genug erwogen; es werde erst etwas später, wie er nun erkannt habe, sein Ende nehmen. Aber auch dieser Termin ging vorüber, und aus dem zweifachen war ein dreifaches Schisma geworden. Da ergriff ihn solches Schamgefühl, daß er sein Mönchsgewand wegwarf, aus dem Kloster entwich und in einem schlechten Laiengewande in den benachbarten Wäldern sich herumtrieb.

Eine späte Frucht aus dem Gedankenkreise und prophetischen Vorrath der Joachimitischen Schule ist die Schrift des angeblichen Eremiten Telesphorus, der zur Zeit der großen Kirchenspaltungen, gegen Ende des 14. Jahrhunderts, seiner Angabe nach zu Cosenza geboren, in der Nähe von Theben, das heißt dort, wo vordem das zerstörte Theben gestanden, zu wohnen vorgab. Er berichtet, wie er auf den Rath eines ihm im Jahre 1386 erschienenen Engels sich in das Studium der Weissagungen des Cyrillus und Joachim, des Merlin, Dandalus, der Sibyllen und der päpstlichen Chroniken vertieft habe. Die Frucht dieses Studiums ist bei ihm die Verherrlichung Frankreichs und seines Königs und des französischen Papstes. Durch die Tödtung des Gegenpapstes (des italienischen), welcher im Jahre 1393 zu Perugia wird umgebracht werden, wird das Schisma enden,

worauf dann eine große Erneuerung der Kirche und eine Zurückführung des Klerus zu apostolischer Armuth folgt; denn alle Reichthümer und Herrschaften werden dem Klerus genommen werden. Zugleich werden große Kriege unter den Völkern Europas geführt werden, in denen die zwei eng Verbündeten, der wahre (französische) Papst und der französische König siegen werden. Denn der wahre Papst ist der, für welchen dieser König sich erklärt hat, da die Könige von Frankreich in allen päpstlichen Spaltungen sich immer auf die Seite des legitimen Papstes geschlagen haben, und siegen muß der, welchem der Papst hilft, also der französische König.

Merkwürdig ist nur, daß dieser guelfisch gesinnte Joachimit, der sich unter dem Namen Telesphorus verbirgt, die nun schon über hundert Jahre alte Sage von dem zu erwartenden Restaurator des Reiches und der Kirche, dem Kaiser Friedrich III., sich auch angeeignet hat, aber um sie in ihr Gegentheil zu verkehren. Um das Jahr 1409 — so lautet seine Weissagung — wird dieser deutsche Friedrich aus dem Samen des zweiten Friedrich sich als Kaiser erheben, die Römische Kirche niederschlagen und einen deutschen Gegenpapst aufstellen, ein allgemeines Blutbad über den Klerus verhängen, dann aus Italien nach Frankreich ziehen. Der König Karl wird sein Gefangener, aber durch ein Wunder aus dem Kerker befreit, schlägt und tödtet er diesen deutschen Kaiser, worauf der unterdeß auf den Stuhl Petri erhobene Pastor Angelicus den deutschen Fürsten ihr Recht der Kaiserwahl auf ewig nimmt und den französischen König Karl zum Kaiser ernennt und krönt. Beide, der Kaiser und der Papst, ziehen dann nach Palästina, welches sie vollständig erobern. Sofort die Bekehrung aller Menschenkinder und Weltfriede.[119])

So entpuppt sich diese so anspruchsvoll auftretende und

auf die Autorität eines Engels gebaute Weissagung, die allerdings viel gelesen und geglaubt ward, als ein in diese prophetische Form gegossenes Programm französischer Hoffnungen und politischer Bestrebungen. Das Kaiserthum an das französische Königshaus zu bringen, war schon lange ein Lieblingsplan der französischen Prinzen und Staatsmänner. In Deutschland suchte man nun die Wirkung des Vaticiniums in doppelter Weise abzuschwächen, einmal durch eine Gegenprophezeiung, dann durch eine theologische Widerlegung.

Der prophetische Antitelesphorus der Deutschen sollte Gamaleon geheißen haben, ein Verwandter des Papstes Bonifacius IX. gewesen sein und diesem seine Blicke in die Zukunft im Jahre 1390 mitgetheilt haben.[120]) Wie Telesphorus läßt auch er einen französischen König vom Papste zum römischen Kaiser gekrönt werden. Dieser wird den unruhigen Deutschen das Imperium entreißen, Rom und Italien werden ihm anhängen. Der Klerus hat, wie der Prophet weiter sagt, alle Reiche dieser Welt und alle Fürstenthümer zu Grunde gerichtet. Zuletzt wird er nun auch noch der deutschen Nation das Reich entreißen und nach völliger Vernichtung der weltlichen Fürsten streben. Dann aber wird der römische Kaiser vom Lilienfelde ausziehen, Rom erobern, alle Herren und Tyrannen des Römischen Reiches tödten, den französischen König gefangen nehmen, und künftig wird des Königreichs Frankreich nicht mehr gedacht werden, sondern nur noch des Deutschen Reiches. Es wird dann ein deutsches Patriarchat zu Mainz gegründet, die deutschen Länder und Völker sind hoch erhoben und geehrt, leben mit ihrem neuen Hirten (worunter wol der auch zur päpstlichen Würde zu erhebende Patriarch von Mainz gemeint ist), worauf dann noch ein Zug nach dem Heiligen Lande, der letzte, unternommen wird. — Lazius hat die lange Schilderung des kirchlichen Verderbens in dieser Prophezeiung weggelassen; es

klingen aber hier schon Gedanken und Ziele an, die später im großen Bauernkriege zum Vorschein kamen.

Die theologische Widerlegung des Telesphorus übernahm der angesehenste deutsche Theologe jener Zeit, Heinrich von Langenstein. Sein Buch zeigt vor allem, daß der Joachimismus in Deutschland, so gut als in Frankreich entschiedene Gegner hatte. Heinrich weist es als einen häretischen Gedanken Joachim's und seines Jüngers Telesphorus zurück, daß sie von dem „Aussatz der zur Hure gewordenen Kirche" sprächen — eine Vorstellung, die den italienischen Joachimiten geläufig war, besonders seitdem die guelfische Partei sich gewöhnt hatte, Papst und Kirche miteinander zu verwechseln und sich die Partei der Kirche zu nennen. In Deutschland klang dies aber noch fremd und anstößig; man gab wol zu, daß die Römische Curie die apokalyptische Bezeichnung verdienen konnte, aber die ganze Kirche so genannt zu sehen konnte man nicht ertragen. Nicht minder anstößig fand es Heinrich, daß der Prophet von Cosenza den Laien sage, durch Aneignung der Kirchengüter und Beraubung des Klerus seien sie Vollstrecker des göttlichen Willens.*) Daß es dem Propheten um eine dem französischen Hofe darzubringende Huldigung und Schmeichelei zu thun sei, hat Heinrich wohl durchschaut, ohne den Zusammenhang zu bemerken. Damals sollte nämlich Genua unter französische Botmäßigkeit gebracht werden, was auch um Weihnachten des Jahres 1386

*) Hätte er nähere Kenntniß gehabt von den noch immer im südlichen Europa zahlreichen Spiritualen und Fraticellen, so würde er leicht ein Glied dieser Genossenschaft im Telesphorus erkannt haben. Denn zu den Dingen, die sich laut seiner Voraussagung bald erfüllen sollten, gehörte auch die Auflösung aller geistlichen Orden, worauf ein neuer, den Joachim schon angekündigt hatte, gestiftet werden würde; aus dem Schoße desselben sollten dann alle künftigen Päpste hervorgehen.

geschah. Telesphorus aber sandte sein Buch kurz vorher mit einem Zueignungsschreiben an den Dogen Antonio von Genua, ohne Zweifel, um ihn zu belehren, daß die Republik, die doch auch noch des Kaisers Oberhoheit anerkenne, um so besser thue, sich dem französischen Könige Karl VI. zu untergeben, als dieser in kurzer Frist selbst Kaiser werden würde.

Zuletzt, je näher die Menschheit der großen Epoche der Reformation und der Spaltung unter den Christen rückt, desto drohender werden die prophetischen Stimmen, desto schärfer kehrt sich ihr Stachel gegen das Papstthum. Wenn ehedem die Irländer von ihrem heiligen Columba erzählten, Gott habe ihm den Geist der Prophetie in Gestalt einer wunderbar schönen Königin verlobt (Acta SS. Bolland., Januar, II, 330), so möchte man sagen: die Prophetie habe in dieser Zeit ein versteinerndes Gorgonenantlitz getragen, oder sei doch im bessern Falle wie eine kummervolle in Trauergewänder gehüllte Wittwe aufgetreten. Es bedarf nun keiner besondern prophetischen Begabung mehr; jeder glaubt, mit Gewißheit das Hereinbrechen einer großen Katastrophe ankündigen zu können. Hatte schon Jahrhunderte früher der hochverehrte Bischof Grosseteste von Lincoln auf dem Todtenbette geäußert: nur mit Feuer und Schwert werde eine Heilung der kirchlichen Schäden bewirkt werden können, so sagte nun ein Mann von ganz verschiedener Sinnesart, aber der feinste Beobachter seiner Zeit, Macchiavelli: Eins von beiden muß über die römische Kirche kommen, entweder der Untergang oder eine schwere Züchtigung.[121]) Um die gleiche Zeit erwartete auch Pico von Mirandola, wie er in seiner Zuschrift an Leo X. erklärt, daß in Italien, von dessen kirchlichem Zustande er eine grauenhafte Schilderung entwarf, die harten und blutigen Strafen der rächenden Vorsehung schon begonnen hätten und noch Schlimmeres kommen müsse.[122])

Kurz vorher hatte Italien in einem seiner großen Männer den berühmtesten Propheten seit Joachim gesehen, den Predigermönch Girolamo Savonarola, der aber den festen Glauben an seinen Seherberuf und die Freimüthigkeit seiner Warnungen mit seinem Leben bezahlen mußte. Ueber die Prophetengabe Savonarola's waren die Urtheile der Zeitgenossen schon ebenso getheilt wie die der Neuern. Aber mehr und mehr wird doch erkannt werden, daß dieser außerordentliche Mann, wie es der beste seiner Biographen, Villari, ausgesprochen, wirklich eine eigenthümliche Gabe der Divination besessen habe. Der Geschichtschreiber Comines, der stets nur mit hoher Bewunderung von ihm spricht, behauptet: er habe ihm selbst Dinge gesagt, welche Niemand geglaubt, und welche alle sich bewährt hätten. Machiavelli wagte wenigstens nicht, seine Prophezeiungen zu leugnen, „weil man von einem so großen Manne mit Ehrfurcht sprechen müsse". (Discorsi, I, 12, S. 272.) Guicciardini wollte mit seinem Urtheile noch zurückhalten, bis die Zeit über seine Voraussagungen entschieden haben würde.

Zwei Staatsmänner haben von sich gerühmt, daß in dem Gemeinwesen, in welchem sie lebten, nie etwas Bedeutsames vorgegangen sei, das sie nicht vorausgesehen hätten. Dies behauptet Cicero von sich, und der andere, der Franzose Du Vair, geht noch weiter und versichert, daß nicht nur im Staatsleben, sondern auch in seinem Privatleben nichts sich ereignet habe, was er nicht jedesmal zuvor habe kommen sehen.[123]) Mich dünkt, daß Savonarola eine ähnlich organisirte Natur war.

Savonarola's Prophetien waren theils das Ergebniß natürlicher Einsicht und ungewöhnlichen Scharfblickes, theils entstanden sie aus seinen Bibelstudien als Schlüsse, welche er aus dem Gange der jüdischen Geschichte auf den der christlichen zog; theils endlich waren sie Deutungen von

Visionen, die er gehabt hatte, wie er denn selber eine solche Vision von zwei unermeßlich großen Kreuzen, welche ihm in der Charfreitagsnacht des Jahres 1492 mit andern wunderbaren Bildern gezeigt worden, und die Deutung, die er ihnen gegeben, berichtet.[124] Auch der künftige heilige Papst, an dessen nahes Erscheinen er glaubte, war ihm gezeigt worden; er hatte dessen Gestalt und Antlitz schon gesehen, ohne zu wissen, wer er jetzt noch sei und ob ein Italiener oder ein Fremder.[125] Daß der Hang, eigenen und fremden Visionen zu glauben, bei ihm bis zur Superstition entwickelt war, beweist sein Vertrauen auf die Engelsstimmen, die sein Ordensgenosse Maruffi zu vernehmen behauptete. (Darüber Villari, I, 296.) So ist ihm denn widerfahren, daß seine politischen Prophezeiungen eintrafen, aber seine religiösen unerfüllt blieben. Daß er den von niemanden erwarteten Zug der Franzosen unter Karl VIII. nach Italien, und die Vertreibung der Medici aus Florenz voraussagte, hat seinen prophetischen Ruf befestigt und verbreitet. Aber er hat mit aller Bestimmtheit eine ganz nahe und vollständige Verwüstung Roms durch Feuer und Schwert angekündigt und ausgemalt, weil Rom die große Verführerin und Lasterquelle für die ganze Christenheit sei.[126] Diese Zerstörung ist nie erfolgt. Er hat ferner behauptet, nach vielen schweren Plagen und Heimsuchungen, mit welchen Gott seine Kirche zu züchtigen im Begriffe stehe, werde sie wieder aufgerichtet werden, so wie sie in den Zeiten der Apostel gewesen. Savonarola ging von der Vorstellung aus: Wenn die Kirche so tief gesunken, so durch und durch vergiftet ist, wie wir es jetzt an der lateinischen Kirche, besonders in Italien, sehen, dann muß ohne längere Zögerung eine Erneuerung folgen, sonst müßte man annehmen, daß Gott diese seine Braut ebenso wie ehedem die Synagoge unwiderruflich verstoßen und sie hülflos ihrem Verderben überlassen habe, was nach

den Glaubensprincipien nicht denkbar ist. Nun ist aber eine Reformation, wie er sie sich dachte und sie begehrte, noch nie erfolgt. Nicht glücklicher war er in der Versicherung, daß mit der kirchlichen Wiedergeburt auch die allgemeine Bekehrung der Ungläubigen folgen werde. Dagegen sah er richtig voraus, daß sein Prophetenthum und die ganze Stellung, in welche er mehr gedrängt worden war, als sich selber gedrängt hatte, ihm den Untergang bringen werde. Er sehnte sich, sagte er, von dem tiefen Meere, auf das er gekommen, in den Hafen zurückzukehren, aber es sei ihm nicht mehr möglich; die Sache, die er vertrete, werde siegen; er aber werde darüber den Tod erleiden; denn der Meister, der den Hammer führe, werfe ihn, wenn er ihn gebraucht hat, hinweg. Zu Ende März 1498 predigte er noch: „Rom wird dieses Feuer nicht löschen, und wird dieses gelöscht, so wird Gott ein anderes anzünden, und es ist schon angezündet allerorten, nur daß sie es nicht wissen.“ Am 23. Mai ward er hingerichtet, nach dem Urtheil des Papstes als Häretiker, nach der Meinung seines Ordens und seiner zahlreichen Anhänger als Zeuge der Wahrheit. Man hat ihm ein Officium als einem heiligen Märtyrer gewidmet, und Personen, die selbst zu Rom heilig gesprochen wurden, wie Katharina Ricci und Philipp Neri, haben ihn als solchen verehrt und angerufen.

In Deutschland hatte sich bis gegen die Zeiten der Reformation hin ein gewisser prophetischer Volksschatz gebildet, als Ausdruck zugleich und Nahrung der nationalen Wünsche und Erwartungen. Methodius, Joachim, Birgitta, Hildegard, und sogenannte Sibyllinische Offenbarungen hatte man mit der ganzen abendländischen Welt gemein. Ein Mann, der sich wie Savonarola prophetische Begabung beigelegt und Anerkennung verschafft hätte, ist in Deutschland nie aufgestanden. Aber zu den im Schose des Volkes entstandenen Weissagungen wur-

den die Namen mythischer Persönlichkeiten gefunden. So hatte man einen prophetischen Eremiten Johann Lichtenberger, und wenn es in dem Gedicht auf den Kölnischen Krieg 1475 heißt:

> Das hat vor dreien Jahren offenbar
> Geweissaget einer von Mainz fürwar,
> Johann Lichtenberger ist er genannt,
> In dem ganzen Reich wolbekannt [127])

so will das wol nur sagen, daß die Lichtenberger'schen Prophezeiungen in ganz Deutschland bekannt gewesen seien, keineswegs aber, daß auch der leibhafte Prophet selber eine allbekannte Persönlichkeit gewesen sei. Die Prophezeiungen unter seinem Namen waren, wie die Menge der Ausgaben bis 1528 beweist, ein weitverbreitetes Lieblingsbuch. Sie sind eine auf Deutschland und besonders die Niederlande sich beziehende gemischte, und nicht von Einem Manne herrührende Sammlung vom Ende des 15. Jahrhunderts. Ein Lollharde (Betbruder) Reinhard mit einem Buche „Von großen Trübsalen“, dann die Sibylle und Birgitta werden darin benutzt; ein großes Blutbad unter dem Klerus in Kaiser Maximilian's Zeit wird vorhergesagt, und Luther, der den Lichtenberger im Jahre 1527 neu herausgab, bemerkt in der Vorrede: nach dem Bauernkriege von 1525 habe der Klerus sich gefreut, weil nun die Prophezeiung Lichtenberger's erfüllt und also die Gefahr vorüber sei.

Allerdings war schon seit einiger Zeit im deutschen Klerus ein Gefühl der Angst vor den kommenden Katastrophen verbreitet; man ahnte, wie viel Haß und Verachtung gegen den sittlich so tief gesunkenen und systematisch von oben herab corrumpirten Stand in allen Schichten der Nation sich angesammelt hatte. Zwei Priester in Süddeutschland, Wolfgang Aytinger in Augsburg und Joseph Grünpeckh in Regensburg, sprachen diese bange Erwartung damals aus,

der erste im Jahre 1496 in einem Commentar zum Methodius[128]), der andere im Jahre 1508 in einem „Spiegel der Vision“[129]), dessen Titelblatt schon eine in Flammen stehende und zusammenstürzende Kirche zeigt. Während Aytinger die Hauptschuld an dem kirchlichen Unheil der Römischen Curie beimißt, welche zum Alles verderbenden Höllenschlunde geworden sei, versichert Grünpeckh, schon seit mehrern Jahren sei die Erwartung, daß nächstens ein gewaltiger Sturm über Kirche und Klerus losbrechen werde, in Deutschland allenthalben verbreitet; wo immer Menschen, auch Weiber und Kinder, sich versammelten und unterhielten, da heiße es: Demnächst werde man über den Klerus herfallen. Solche Prophezeiungen seien theils von frommen und wohlmeinenden, aber, wenn auch göttlich erleuchteten, doch geistig beschränkten Personen, theils von Böswilligen, denen es um die Plünderung der geistlichen Güter zu thun sei, unter dem Volke ausgebreitet worden. Grünpeckh meint nun: ein ärgeres Verderben, als das jetzt im geistlichen Stande herrschende, lasse sich kaum denken, doch warnt er: Die Laien möchten sich nicht zu sehr über die dem Klerus bevorstehenden Heimsuchungen freuen, denn die Hefen oder das Gift auf dem Boden des Kelches, welcher den Geistlichen werde gereicht werden, würden zuletzt doch sie, die Laien, austrinken müssen. Noch offener schrieb damals ein anderer Priester, Johann Hagen[130]), Dechant zu Sanct-Leonhard in Frankfurt, der infolge seiner astrologischen Studien auch eine große Umwälzung in der Kirche, eine Entblößung und Demüthigung des hoffärtigen Klerus prophezeite: „Mit vollem Rechte sind wir Kleriker der Gegenstand des allgemeinen Hasses; wir verdienen es.“

Furcht, Trauer, Erbitterung schufen seit der Mitte des 15. Jahrhunderts in Deutschland die Prophezeiungen. Nicht geringer als der Unwille der Laien war der des Klerus selber, seitdem der päpstliche Stuhl alle an das Baseler

Concil geknüpften Hoffnungen einer kirchlichen Besserung vereitelt hatte. Eine solche prophetische Stimme aus dem Klerus wurde dem berühmtesten deutschen Theologen seiner Zeit, Heinrich von Langenstein (gewöhnlich Heinrich von Hessen genannt) zugeschrieben, ist aber wol später entstanden. Sie klagte, daß seit Nikolaus III. (1277) jeder Papst und jeder Bischof Simonist sei, und verhieß eine Reformation der Römischen Kirche, durch die Deutschen, die Franken und ihren Kaiser.[131]) Denn daß die Hülfe für die verderbte Kirche wenn überhaupt, von den Laien, vor allem von einem frommen Kaiser kommen müsse, ward immer lebhafter gefühlt. Selbst der heiligen Birgitta wurde, wie sie berichtet, von Christus gesagt: Der König (für den sie gerade gebetet hatte) solle weise und religiös erleuchtete Männer versammeln, und mit ihnen berathen, wie die eingestürzten Wände der Kirche wieder aufgebaut, der Klerus von seinem Hochmuth geheilt und wieder demüthig und keusch gemacht werden könne. „Denn meine Kirche hat sich wahrlich gar zu weit von mir entfernt.“ (Revelationes, 6, 26, S. 436.)

So kam es, daß deutsche Weissagungen sich viel mit einem in Deutschland zu erhebenden Papste beschäftigten, welcher nach einer Prophezeiung erst von den Fürsten zum Patriarchen von Mainz eingesetzt, dann aber auf deutschem Boden als Papst gekrönt werden würde. Als Patriarch der deutschen Kirche werde er einem aus den Rheinlanden erwählten Kaiser die Krone aufsetzen, der dann gegen den Lilienkaiser (den französischen Usurpator der Kaiserwürde, wie ihn Telesphorus verheißen hatte) die Waffen ergreifen, ihn tödten und Rom einnehmen werde. Dies sollte Johann Wünschelburg, Priester in Amberg, von der Kanzel im Jahre 1409 verkündigt haben[132]), also zur Zeit der Kirchenspaltung, als der Gedanke wol manchem aufge-

stiegen war, zwischen den französischen und den italienischen Ansprüchen auf den Besitz des Papstthums, welche zum Schisma geführt hatten, könnte ein deutscher Papst die beste Vermittelung sein.

Als den Abschluß und Grenzstein des mittelalterlichen Prophetenthums können wir das im Jahre 1519 geschriebene Werk des Bischofs Berthold: „Die Last der Kirche" *), betrachten. Der Verfasser steht noch ganz innerhalb des Joachimitischen Ideenkreises; er bleibt bei der Theorie von den sieben Zeitaltern der Kirche; seine Autoritäten und Quellen sind neben Methodius, Cyrillus und dem Abte von Calabrien die von der Kirche geheiligten Propheten Vincenz Ferrer, Katharina von Siena, Birgitta, Hildegard. Wie er in sehr eingehender Weise ein dunkles Bild von der Größe und Allgemeinheit des kirchlichen Verfalls entwirft und dem Römischen Stuhl, als dem Hauptschuldigen, einen Spiegel vorhält, so sind denn auch seine Aussichten und Erwartungen von der nächsten Zukunft die düstersten, die sich denken lassen. Von der welthistorischen Bedeutung Luther's hat er noch keine Ahnung, er erwähnt der Lutheraner nur als einer eben beginnenden schadenfrohen Partei. Er zweifelt nicht an der Ausrottuug des päpstlichen Stuhles (exterminium), der aber eine Wiederherstellung und Verklärung folgen werde, und man sieht deutlich bei ihm, wie mächtig damals in Deutschland das Bewußtsein war, daß der italienische Nationalgeist, wie er sich nach seinen schlimmen Seiten in der päpstlichen Curie verkörpert hatte, an dem Wohle Deutschlands, dem politischen, wie dem sittlichen und religiösen schwer gefrevelt habe, und daß nun beide Nationen, die Italiener zuerst, schon seit dem Jahre 1510, die Deutschen wol bald nachher in blutigen Kriegen und Umwälzungen dafür büßen mußten.

---

*) „Last", nach Jesaias 13, 1 soviel als: prophetischer Ausspruch.

Verwandt und doch von einem ganz andern Geiste durchweht, ist der Nollhart des schweizerischen Dichters Pamphilus Gengenbach.[133]) Alle die den Deutschen so geläufigen prophetischen Persönlichkeiten: Methodius, Cyrillus, Joachim, Birgitta, Reinhard, werden hier vorgeführt; der Papst, der Kaiser, der König von Frankreich, der Türke fragen, und die Antworten, die sie empfangen, bilden einen ganzen prophetischen Cursus vergangener und zukünftiger Geschichte bis zum Erscheinen des Antichrist. Die Absicht scheint dabei gewesen zu sein, dem Kaiser Maximilian nahe zu legen, daß ihm obliege, die Weissagungen zu erfüllen, welche den deutschen Kaiser oder König Rom erobern und die Kirche reformiren lassen.

„Wer mag doch dieser Kaiser sein?“ fragt Maximilian, als ihm Birgitta gesagt hat, daß ein König die Kirche ganz reformiren und dem Reiche das Verlorene wiederbringen werde. Da wird ihm sein eigener Name genannt, und Methodius tröstet ihn noch mit der Versicherung, daß das Römische Reich nie fallen werde.

„Meine Gedanken sind nicht euere Gedanken, wie der Himmel höher ist als die Erde, also sind meine Gedanken höher als euere Gedanken.“ (Jesaias, 55, 8, 9.) Mit diesem prophetischen Worte, das wol manchem Leser bereits beigefallen sein wird, schließt die gegenwärtige Darstellung des Prophetenthums in den anderthalb tausend Jahren nach Christus.

Anmerkungen.

1) Political Poems and Songs, relative to English History ed. Th. Wright, I. (Bd. 1, London 1859).

2) „Vous pourriez aussi écrire au Frère (N. N.) qu'il publie adroitement la prophétie", heißt es in einem Schreiben von ihr vom Jahre 1669 bei Arkenholtz, Mémoires concernant Christine, III, 380.

3) Bayle, Oeuvres, III, 249.

4) Die Prophetie ist abgedruckt in Lami's Zusätzen zu dem Chronicon Pontificum Leonis Urbevetani, in seinen Deliciae Eruditorum (1737), S. 323.

5) When hempe is spun,
England's done.

Lord Bacon in seinen Essays (Works, London 1856, I, 291) sagt: es sei das allgemein so verstanden worden, daß nach dem Tode der Elisabeth England should come to utter confusion. In den Bürgerkriegen, die aber doch erst mehr als 40 Jahre später ausbrachen, mochte man eine Erfüllung dieser Prophetie finden.

6) Opp. ed. Altenburg, V, 599; VIII, 864; IX, 1562.

7) Hist. et Monumenta Joh. Hus et Hieronymi (Nürnberg 1715), I, 121.

8) Narratio de Mag. Hieronymo, in den Monumenta, II, 531.

9) Bei Malvenda, De Antichristo, I, 119.

10) Geschichte der wälschen Literatur, übersetzt von San-Marte (1864), S. 166.

11) Alani as Insulis, Prophetia Anglicana Frof. (1603), S. 19, 20.

12) „Hos consuevit fallere et ad bella impingere Merlini vaticinium", sagt der Mönch Ranulph Higden (um 1310) in seinem Polychronicon, ed. Babington (London 1865), I, 410.

13) Im Cambro-Briton (London 1821), II, 185, lautet die Prophezeiung, etwas modernisirt, so:

Still shall they chaunt their makers praise,
Still keep their language and their lays,
But nought of all their old domain
Save Wallia's rude and mountain reign.

14) Im Recueil des historiens de France, XVII, 286.

15) In Cambden's Sammlung: Anglica, Normannica, Hibernica (Frankfurt 1605), S. 794 fg., 803.

16) Lectures on the Manuscript Materials of Irish History (Dublin 1861), S. 382—434.

17) Lectures, S. 431.

18) So in der lateinischen Prophetie bei Wright, Reliquiae antiquae (London 1846), II, 246.

19) Que voulez-vous que je dise à votre Majesté d'une nation, dont la moitié attend le roi Sébastian, et l'autre le Messie. Boutaric, Correspondance secrète inédite de Louis XV. (Paris 1867), I, 191. Schomberg meinte mit der andern Hälfte die zahlreichen geheimen Juden, die es damals noch unter den Portugiesen gab.

20) Vgl. Miguel d'Antas, Les faux Don Sébastian, étude sur l'histoire de Portugal (Paris 1866), S. 450—456. Hier erfährt man auch, daß es noch im Jahre 1838 im Innern von Brasilien Sebastianisten gab.

21) Historia do futuro; dann eine ungedruckte Schrift: Esperanças de Portugal: quinto imperio do Mundo, und eine erst 1856 gedruckte: Discurso em que se prova a vinda do Senhor Rey D. Sebastian; s. D'Antas, S. 453, und die Deductio chronologica et analytica des Seabra Silvius (Lissabon 1771), II, 328.

22) Sie steht nebst den Leonischen Chresmen im 107. Band der Migne'schen Patrologia graeca, S. 1141 fg.

23) Acta Sanctorum, Maji. VI, Append., p. 96.

24) So verkündete Andreas Salo S. l. c., 96.

25) Sie steht in der Sammlung von Wolf, Lectiones memorabiles (Lauingen 1600) I, 71.

26) Laonicus Chalcoudylus, 8, 215, p. 406, ed. Bonn. Leonard. Chiens. ap. Bzovium, Annal. eccl. a. 1453.

27) Vgl. über ihn: Aretin's Beiträge zur Geschichte und Literatur, IX, 837.

28) Rer. gestar., l. 16, c. 10, 14.

29) Vgl. Hieronymus, Opp. ed. Vallarsi, I, 882, und der Verfasser der Schrift De promiss. et praedictionibus Dei, in der Sammlung von Prosper's Werken (Paris 1711), Append. S. 194.

30) Procop. Bell. Gothic., c. 23, p. 548.

31) Bonifacii Opp. ed. Giles, I, 76.

32) M. Gregorii Dialogi, 2, 15, ed. Bened., II, 240.

33) Revelationes, ed. Antwerp. (1611), S. 257.

34) Acta Sanctorum Bolland; Martii II, 147.

35) The pricke of conscience. Es ist im 14. Jahrhundert in northumbrischem Dialekt verfaßt und ist vor wenigen Jahren in London erschienen. Vgl. die Stelle S. 111.

36) Anselmi opera (Köln 1612). In epist. II. ad Thessal. 1, 2, II, 42.

37) Sanuto hat sie seinem großen Tagebuche einverleibt. S. Rawdon Brown's Calendar of State-Papers in Venice, 1509—19, S. 566.

38) Onus ecclesiae, 48, 8, ed. 1531.

39) Guicciardini, Storia del Sacco di Roma, bei Bernini, Storia delle Eresie, IV. — Raynald, Annal. a 1527, S. 648. Alle Geschichtschreiber des Augustinerordens die den Brandano zu den Ihrigen rechnen, gedenken seiner. Am genauesten berichtet Angiolo Barbi in seiner Storia di Siena von ihm, bei Pecci, Notizie storico-critiche sulla vita di Bart. da Petrojo chiamato Brandano (Lucca 1763), S. 20. Er stand beim Volke damals im Rufe der Heiligkeit und fand Glauben an seine prophetische Sendung.

40) So z. B. Abt Engelbert de ortu, progressu et fine Rom. Imp. in der Bibl. Max. PP. t. XXV.

41) Das führt besonders der römische Oratorianer Thomas Bozio, De signis ecclesiae, l. 24 c. 6 aus.

42) Bellarmin zeigt sich eigentlich rathlos und schwankt zwischen entgegengesetzten Erklärungen. Vgl. darüber Malvenda, De

Antichristo, I, 367, der ihn mit der Schwierigkeit und Dunkelheit der Frage entschuldigt.

43) So sagt der Dominicaner Bernardin Paulini in der Rede, die er vor Paul IV. hielt, als dieser Savonarola's Schriften verdammen wollte: „Ora dunque, se Fra Girolamo fu santo; o tristo, io non ne parlo; basta che non è impossibile, ch'egli fusse Profeta, essendo, come si sa, date e concesse le profezie anche ai tristi", bei Quetif, Vita P. Hieron. Savonarolae II, 572. Die Regel, daß auch böse Menschen wahre Propheten zuweilen seien, ist selbst in das Kanonische Recht übergegangen, S. in Gratian's Decret Can. Multae autem, und Can. Prophetavit, 19, 1.

44) Dies führt Thomas von Aquin aus, Summa 2, 2 quaest. 173, art. 4. Lambertini (nachher Papst Benedict XIV.) erläutert es in seinem Werke De servorum Dei beatificatione (Padua 1743) III, 443, mit Berufung auf die unglückliche Prophezeiung Sanct Bernhard's. Auch der Papst sagt: „Fieri potest, ut aliquis sanctus ex anticipatis opinionibus ant ideis in phantasia fixis aliqua sibi a Deo revelata putet, quae a Deo revelata non sunt."

45) Petri Damiani, Opera, III, 410, ed. Bassan.

46) Bonizo, bei Oefele, Script. rer. Boic., I, 819.

47) Im Corpus Chronicor. Flandriae, ed. de Smet (Brüssel 1837), I, 564.

48) De consideratione, lib. II, Anfang.

49) Epistolae s. Bernardi, ed. Mabillon, ep. 386. Wilken, Gesch. der Kreuzzüge, III, 273, hat das arg misverstanden im Sinne einer Apokatastasis.

50) Das Schreiben des Vincenz steht großentheils bei Malvenda, De Antichristo, I, 120.

51) Acta Sanctorum Bolland., April, III, 924.

52) Revel., 78, S. 293, ed. Antwerp.

53) Facient tunc scandalum universale toti ecclesiae Dei quod tanquam haeretica pestis scindet et tribulabit eam, S. 925.

54) Compendium revelationum, S. 274.

55) So in seinen Prediche fatte l'anno del 1496, f. 359.

56) Vgl. Ganganelli, seine Briefe und seine Zeit, vom Verf. der Römischen Briefe (von Reumont) (Berlin 1847), S. 32.

57) So im Prooemium zu seinem Atheismus triumphatus in Struvii Collectanea Manuscriptorum (Jena 1713), II, 68.

58) Poesie filosifiche di Campanella, pubbl. da G. C. Orelli (Lugano 1834), Madrigale, VIII, S. 161.

59) Madrigale, I, S. 144.

60) Opuscula insigniora Dionysii Corthusiani, Doctoris ecstatici (Köln 1559), S. 747. Hier stehen die drei revelationes.

61) „Nulla major difformitas ab aliquo poterit exoriri, quam ab illo qui suae magnae potestatis intuitu licere sibi cuncta credens, in subditorum jura prorumpet", sagt er, De Concord. cathol. 2, 27, S. 759 ed. Basil.

62) Opera ed. Basil., p. 933.

63) Die Schrift im Anhang zu Augustin's Werken, ed. Bened., IV, 243.

64) Hooper, The Revelation of Jesus, by John (London 1861), II, 438.

65) Im Recueil des historiens de la France, XXI, 596.

66) De ortu et fine Rom. imperii, in der Biblioth. PP. Lugdun. XXV., 378.

67) In den Orthodoxographa (Basel 1555), S. 397, und in der Ausgabe des Sebastian Brandt (Basel 1504).

68) Bei Liliencron, III, 215.

69) Tractatus quidam de Turcis, prout ad praesens ecclesia sancta ab eis affligitur (Nürnberg 1481).

70) Famosissima illa prophetissa Novi Testamenti, cum qua familiariter locutus est Deus. So der Verfasser der Vita S. Gerlaci, Acta St. 5. Januar. c. 8.

71) Wenn z. B. Eugen III. ihr schreibt: Er freue sich, daß in diesen Zeiten Gott sie mit seinem Geiste erleuchtet und ihr so viel Einsicht geschenkt habe; sed quid nos ad haec dicere valemus, qui clavim scientae habentes, ita quod claudere et aperire possimus et hoc prudenter facere per stultitiam negligimus.

72) Quia enim nec principes nec reliqui homines tam spiritalis quam saecularis ordinis in Apostolico nomine ullam religionem tunc invenient, dignitatem nominis illius tunc imminuent etc. Liber divinorum operum, bei Baluze, Miscellanea ed. Mansi, II, 447.

73) Huillard Bréholles, Préface, S. XXXVI, zu seiner Ausgabe des Chronicon Placentinum (Paris 1856).

74) Salimbene, Chron., S. 284, in den Monumenta hist. Parmens. (Parma 1857).

75) Imperium Romanum procurante Curia Romana, ut sola dominaretur, suspenditur desperatum. Chron. Joh. de Oxenedes ad a. 1251 (London 1860).

76) Les livres du Trésor, ed. Chabaille (Paris 1863), S. 93.

77) Chron., S. 167, 378.

78) Der Notitia saeculi, herausgegeben von Karajan: Zur Geschichte des Concils von Lyon (Wien 1849).

79) Jordanus u. s. w., herausgegeben von Waitz (Göttingen 1868).

80) Dynteri Chronicon, ed. de Ram. (Brüssel 1854), I, 166.

81) Rogeri Bacon Opera quaedam hactenus inedita, ed. Brewer (London 1859), S. 87, cf. S. 418.

82) Vgl. was Benedict XIV. aus der Handschrift eines ital. Theologen darüber anführt, mit der Berufung auf Albert den Großen und Aristoteles, l. c. S. 436.

83) Hagen's Oesterreich. Chronik, bei Pezii Scriptores rer. Austr., I, 1105.

84) Im Codex Vaticanus, 97.

85) Historia Dulcini, cum additamento, in Muratori Scriptt. rer. Ital., IX, 425.

86) Accepta, ut aiunt, divinitus sapientia, cum fere esset prius illiteratus. Radulphi Coggeshale Chron. Angl., bei Martene, Coll. ampl., V. 888.

87) Jaffé Regest. 10085. Vita Urbani III, bei Muratori, Scr. IV, 476. Diese drei Schriften nennt auch Joachim in seinem Bekenntnisse. Vgl. Gregorii Lauri, Joachim Magnus Propheta (Neapel), S. 166.

88) Benedicti Abbatis Petroburgens. Gesta Regis Henrici (London 1867), II, 151—155.

89) Benedict. Petroburg., S. 153. Roger. de Hoveden, ap. Savile, rer. Angl. Script., S. 388.

90) Lambertini (Benedict XIX.), De servorum Dei beatificatione, II, 248, hat den Text.

91) Gervaise, Histoire de l'Abbé Joachim (Paris 1745), II, 465.

92) Konrad von Halberstadt in seiner (ungedruckten) lateinischen Bearbeitung des Eicke von Repgow, s. Muratori Antiquit. Ital., III, 948.

93) Adae de Marisco epistolae, S. 147, in den Monumenta Franciscana ed. Brewer.

94) Dimisi totaliter istam doctrinam, et dispono non credere, nisi quae videro. Salimbene, S. 131.

95) Affo, Vita del b. Giov. di Parma (Parma 1777), S. 125. Ohne einen Beweis will Affo die Gegenwart des Bonaventura bei diesem Verhör nicht gelten lassen, weil er sich außerhalb Italiens damals befunden haben könnte. Uebrigens wurde Johann von Parma durch Pius VI. beatificirt und ein ihm gewidmetes Fest im Orden eingeführt.

96) Die Schrift ist nicht von dem Bischof Oresme von Lisieux, unter dessen Namen sie Martene, Ampliss. Coll., IX, 1273 fg. gedruckt hat, sondern wie die Verfasser der Histoire littéraire de France, XXI, 470, bereits gesehen haben, von Wilhelm.

97) Die Sätze aus dem Introductorius bei Duplessis d'Argentré, Collectio judiciorum, I, 163.

98) Flam. Annibali de Latera, Supplem. ad Bullar. Francisc. (Rom 1778), S. 52.

99) Es steht in den ältesten Ausgaben seiner Gedichte, in den neuern ist es weggefallen. Doch hat es Tosti in seiner Storia di Bonifacio VIII, (Monte Cassino 1846), I, 286, abgedruckt.

100) Divinum Oraculum, S. Cyrillo Carmelitae solanni legatione angeli missum, cui adj. Commentarius Philippi a Trinitati, (Lyon 1663). Die übrigen Commentare führt die Bibliotheca Carmelitana des Cosmas de Villiers (Aurelian. 1752, I, 358) auf.

101) Vgl. die Censur seiner Schriften durch ein Inquisitionstribunal zu Tarragona im Jahre 1316, in Villanueva, Viage literario a les Iglesias de España, XIX, 321.

102) Darüber Gregorius de Lauro, Joachimi mirab. veritas defensa, S. 170.

103) Gerardus de Fracheto, Vita fratrum, S. 7, ed. Duacen.

104) Papencordt, Cola di Rienzo und seine Zeit (1841), S. 228.

105) L'avara Babilonia etc. Rime di Petrarca ed. Carrer (Padua 1837), II, 434.

106) Baldacco, sagt Petrarca; die italienischen Erklärer scheinen nicht gewußt zu haben, daß damit Bagdad gemeint ist, welches damals als Hauptstadt der ganzen nichtchristlichen Welt, als das Rom der Heidenwelt galt. So sagt Balduin von Ninove (Corpus Chronicor. Flandriae, ed. Smets, II, 713: „Haec civitas Bandas (Bagdad) est caput totius paganismi, sicut Roma christianismi."

107) Er sagt buchstäblich in seinem prophetischen Commentar: „Transgressores ordinis fratrum minorum sunt in causa, quod omnes praefatae tribulationes infundentur in orbem." Johann de Rupescissa, Liber inscriptus: Vade mecum in tribulatione, bei Brown, Fasciculus II, 403.

108) Vgl. die ganz kürzlich in Florenz erschienene Schrift von Gennarelli, Capitoli per la libertà religiosa e pontificia.

109) Bei Böhmer, Fontes rer. German, I, 434. Dissipabitur, heißt es vom Papst mit den Cardinälen.

110) De semine scripturarum. Darüber die Notitia saeculi, bei Karajan, Zur Geschichte des Concils von Lyon, S. 104.

111) Vita S. Angeli Carmelitae, in den Acta Sanctor. Bolland., Maii, II, 821.

112) Sie stehen bei den Bollandisten, l. c., S. 822, welche sie aus der Schrift des Johannes Bonatius, De prophetis sui temporis (Neapel 1660), entnommen haben.

113) Cambi, Storie Fiorentine, III, 60. Moreni, Memoria della Basilica di S. Lorenzo, II, 311.

114) Guicciardini, Storia d'Italia, 3, 7.

115) Steph. Infessura, Diarium, bei Muratori, Scr. Ital., III, 2, S. 1250.

116) Bischof Berthold von Chiemsee, Onus ecclesiae, 60, 8. 9, bringt die Stellen.

117) Costoro dicono che'l mondo si dee rinovellare, ed io dico che dee rovinare. In dem Compendio di dottrina, in der Scelta di curiosita lett. (Bologna 1861), disp. 86, S. 351.

118) Henrici de Hassia, Liber contra vaticinia Telesphori, Thesaur. Anecdot., I, 2, 516.

119) Der Telesphorus ist gedruckt zu Venedig 1515, aber diese Ausgabe ist so selten, daß die neuern, wie Papenbrock und Mor-

heim, ihn nur aus Handschriften kennen. Der venediger Druck liegt mir vor. Den Anfang hat auch Muratori in den Antiquitates Ital., III, 949, abgedruckt.

120) Seine Weissagung steht in der Sammlung des Wolfgang Lazius: Fragmentum vaticinii cujusdam Methodii etc. (Wien 1547), f. hij.

121) Esser propinquo senza dubbio o la rovina o il flagello, Discorsi sopra Livio, I, 12, Opere, Firenze 1843, 273.

122) Roscoe, Vita e Pontif. di Leone X, trad. da Bossi (Mailand 1817), VIII, 111: Oratio ad Leonem X Pontif.

123) Die Aeußerung Cicero's findet sich in seinen Epistol. famil. 6, 6. Die des Du Vair, der zur Zeit der Bürgerkriege und unter Heinrich IV. Präsident des Parlaments der Provence und der erste parlamentarische Redner seines Jahrhunderts war, steht bei Ménage, Observations sur la langue française, II, 110. Zwischen dem Römer und dem Franzosen ist aber der Unterschied, daß Du Vair sein Voraussehen einer ihm von Natur verliehenen Sagacität beimißt, wogegen Cicero seine divinatio vieljährigem Studium, langjähriger und einer nach und nach in den Geschäften erworbenen politischen Erfahrung zu verdanken glaubte.

124) Compendium revelationum (Ulm 1469), Fol. 9.

125) Oracolo della renovazione, Fol. 115.

126) Oracolo della renovazione della chiesa (Venedig 1543), Fol. 101. Hier ist alles auf die Kirche bezügliche Prophetische aus den Schriften Savonarola's zusammengestellt von dem florentinischen Dominicaner Luca Bettini.

127) Bei Liliencron, Histor. Volkslieder, II, 58.

128) Tractatus super Methodium (Augsburg 1496).

129) Speculum naturalis, celestis et propheticae visionis. (Nürnberg 1508).

130) Johannis ab Indagine Zuschrift u. s. w. in den Neuen Beyträgen von theologischen Sachen, 1752, S. 456—477.

131) Denis, Codices Ms. theologici Biblioth. Vindob., S. 1572.

132) Jo. Wolfii, Lectiones memorab., I, 728.

133) Pamphilus Gengenbach, von Gödeke (Hannover 1856), S. 77 fg.

Hölderlin, der Dichter des Pantheismus.

Von

Adolf Wilbrandt.

Zu mächtig, ach! ihr himmlischen Höhen, zieht
Ihr mich empor; bei Stürmen, am heitren Tag
Fühl' ich verzehrend euch am Busen
Wechseln, ihr wandelnden Götterkräfte.
(Hölderlin's Werke, I, 39.)

Das große, weltgeschichtliche Jahr 1870 hat den Deutschen auch den hundertjährigen Gedenktag jenes stillen, elegischen Sängers gebracht, dessen Schatten nur vor uns aufsteigt, wenn eine traumhafte, kampflose Ruhe uns an die Grenze der Menschheit, an die Region des Unbewußten führt, oder wenn wir über persönlichstem Geschick das allgemeine vergessen. Hölderlin ist kein Sänger für erregte Zeiten. Doch auch wenn die Weltgeschäfte wieder in ruhigen Geleisen gehen, wird sich um diesen edeln Geist immer nur eine kleine Gemeinde versammeln: denn er gehört zu den Einsamen, Tiefsinnigen, die man nicht nur empfinden, auch begreifen muß. Seine Melodie ist ernst, ohne die gemeine Fröhlichkeit, ohne den herkömmlichen Schmerz, die man bei Lyrikern finden und genießen will; sein Glück wie sein Gram wächst aus Tiefen herauf, die für das Dasein so vieler Menschen weder Gutes noch Böses, weder Segnendes noch Trauriges bedeuten. Liebe, Freundschaft, Natur sollen nicht, wie bei Andern, seinem Leben eine Farbe leihen, sondern dessen Inhalt ausmachen; ein mystischer Drang, der in jeder einzelnen Erscheinung das All umfaßt, treibt ihn mit unaufhaltsamer Gewalt, sich jedem hohen Genuß wie einer Gottheit gleichsam hinzuopfern. Indem er so seine Jugendkraft verzehrt und in Glück und

Unglück die tragische Auflösung seines Geistes vorbereitet, reift er einer hellseherischen Klarheit, einem weltdurchdringenden Tiefblick zu, die aus ihm einen lyrischen Philosophen ohnegleichen machen, aber auch einen Hörer fordern, der sich ihm mit ganzer Seele hinzugeben, an dem dämonischen Zauber seiner Gedankenwelt sich zu berauschen vermag.

Vielleicht ist es bei keinem Dichter so wünschenswerth wie bei Hölderlin, einen Führer zu haben, der den geheimnißvollen Wegen dieses einsamen Menschen folgt und in seinen Dichtungen die Entwickelungsgeschichte seiner Seele wiederfindet. Denn seine Werke sind seine Biographie. Was er Eigenstes, Persönlichstes erlebt hat, steht — oft verborgen verschleiert — in irgendeinem dämmernden Winkel seiner Schöpfungen aufgestellt. Ja es ist wunderbar, wie sehr die Geschichte seines Ich den künstlerischen Aufbau seiner größeren Dichtungen beherrscht, zuweilen entstellt; wie sehr man dieser Wissenschaft bedarf, um nicht über der Ausartung des Ganzen den hohen lyrischen Werth des Einzelnen zu misachten. Seit ich Hölderlin kenne, hab' ich mich immer gefragt, ob man es einem so schwer zugänglichen Genius nicht schuldig sei, gewissermaßen die Vermittelung zwischen ihm und dem Leser zu versuchen. Nicht durch die Schilderung seines einfachen Lebensganges: dafür ist längst durch Christoph Schwab, seinen Biographen, gesorgt; sondern indem man sich bemühte, den dunkeln Kern seines Wesens, der sein Schicksal war, in plastischer Deutlichkeit darzustellen. Doch da ich nun, in Hölderlin's Gedächtnißjahr, diesen Versuch unternehme, fühle ich nur zu wohl, daß ein so mystischer Pantheismus wie der seinige, daß gewisse geheime Beziehungen der Menschenseele zum Weltgeist, des Ich zum All, sich besser nachempfinden als verdeutlichen lassen. „Mystisch" ist, was „die Lippen schließt", was unaussprechlich ist. Wer aus der naiven Vereinzelung seines Ich nie herausgetreten, nie von dem

Drang, sich dem Allgemeinen, dem Ideal, dem Göttlichen völlig hinzugeben, erfaßt worden ist, den wird auch kein Pfadfinder bis in die Dämmerung führen, in welcher Hölderlin's Gesang laut vernehmbar und tief ergreifend erklingt. Wem aber von dieser höchsten Gabe des Menschen etwas verliehen worden, dem wird in Hölderlin eine der wundersamsten Erscheinungen und ein Dichter bekannt werden, der mit niemand als mit sich selbst zu vergleichen ist.

Das Land, das der deutschen Literatur so viele Lyriker, so viele Philosophen zugebracht, das Land Würtemberg ist auch das Geburtsland dieses philosophischen Lyrikers, dieses eigentlichsten Sängers der beseelten Natur. In Lauffen am Neckar, unweit Heilbronn, geboren, dann in Nürtingen, Denkendorf, Maulbronn, Tübingen durch die Schulen wandernd und so in der Anmuth des Neckarlandes und seiner freundlichen Seitenthäler heranwachsend, erfüllte er sich von Jugend auf mit jenem innigen, dichtenden Naturgefühl, das, ein altes Erbtheil der Deutschen, in ihm gleichsam seinen Priester und Seher finden sollte. Die deutsche Dichtung hatte schon seit Brockes und Haller, fast seit dem Anfang des Jahrhunderts begonnen, ein gewisses ehrbar befreundetes Verhältniß zur Natur zu pflegen. Geßner, Ewald von Kleist, Hölty, Matthisson, Voß und ihresgleichen setzten diese sanfte Freundschaft fort, steigerten sie, gaben ihr neue, herzlichere Töne, bis in Goethe's „Werther" die ganze Kraft und Tiefe des Gefühls hervorbrach, das diese Andern nur zu ahnen vermocht hatten. Die Natur war nun auf einmal zur Schwester der Menschenseele gemacht. Berg, Fluß und Thal, der leuchtende Feuerball der Sonne, die „lieben Wolken", die der Abendwind „am Himmel herüber wiegte", das Schwirren und Weben der kleinen lebendigen Welt am Erdboden hin — alles bewegte den Sänger wie seinesgleichen. Das ganze „innere, glühende, heilige Leben der Natur" faßte

er in sein Herz, fühlte sich in der überfließenden Fülle wie vergöttert. Die Welt um ihn her und der Himmel „ruhten in seiner Seele wie die Gestalt einer Geliebten“; tiefe Sehnsucht zog ihn, auf Vogelfittichen über dieses All dahinzuziehen, „aus dem schäumenden Becher des Unendlichen jene schwellende Lebenswonne zu trinken, einen Tropfen der Seligkeit des Wesens zu fühlen, das alles in sich und durch sich hervorbringt“.

Diese höchsten Momente innigster Gemeinschaft, die nur an den Grenzen der Menschheit ihre Marke findet, diese pantheistische Seligkeit, der Menschenbrust bisher unbekannt, war freilich ein gefährliches Geschenk: denn sie verlangte eine ungemessene Steigerung der Gefühle, eine Verfeinerung der Nervenkraft, die an den Wurzeln unsers Organismus rüttelt. In heiterer Freude mit der Natur zu leben, ihrem Geist mit sinnigem Verständniß nachzugehen, in sanfter Melancholie bei ihr Frieden zu suchen — das alles ist noch einfache Menschenart: der unbewußten Welt stellt sie ihr Bewußtsein gegenüber, leiht es ihr, nimmt es gefärbt, bereichert wieder zurück, um von neuem und um so eifriger mit sich selbst zu leben. Aber diese schwärmerische Versenkung in die Natur drängt gleichsam das einzelne Ich aus sich selbst heraus, um den Platz, den es einnahm, mit dem zerflatternden Bewußtsein des Allgemeinen zu füllen. Es ist wie ein Rausch des Geistes, der von den feinsten Säften und Kräften lebt; der sich nur auf Kosten des eigenen Daseins wiederholen kann, und der, wenn er je in einem Menschen andauern könnte, Selbstvernichtung bedeutet.

Vielleicht, daß ein Beispiel, vielmehr ein gedachter Fall diesen wundersamen „Rausch des Geistes“ zu versinnlichen und zu erläutern vermag. Wenn sich ein Wesen unserer Art denken ließe, das bis zu voller Reife seiner Intelligenz und seines Körpers auszuwachsen im Stande wäre, ohne je die Welt sinnlich kennen zu lernen, — und dieser Mensch träte

nun plötzlich aus seiner märchenhaften Abgeschlossenheit hervor und sähe den Tag, das Licht, den wundersamen Glanz, der vom Himmel her sich über die tausendfach gefärbten Erscheinungen der Erde verbreitet; oder den erschreckenden Zauber einer klaren Nacht, aus deren Gewölbe die unzähligen zitternden Sterne auf ihn niederstrahlen: so müßte der Eindruck auf ihn stärker sein, als unsere thätigste, glühendste Einbildungskraft es sich vorstellen kann. Die Wirklichkeit dieser Welt, von der er bisher nur hatte sagen hören — das ganze unausdenkbare, schauerlich räthselvolle Wunder, daß Etwas ist, daß dieses Etwas das ebenso unausdenkbare All erfüllt, daß dieses All sich in unserm Auge, unserer Seele spiegelt — diese plötzliche, ungeheuere, furchtbar lebendige Erfahrung, über einen Geist herströmend, der die Reife hat, sie zu fassen, müßte ihn in eine Erregung, einen Rausch versetzen, den der gewöhnliche Mensch nur darum nicht kennen lernt, weil ihn das Wunder dieser Welt langsam an sich gewöhnt hat, eh noch sein denkendes Bewußtsein erwachte. Wäre nun die Seele dieses Wesens vorbereitet genug, um zugleich auch die ganze Schönheit dieses Alls zu empfinden; die wunderbare Gewalt der Gegensätze von Tag und Nacht, Licht und Dämmerung, geformter Ruhe und fließender Bewegung; die geheimnißvolle Freundschaft und Feindschaft der Farben und Töne, den belebenden Hauch des Aethers, die unermeßliche, tausendförmige Fülle des sich regenden Lebens: so würde ihm das Gefühl dieser Welt so über dem Haupt zusammenschlagen, daß seinem wehrlosen Ich nur die Wahl bliebe, sich aufzulösen oder sich durch die Seligkeit anbetender Hingebung zu retten. Doch auch diese Seligkeit, wenn nicht die Gewöhnung sie abstumpfte, wenn sie dauernd über ihn mächtig bliebe, würde bald seine Vernichtung sein. Sie würde die Kraft seines Ich, seines Bewußtseins verzehren, das Gesetz des Organismus brechen, das diesen zu selbstwilliger

Vereinzelung zwingt, und ihn in den Abgrund der Natur zurückzerren, wie sich eine aufgestiegene Luftblase im Element verliert.

Nun denke man sich das Märchen eines solchen Schicksals, vor dem unser langsames, dumpfes Werden uns sichert, gewissermaßen zur Wirklichkeit geworden in dem verfeinerten Organismus einer höchst empfindlichen, horchsamen, hellsichtigen Dichterseele, deren geheimnißvollste Kraft es ist, das unsichtbare Weben des Naturgeistes zu fühlen und das Wunder dieser Welt wie etwas eben Geborenes, Niegesehenes anzuschauen. Man denke sich diese beseligende Kraft, diese unmittelbare Kindschaft zur Weltseele, in einer träumerischen Jugend emporwachsend, im innigsten Verkehr mit der Natur genährt, in noch unbehülflichen Gesängen ausgesprochen; nicht, wie bei dem vielseitigen, starkgeistigen Goethe, mit dem Sturm und Drang der Jugend abgethan und zu ruhiger Naturbetrachtung verdichtet, sondern heranreifend als eigenste Frucht eines für sie geschaffenen Gemüths, von eifriger philosophischer Speculation wissenschaftlich bestätigt, als Pantheismus zu heiliger Ueberzeugung geworden, durch den Tiefsinn einer feingemischten Denker- und Dichterkraft in „Morgenduft und Sonnenklarheit“ gehüllt. Man denke sich endlich die natürlichen Wirkungen einer solcher Anlage und Entwickelung: die Richtung ins Einsame, die Abwendung von der in ewigem Streit und nothwendiger Selbstsucht sich abmühenden Menschenwelt, das stille Gefühl, gleichsam ein Fremder zu sein; die scharfe, zitternde Empfindlichkeit gegen jede rauhe Berührung, die tiefe Sehnsucht, aus aller Bedrängniß, Unruhe, Noth und Mühsal sich in den Frieden jener geheimnißvollen Gemeinschaft mit der Weltseele zu retten. Man stelle sich die unausbleiblichen Conflicte eines solchen Gemüths mit dem Weltgang vor: stärkster Drang, den Menschen sein Eigenstes als Dichter zu offenbaren, doch

die Unfähigkeit, sich unter ihnen wahrhaft heimisch zu machen; ein Liebebedürfniß, das im Menschengebilde die höchste Offenbarung des Weltgeistes umfassen, anbeten möchte, und das schwere Blut, das sich in die tausend Widerwärtigkeiten der irdischen Einrichtung nicht zu finden weiß; feinste Empfänglichkeit für alles Reine, Ganze, in sich Vollendete, weil es ihm ein Spiegelbild des Unendlichen ist, und die stete Verletzung durch den Anblick des Stückwerks, der Scherben, in die die Ich=Welt zerfällt. Man nehme die „Pfeil' und Schleudern des Geschicks" hinzu, die keinem erspart bleiben, und gegen die ein so geheimnißvoll ernster, feingesponnener Geist sich schlecht zu wappnen vermag; man lasse eine höchste Schicksalsstunde, eine entscheidende Erfahrung in sein Leben treten, die das Innerste seiner Kraft entfaltet, seine Dichtergaben bis zu voller Reife durchglüht, alles Große und Verhängnißvolle in ihm auf die Spitze treibt, um ihn dann von dieser Höhe herab — naturnothwendig — in die Tiefe der Selbstverzehrung, der Erschöpfung, der Auflösung zu stürzen: so hat man die Erscheinung und das Schicksal Hölderlin's, das sich, schmerzlich und erschütternd wie es ist, nach dem innersten Gesetz seines Organismus vollendet.

Nicht die äußern Ereignisse seines Lebens haben ihn zu dem gemacht, was er war; nicht die vaterlose Erziehung durch eine Mutter, die, wie es scheint, sich dieser Aufgabe ebenbürtig erwies, nicht die Enge der Verhältnisse — aus der so viele unserer größten Talente kraftvoll heraufwuchsen —, auch nicht die äußere Dürftigkeit, die ihn in abhängige Stellungen hineinzwang: denn bei normalerem Wachsthum seiner Gaben hätte er, gleich hundert Andern, diesen Zwang nur als Schule des Lebens benutzt und dann von sich abgeworfen. Auch nicht der Liebesschmerz um Diotima hat ihn wahnsinnig gemacht. Sein Schicksal war jenes tiefmystische Element, das nur in einem verhängnißvoll reizbaren Organismus

wohnen kann; das ihn der Welt gleichsam gegenüberstellte, an seinen edelsten Lebenskräften sog und sie endlich verzehrte. Doch wie sehr es auch die Blüte, die Seligkeit seines Daseins war, wie es zugleich mit dieser Menschenknospe sich zu entfalten und ihr gleichsam ein geheimes zweites Leben zu verleihen begann, hat er als gereifter Dichter mit wunderbarer Kraft und Innigkeit auszusprechen gewußt. Wenn er die „freundlichen Götter" anredet — die belebenden Geister der Natur, die ewig wirkenden Kräfte — so redet er zu ihnen wie zu seinesgleichen: er fühlt sich ihnen fast verwandter als seinem eignen Geschlecht. „Euch kannt' ich besser", sagt er in dem Fragment eines Gesangs, „als ich je die Menschen gekannt; ich verstand die Stille des Aethers, der Menschen Worte verstand ich nie!" Und jene pantheistischen Freuden seiner werdenden Jugend schildert er im „Tod des Empedokles", durch den Mund seines Helden das Allereigenste aussprechend:

— — O jene Zeit!
Ihr Liebeswonnen, da die Seele mir
Von Göttern, wie Endymion, geweckt,
Die kindlich schlummernde, sich öffnete,
Lebendig sie, die Immerjugendlichen,
Des Lebens große Genien
Erkannte — Schöne Sonne! Menschen hatten mich
Es nicht gelehrt, mich trieb mein eigen Herz
Unsterblich liebend zu Unsterblichen,
Zu dir, zu dir, ich konnte Göttlichers
Nicht finden, stilles Licht! Und so wie du
Das Leben nicht an deinem Tage sparst
Und sorgenfrei der goldnen Fülle dich
Entledigest, so gönnt' auch ich, der Deine,
Den Sterblichen die beste Seele gern,
Und furchtlos offen gab
Mein Herz, wie du, der ernsten Erde sich,
Der schicksalvollen, ihr in Jünglingsfreude

Das Leben so zu eignen bis zuletzt;
Ich sagt' ihr's oft in trauter Stunde zu,
Band so den theuern Todesbund mit ihr.
Da rauscht' es anders, denn zuvor, im Hain,
Und zärtlich tönten ihrer Berge Quellen —
All deine Freuden, Erde! wahr, wie sie —
Und warm und voll — aus Müh' und Liebe reifen,
Sie alle gabst du mir. Und wenn ich oft
Auf stiller Bergeshöhe saß und staunend
Der Menschen Irrsal übersann,
Zu tief von deinen Wandlungen ergriffen,
Und nah mein eignes Welken ahnete,
Dann athmete der Aether, so wie dir,
Mir heilend um die liebeswunde Brust,
Und, wie Gewölk der Flamme, löseten
Im hohen Blau die Sorgen mir sich auf.

Und in derselben Dichtung, an einer andern Stelle:

Ein Knabe war ich, wußte nicht, was mir
Ums Auge fremd am Tage sich bewegt',
Und wunderbar umfingen mir die großen
Gestalten dieser Welt, die freudigen,
Mein unerfahren schlummernd Herz im Busen.
Und staunend hört' ich oft die Wasser gehn,
Und sah die Sonne blühn, und sich an ihr
Den Jugendtag der stillen Erd' entzünden.
Da ward in mir Gesang, und helle ward
Mein dämmernd Herz im dichtenden Gebet, —
Wenn ich die Fremdlinge, die gegenwärt'gen,
Die Götter der Natur, mit Namen nannte,
Und mir der Geist im Wort, im Bilde sich,
Im seligen, des Lebens Räthsel löste.

So wuchs der Jüngling herauf, in der klösterlichen, aber gründlichen, gelehrten Zucht der schwäbischen Seminare zum Studenten gereift, durch idealische Freundschaften, dann durch die erste Liebe beglückt, an Klopstock, Ossian, Schiller, an die Classiker des Alterthums mit Begeisterung hingegeben, ernster und in sich gekehrter, als ihm frommen mochte, aber

durch seine einnehmende Erscheinung, den sichtbaren Adel seiner Seele leicht die Menschen gewinnend. Schon seine körperliche Schönheit, von apollinischer Art, drückte aufs edelste die innere Stimmung aus und zog zu ihm hin; ein tiefes, glühendes, schönes Auge, ein reines Profil, eine hohe Stirn, für eine reiche Gedankenwelt gemacht, natürliche Grazie, und ein bescheidener, geistreicher, nachdenklicher Ausdruck, dessen stiller Gewalt sich nicht leicht jemand entzog.

Auf den Wunsch seiner Mutter, und gleichsam einem würtembergischen Herkommen gemäß, hatte Hölderlin sich der theologischen Laufbahn zugewandt und trat als achtzehnjähriger Jüngling (1788) im schwarzen Gewand des „Stiftlers" in das berühmte Seminar zu Tübingen ein. Doch von einem andern Drang erfüllt, als sein Leben in einem schwäbischen Landpfarrer-Idyll vom Rocken zu spinnen, gab er sich seinen beiden Lehrmeisterinnen, der Philosophie und der Dichtung, hin, schloß einen poetischen Bund mit den jungen Lyrikern Neuffer und Magenau, philosophirte mit Schelling und Hegel, seinen aufstrebenden Genossen, entwickelte sich zu schneller Meisterschaft im Flötenspiel (unter Dülon's Leitung), versuchte sein Herz an einer zweiten Liebe zu erwärmen, und stellte sich mit Jünglingsfeuer auf die Seite der großen Revolutionen, die gleichzeitig in Deutschland und in Frankreich — hier im Staat, dort in der Wissenschaft — während seiner Studienjahre sich vollzogen. Im Jahre 1787 war (sechs Jahre nach der „Kritik der reinen Vernunft") Kant's „Kritik der praktischen Vernunft" erschienen, 1790 folgte die „Kritik der Urtheilskraft"; 1792 trat Fichte mit seiner „Kritik aller Offenbarung" hervor. Um dieselbe Zeit brach in Frankreich das Königthum zusammen, die Proclamirung der „Menschenrechte" schien ein neues Zeitalter zu verkündigen, und Hölderlin, ein „Jakobiner" wie Hegel, umjubelte den Freiheitsbaum, der 1793, am Geburts-

tage der französischen Republik, auf dem tübinger Marktplatze in die schwäbischen Lüfte stieg. Dennoch würde man irren, wenn man in dieser Begeisterung des jungen „Stiftlers“ eine tiefere, bleibende Geistesrichtung suchen wollte. Die langathmigen Hymnen, in denen er um diese Zeit die Freiheit, die Menschheit, den Genius der Jugend besang und sich in der Machtsphäre der Schiller'schen Muse, in nachempfundener glänzender Rhetorik bewegte, waren nicht der eigentliche Inhalt seiner Seele. Auch die Kantische Philosophie, so eifrig er sich die Ideenwelt von ihr reinigen ließ und neben dem frühreifen Schelling für einen ihrer hingebendsten Anhänger galt, konnte ihn nicht dauernd beherrschen. Ihn zog es auf allen Wegen zur Natur zurück: in dem stillen, träumerischen Leben mit ihr, im Studium der Alten, des Spinoza — auf den ihn Jacobi geführt hatte — wuchs sein Pantheismus groß, sein mystisch hervorquellender und wissenschaftlich sich erhärtender Glaube an das „Eins in Allem“, das aus dem Frieden seines reinen Seins durch den weltbildenden „Zwist der Elemente“, durch das Ineinanderwirken von „Liebe“ und „Streit“ in ewiger Bewegung aus sich hervorgeht und zu sich zurückkehrt; — oder, wie er es später einmal gegen seinen Bruder ausdrückt: „Alles unendliche Einigkeit, aber in diesem Allem ein vorzüglich Einiges und Einigendes, das, an sich, kein Ich ist, und dieses sei unter uns Gott!“ Jedes Einzelne, jedes Ich sah er im innigsten Zusammenhang mit dem All, „und wie die Beiden nur Ein lebendiges Ganzes ausmachen, das zwar durch und durch individualisirt ist und aus lauter selbständigen, aber ebenso innig und ewig verbundenen Theilen besteht“. So erschien es ihm denn als der Menschen Bestimmung, „den ewigen Vollendungsgang der Natur zu beschleunigen“, „das Leben der Natur zu vervielfältigen, zu sondern, zu mischen, zu trennen, zu binden“; er sah „alle

die irrenden Ströme der menschlichen Thätigkeit in den Ocean der Natur laufen, so wie sie von ihm ausgehen". Und hier erfüllte sich ihm der edle Beruf der Bildnerinnen der Menschheit, der Philosophie, der Kunst, der Religion. Diesen Weg in das Meer des All, „den die Menschen größtentheils blindlings, oft mit Unmuth und Widerwillen, und nur zu oft auf gemeine, unedele Art gehen, diesen Weg ihnen zu zeigen, daß sie ihn mit offenen Augen und mit Freudigkeit und Adel gehen", das erschien ihm als das gemeinsame Geschäft jener idealen Thätigkeiten. Auch sie wachsen ja aus jenem Triebe hervor, die Natur zu befördern, zu verarbeiten, zu entwickeln, zu vervollkommnen. Die Philosophie „bringt diesen Trieb zum Bewußtsein, zeigt ihm sein unendliches Object im Ideal, und stärkt und läutert ihn durch dieses; die schöne Kunst stellt jenem Triebe sein unendliches Object in einem lebendigen Bilde, in einer angeschauten höhern Welt dar; und die Religion lehrt ihn jene höhere Welt gerade da, wo er sie sucht und schaffen will, d. h. in der Natur, in seiner eigenen und in der rings umgebenden Welt, wie eine verborgene Anlage, wie einen Geist, der entfaltet sein will, ahnen und glauben".

So steht der Mensch mit seinem ordnenden Bewußtsein in der unbewußten, unendlich getheilten und doch in sich einigen Welt, ihr überlegen und ihr dahingegeben, ein Ganzes für sich und doch ein Nichts ohne sie: der tiefe, unlösbare Zusammenhang zwischen dem Ich und dem Nicht-Ich, dem Einzelnen und dem Ganzen, bildet das All. „Es ist die erste Bedingung alles Lebens und aller Organisation, daß keine Kraft monarchisch ist im Himmel und auf Erden. Die absolute Monarchie hebt sich überall selbst auf, denn sie ist objectlos; ... Alles greift ineinander und leidet, so wie es thätig ist". Dies sagt die Erkenntniß; — doch die Kraft des mystischen Gefühls belebt nun erst dieses „Ein und All". Die Seele der Welt, in den schaffenden Elementen aus-

gebreitet, in Licht und Aether, Wasser und Erdreich das horchende Ich umwebend, legt sich ihm geheimnißvoll ans Herz. Sinne und Geist zugleich überwältigend, im Bewußtsein des Ich sich gleichsam eine Stätte grabend, wo sie sich in sich selbst erfassen kann, enthüllt sie ihm das Wunder ihrer ewigen Harmonie mitten im ewigen Streit und erweckt ihm die Sehnsucht, in die Stille jener Harmonie zurückzufließen.

Diese Welt des Gemüths, dieses Reich der Erkenntniß thun sich dem strebenden Hölderlin zwar nicht auf einmal auf: was ich hier davon zusammenzufassen suche, sind die Resultate seiner reifen Zeit, in gelegentlichen Andeutungen auftauchend oder aus mystisch-poetischer Bildersprache zu errathen, nirgends als ein System auseinandergelegt. Als er Tübingen nach vollendeten Studien — im Herbst 1793 — verließ, war er noch in jugendlicher Unklarheit über die Welt und sich, suchend und unbefriedigt; das Original zu dem Helden seines schon in Tübingen begonnenen Romans „Hyperion“, dessen erstes Fragment ein Jahr später in Schiller's neuer „Thalia“ erschien. In diesem Fragment strömt er in lyrischer, rhythmisch gesteigerter Prosa die Leiden seiner eigenen Jugend aus: die Enttäuschung der Liebe (da er nicht sein Mädchen, sondern sein Ideal geliebt hatte), das schwere Blut, das ihn so muthlos machte, die tiefe Empfindlichkeit, — und das Auf- und Niederschwanken zwischen poetischer Traumseligkeit und philosophischem Wahrheitsdurst, das ihn nicht zu sich selber kommen ließ. „Noch ahn' ich, ohne zu finden“, seufzt Hyperion am Schluß. „Ich weiß nicht, wie mir geschieht, wenn ich sie ansehe, diese unergründliche Natur; aber es sind heilige, selige Thränen, die ich weine vor der verschleierten Geliebten. Mein ganzes Wesen verstummt und lauscht, wenn der leise geheimnißvolle Hauch des Abends mich anweht. Verloren ins weite Blau, blick' ich oft hinauf an den Aether, und hinein

ins heilige Meer, und mir wird, als schlösse sich die Pforte des Unsichtbaren mir auf und ich verginge mit Allem, was um mich ist, bis ein Rauschen im Gesträuche mich aufweckt aus dem seligen Tode, und mich wider Willen zurückruft auf die Stelle, wovon ich ausging. Meinem Herzen ist wohl in dieser Dämmerung. Ist sie unser Element, diese Dämmerung? Warum kann ich nicht ruhen darinnen?... Aber ich kann nicht! ich soll nicht! Es muß heraus, das große Geheimniß, das mir das Leben gibt oder den Tod."

Ehe dieses ahnungsvolle Verlangen sich ihm erfüllen und sein Geist durch tiefste Freuden und Schmerzen der ihn verzehrenden Klarheit zureifen sollte, theilte er das Los aller Werdenden, mitten unter den Gewordenen sich seinen Weg zu suchen, an sich zu bilden und bilden zu lassen, und jene sonderbare Mischung von unbegrenztem Selbstvertrauen und tiefgefühlter Unzulänglichkeit zu ertragen, die der aufstrebenden Jugend eigen ist. Hölderlin, dessen Gemüth die Hornhaut fehlte, die zum Siegfried macht, trug diese Werdezeit schwer. Das Schicksal schien ihn mehr als andere zu begünstigen: es ließ ihn seinen ersten Versuch als Hofmeister — wozu seine theologische Laufbahn ihn bestimmte — im Hause einer unserer bedeutendsten Frauen, der Charlotte von Kalb, machen, die dem anziehenden Jüngling herzliche Theilnahme schenkte und ihn auf jede Art zu fördern bemüht war. Es führte ihn nach Jena und Weimar, in Schiller's Kreis, den er schon in Würtemberg kennen gelernt, der ihn an sich zog, ihn bald „seinen liebsten Schwaben" nannte, das noch unfertige Dichtertalent durch Rath und Hülfe zu entfalten suchte. Es gab ihm Gelegenheit, sich an Fichte, Herder und Goethe anzuschließen und in der geistigsten Atmosphäre der Welt zu erproben, was er aus sich machen könnte. Doch die Ungenügsamkeit, die seiner ins All strebenden Seele angeschaffen war, verließ ihn auch unter den

günstigsten Umgebungen nicht. Aus dem Hause der Frau von Kalb treibt ihn der Unmuth fort, als Erzieher wenig zu leisten und in seiner Selbstbildung sich gehemmt zu sehen; aus Jena, wo er dann als Schüler Fichte's, als Dichter und Philosoph für sich selber lebt, bannt ihn nicht blos die äußere Noth, auch der Unfrieden seines Ehrgeizes hinweg. Er fühlt sich vor Schiller, dem er sein ganzes leidenschaftliches Herz ergeben hat, zu klein; die Gegenwart dieses Größeren „nimmt ihm die Ruhe"; aus der Ferne, nachdem er in die Heimat zurückgegangen, bekennt er: „Ich war immer in Versuchung, Sie zu sehen, und sah Sie immer nur, um zu fühlen, daß ich Ihnen nichts sein konnte." Und noch später (in der frankfurter Zeit) fügt er das sonderbare, fast rührende Geständniß hinzu: „... Aber glauben Sie, daß ich denn doch mir sagen muß, daß Ihre Nähe mir nicht erlaubt ist? Sie beleben mich zu sehr, wenn ich um Sie bin. Ich weiß es noch ganz gut, wie Ihre Gegenwart mich immer entzündete, daß ich den ganzen andern Tag zu keinem Gedanken kommen konnte. Solang' ich vor Ihnen war, war mir das Herz fast zu klein, und wenn ich weg war, konnt' ich es gar nicht mehr zusammenhalten. Ich bin vor Ihnen wie eine Pflanze, die man erst in den Boden gesetzt hat. Man muß sie zudecken um Mittag." Und so bleibt ihm auch in der Entfernung, bei einer Anhänglichkeit voll des edelsten Gefühls, der Schmerz „eines geheimen Kampfes mit Schiller's Genius, um seine Freiheit gegen ihn zu retten".

Als er Jena verließ und zunächst in die Heimat, nach Nürtingen, zurückkehrte, war er 25 Jahre alt; schon tief zu Boden gedrückt durch das Bewußtsein, daß er noch nichts erreicht hatte, sich einem „alten Blumenstock" vergleichend, „der schon einmal mit Grund und Scherben auf die Straße gestürzt ist, und seine Sprößlinge verloren und seine Wurzel verletzt hat". So verlebt er das Jahr, in der Stille des

mütterlichen Hauses mit seinem innern Proceß und dem „Hyperion“ beschäftigt, oder auf kleinen Ausflügen die alten Freundschaften auffrischend; so tritt er endlich am Anfang des folgenden Jahres — im Januar 1796 — in das verhängnißvolle neue Leben ein, ahnungslos, wie viel Glück und Unglück er hier finden sollte. Einer seiner Jugendfreunde, Sinclair, in hessen-homburgischen Diensten, hatte ihm eine neue Hofmeisterstelle in einem angesehenen Hause zu Frankfurt am Main verschafft, in der Familie des Kaufmanns Gontard, der sich fast zehn Jahre früher mit der Hamburgerin Susette Borkenstein verheirathet hatte und drei Kinder von ihr besaß. Die schöne Frau, von außerordentlicher Anmuth der Gestalt und ungewöhnlich edler Bildung des Gesichts wie der darin wohnenden Seele, unzweifelhaft reichbegabt, ein echtes Kind ihrer schwärmerisch strebenden, nach harmonischer Vollendung des Menschen ringenden Zeit, zartfühlend und leichtbeweglich, in ihrer Ehe geistig einsam, da der Gatte nur für sein kaufmännisches Geschäft und für oberflächliche Zerstreuungen lebte, — diese in jedem Sinne anziehende Frau stand damals noch in der Blüte ihrer Jugend, vielleicht Hölderlin an Jahren gleich, wenn auch an Erfahrung und Fähigkeit, das Leben zu führen, ungleich gereifter als er. Das Zusammentreffen dieser beiden Menschen durfte wol für das Schicksal ihrer Gemüther verhängnißvoll sein: Beide vom Bedürfniß eines idealern Daseins erfüllt, beide unbefriedigt, beide in der Liebe zur Natur, in der Richtung auf ästhetische Erscheinung und Form, in Zartheit der Empfindung verwandt, und selbst durch gleichartige Schönheit wie für einander bestimmt. Indem Hölderlin in diese Sphäre hineintrat, sollte sich wunderbarerweise für ihn erfüllen, was in allen Liebesträumen seiner Jugend gestaltlos ihm vorgeschwebt, was er in Melite, der Heldin seines „Hyperion“, aufs überschwänglichste zu schildern versucht hatte: die Zusammen-

fassung der Weltschönheit in Einer Gestalt, die das „Eins in Allem" in das „Alles in Einem" umkehrt und seinen pantheistischen Drang, in den Schos der Weltseele zurückzusinken, in seliger Befriedigung des Ich verflattern läßt. Denn dieses Ich ist nun nicht mehr mit sich selbst allein: dem schönen Du, das die Harmonie des Weltalls in sich widerspiegelt, gibt es sich in reinstem Glück zum Opfer hin, empfängt das Höchste zurück, und in dieser liebenden Vereinigung sieht es das Geheimniß des Weltzusammenhangs erfüllt und vollendet.

„Ich wollt', es ginge Dir wie mir", schreibt er im Juni (1796) an seinen Jugendfreund Neuffer, das Siegel brechend, das dem in sich gekehrten, verschwiegenen Menschen bis dahin die Lippen schloß. „Ich bin in einer neuen Welt. Ich konnte sonst wol glauben, ich wisse, was schön und gut sei, aber seit ich's sehe, möcht' ich lachen über all mein Wissen. Lieber Freund! es gibt ein Wesen auf der Welt, worin mein Geist Jahrtausende verweilen kann und wird, und dann noch sehen, wie schülerhaft all unser Denken und Verstehen vor der Natur sich gegenüber befindet. Lieblichkeit und Hoheit, und Ruh' und Leben, und Geist und Gemüth und Gestalt ist Ein seliges Eins in diesem Wesen. Du kannst mir glauben, auf mein Wort, daß selten so etwas geahndet, und schwerlich wieder gefunden wird in dieser Welt.... Ich habe Augenblicke, wo all meine alten Sorgen mir so durchaus thöricht erscheinen, so unbegreiflich, wie den Kindern. Es ist auch wirklich oft unmöglich, vor ihr an etwas Sterbliches zu denken, und ebendeswegen läßt so wenig sich von ihr sagen.... Könnt' ich ans Herz Dich drücken! Das wäre jetzt die wahre Sprache für Dich und mich!" Und acht Monate später (im Februar 1797): „Ich habe eine Welt von Freude umschifft, seit wir uns nicht mehr schrieben. Ich hätte dir gerne indeß von mir erzählt, wenn ich jemals stillgestanden

wäre und zurückgesehen hätte. Die Woge trug mich fort, mein ganzes Wesen war immer zu sehr im Leben, um über sich nachzudenken. Und noch ist es so! noch bin ich immer glücklich, wie im ersten Moment. Es ist eine ewige fröhliche heilige Freundschaft mit einem Wesen, das sich recht in dies arme, geist- und ordnungslose Jahrhundert verirrt hat! Mein Schönheitssinn ist nun vor Störung sicher. Er orientirt sich ewig an diesem Madonnenkopfe. Mein Verstand geht in die Schule bei ihr, und mein uneinig Gemüth besänftigt, erheitert sich täglich in ihrem genügsamen Frieden. Ich sage Dir, lieber Neuffer! ich bin auf dem Wege, ein recht guter Knabe zu werden.... Ich dichte wenig und philosophire beinahe gar nicht mehr. Aber was ich dichte, hat mehr Leben und Form; meine Phantasie ist williger, die Gestalten der Welt in sich aufzunehmen, mein Herz ist voll von Lust; und wenn das heilige Schicksal mir mein glücklich Leben erhält, so hoff' ich künftig mehr zu thun als bisher.

„Ich denke mir wohl, lieber Bruder! daß Du begierig sein wirst, umständlicher von meinem Glücke mich sprechen zu hören. Aber ich darf nicht!... Es ist auch immer ein Tod für unsere stille Seligkeit, wenn sie zur Sprache werden muß. Ich gehe lieber so hin in fröhlichem schönem Frieden, wie ein Kind, ohne zu überrechnen, was ich habe und bin, denn was ich habe, faßt ja doch kein Gedanke ganz. Nur ihr Bild möcht' ich Dir zeigen, und so brauchte es keine Worte mehr! Sie ist schön, wie Engel. Ein zartes geistiges himmlischreizendes Gesicht. Ach! ich könnte ein Jahrtausend lang in seliger Betrachtung mich und alles vergessen, bei ihr, so unerschöpflich reich ist diese anspruchlose stille Seele in diesem Bilde! Majestät und Zärtlichkeit, und Fröhlichkeit und Ernst, und süßes Spiel und hohe Trauer und Leben und Geist, alles ist in und an ihr zu Einem göttlichen Ganzen

vereint. Gute Nacht, mein Theurer! «Wen die Götter lieben, dem wird große Freude, großes Leid zu Theil.» Auf dem Bache zu schiffen, ist keine Kunst. Aber wenn unser Herz und unser Schicksal in den Meeresgrund hinab und an den Himmel hinauf uns wirft, das bildet den Steuermann."

Den innigen Zusammenhang dieser beiden Menschen zu vollenden, hatte der Krieg, der im Sommer 1796 vom Rhein her die frankfurter Gegend zu überschwemmen drohte, ihn gleichsam zum eigentlichsten Gefährten ihres Lebens gemacht: er geleitete sie auf ihrer Flucht, während Gontard allein in Frankfurt zurückblieb, zog mit ihr und den Kindern nach Kassel, nach Driburg, und kehrte erst im Spätjahr mit ihnen in ihr Haus zurück. In dieser Zeit scheint die Wärme des Gefühls sich entwickelt zu haben, das als ideale Freundschaft begann, in stiller Unaufhaltsamkeit zur Liebe wuchs, bis es ihm und ihr den Abgrund zeigte, der entweder ihr sittliches Dasein oder ihr Glück verschlang. Wie das alles sich entwickelte, wie weit — bei aller Reinheit der Gesinnung — sie doch die Leidenschaft führte, darüber klären uns keine unmittelbaren Zeugnisse auf; nur seine Dichtungen lassen uns den Schleier lüften und die Stärke, die Kämpfe und den sittlichen Heroismus dieser Liebe ermessen. Im „Hyperion", den Hölderlin neu zu schreiben begonnen und statt eines wirklichen Romans als ein Gemälde seiner Seele mit lyrischem Ungestüm entworfen hatte, liegt die Geschichte der frankfurter Zeit klar vor unsern Augen; die Heldin Melite der ersten Conception hat sich in Diotima verwandelt, Diotima ist die geliebte Frau, die er fortan nur unter diesem Namen besingt, und unter dem durchsichtigen Gewande der Dichtung enthüllt sich, was er erlebt, während er's erlebt, wie in einem Tagebuch, das vor dem Auge der Neugier offen daliegt, doch seinen eigentlichen Inhalt durch Geheimschrift zu verbergen sucht. Ja so sehr ist dieses Buch zum Gefäß

seiner persönlichen Schicksale geworden, daß man es nur verstehen und genießen kann, wenn man dies weiß. Das Verhältniß des Hyperion zur Diotima, die Schmerzen, die Kämpfe, endlich die gewaltsame Auflösung, sind sonderbar, unbegründet, scheinen launische Willkür des Dichters zu sein, wenn man sich nicht diesen unschuldigen Herzensbund eines reinen Jünglings und eines freien Mädchens in das verderbliche Verhältniß umwandelt, das eine verheirathete Frau mit dem Erzieher ihrer Kinder verbindet. Um dies zu schildern, subjectiv leidenschaftlich auszuströmen, zwingt der Dichter seinen Gestalten fremdes Leben auf, erfindet ihnen Conflicte, die der einfachen Empfindung widerstreiten, und entstellt so sein Kunstwerk, um uns ein wundersames Denkmal seines Innern zu lassen.

Was die Liebe zu Diotima ihm bedeutete, spricht sein Ebenbild Hyperion an hundert Stellen in Freuden und Schmerzen aus; er schildert mit lyrischer Gewalt, wie diese schönste Offenbarung der Natur seinem Herzen erschien. „Ich hab' es Einmal gesehen, das Einzige, das meine Seele suchte, und die Vollendung, die wir über die Sterne hinauf entfernen, die wir hinausschieben bis ans Ende der Zeit, die hab' ich gegenwärtig gefühlt. Es war da, das Höchste, in diesem Kreise der Menschennatur und der Dinge war es da!“ — „Ich brauche die Götter und die Menschen nicht mehr. Ich weiß, der Himmel ist ausgestorben, entvölkert, und die Erde, die einst überfloß von schönem, menschlichem Leben, ist fast wie ein Ameisenhaufe geworden. Aber noch gibt es eine Stelle, wo der alte Himmel und die alte Erde mir lacht. Denn alle Götter des Himmels und alle göttlichen Menschen der Erde vergess' ich in dir. Was kümmert mich der Schiffbruch der Welt, ich weiß von nichts, als meiner seligen Insel.“ ... „Was ist alles, was in Jahrtausenden die Menschen thaten und dachten, gegen Einen Augenblick der Liebe? Es ist aber auch das Gelungenste, Göttlichschönste in der Natur! Da-

hin führen alle Stufen auf der Schwelle des Lebens. Daher kommen wir, dahin gehen wir.“ ... „Nur ihren Gesang sollt' ich vergessen, nur diese Seelentöne sollten nimmer wiederkehren in meinen unaufhörlichen Träumen. Nur wenn sie sang, erkannte man die liebende Schweigende, die so ungern sich zur Sprache verstand.... Tausendmal hab' ich es ihr und mir gesagt: das Schönste ist auch das Heiligste. Und so war alles an ihr. Wie ihr Gesang, so auch ihr Leben. Unter den Blumen war ihr Herz zu Hause, als wär' es eine von ihnen. Sie nannte sie alle mit Namen, schuf ihnen aus Liebe neue, schönere, und wußte genau die fröhlichste Lebenszeit von jeder. Wie eine Schwester, wenn aus jeder Ecke ein Geliebtes ihr entgegenkommt, und jedes gern zuerst gegrüßt sein möchte, so war das stille Wesen mit Aug' und Hand beschäftigt, selig zerstreut, wenn auf der Wiese wir gingen, oder im Walde. Und das war so ganz nicht angenommen, angebildet, das war so mit ihr aufgewachsen....Sie schien immer so wenig zu sagen, und sagte so viel....So bedürfnißlos, so göttlichgenügsam hab' ich nichts gekannt. Wie die Woge des Oceans das Gestade seliger Inseln, so umflutete mein ruheloses Herz ihren Frieden. Ich hatt' ihr nichts zu geben, als ein Gemüth voll wilder Widersprüche, voll blutender Erinnerungen, nichts hatt' ich ihr zu geben, als meine grenzenlose Liebe mit ihren tausend Sorgen, ihren tausend tobenden Hoffnungen; sie aber stand vor mir in wandelloser Schönheit, mühelos, in lächelnder Vollendung da, und alles Sehnen, alles Träumen der Sterblichkeit, ach! alles, was in goldenen Morgenstunden von höhern Regionen der Genius weissagt, es war alles in dieser Einen stillen Seele erfüllt.“ Und wie er in einer andern, spätern Dichtung („Emilie vor ihrem Brauttag“) den Liebenden zur Geliebten sagen läßt, indem er wieder sein eigenes Glück und Schicksal schildert:

...Und wenn das Urbild, das, wie Morgenlicht,
Mir aus des Lebens dunkler Woge stieg,
Das Himmlische, mir schwindet, seh' ich dich,
Und, eine schöne Götterbotin, mahnst
Du lächelnd mich an meinen Phöbus wieder;
Und wenn ich zürne, sänftigest du mich.
Dein Schüler bin ich dann und lausch' und lerne.
Von deinem Munde nehm' ich, Zauberin,
Des Ueberredens süße Gabe mir,
Daß sie die Geister freundlich mir bezwingt;
Und wenn ich ferne war von dir, und wund
Und müd' dir wiederkehre, heilst du mich,
Und singst in Ruhe mich, du holde Muse!

Daß eine Liebe, eine Anbetung von so überfließender, geheimnißvoller, grenzenloser Art das Gemüth einer tieffühlenden und liebebedürftigen Frau überwältigen mußte, begreift sich so leicht, daß es keines Wortes darüber bedarf. Wie es ihrem Herzen erging, hat Hölderlin ohne Zweifel in den Bekenntnissen der Diotima geschildert, die er sie an den geliebten Hyperion schreiben läßt: „Ich fand Dich, wie Du bist... Unaussprechlich zog die zarte Seele mich an, und kindisch furchtlos spielt' ich um Deine gefährliche Flamme. — Die schönen Freuden unserer Liebe sänftigten Dich; böser Mann! nur, um Dich wilder zu machen. Sie besänftigten, sie trösteten auch mich, sie machten mich vergessen, daß Du im Grunde trostlos warst, und daß auch ich nicht fern war, es zu werden, seit ich Dir in Dein geliebtes Herz sah... Ein Wesen voll geheimer Gewalt, voll tiefer unentwickelter Bedeutung, ein einzig hoffnungsvoller Jüngling schienst Du mir. Zu wem so laut das Schicksal spricht, der darf auch lauter sprechen mit dem Schicksal, sagt' ich mir; je unergründlicher er leidet, um so unergründlich mächtiger ist er. Von Dir, von Dir nur hofft' ich alle Genesung... Hyperion! Hyperion! hast Du nicht mich, die Unwürdige, zur Muse gemacht?" —

Und Hyperion schreibt: „War sie nicht mein, ihr Schwestern des Schicksals, war sie nicht mein? Die reinen Quellen fordr' ich auf zu Zeugen, und die unschuldigen Bäume, die uns belauschten, und das Tageslicht und den Aether! war sie nicht mein? vereint mit mir in allen Tönen des Lebens? Wo ist das Wesen, das, wie meines, sie erkannte? in welchem Spiegel sammelten sich, so wie in mir, die Strahlen dieses Lichts? erschrak sie freudig nicht vor ihrer eigenen Herrlichkeit, da sie zuerst in meiner Freude sich gewahr ward? Ach! wo ist das Herz, das so, wie meines, überall ihr nah war, so, wie meines, sie erfüllte und von ihr erfüllt war, das so einzig da war, ihres zu umfangen, wie die Wimper für das Auge da ist." ... „Eh' es eines von uns beiden wußte, gehörten wir uns an. Wenn ich so mit allen Huldigungen des Lebens, selig überwunden, vor ihr stand, und schwieg, und all mein Leben sich hingab in den Strahlen des Auges, das sie nur sah, nur sie umfaßte, und sie dann wieder zärtlich zweifelnd mich betrachtete, und nicht wußte, wo ich war mit meinen Gedanken; wenn ich oft, begraben in Lust und Schönheit, bei einem reizenden Geschäfte sie belauschte, und um die leiseste Bewegung, wie die Biene um die schwanken Zweige, meine Seele schweift' und flog, und wenn sie dann in friedlichen Gedanken gegen mich sich wandt', und, überrascht von meiner Freude, meine Freude sich verbergen mußte, und bei der lieben Arbeit ihre Ruhe wieder sucht' und fand — Wenn sie, wunderbar allwissend, jeden Wohlklang, jeden Mislaut in der Tiefe meines Wesens, im Momente, da er begann, noch eh' ich selbst ihn wahrnahm, mir enthüllte, wenn sie jeden Schatten eines Wölkchens auf der Stirne, jeden Schatten einer Wehmuth, eines Stolzes auf der Lippe, jeden Funken mir im Auge sah, wenn sie die Ebb' und Flut des Herzens mir behorcht' und sorgsam trübe Stunden ahnete, indeß mein Geist zu unenthaltsam, zu ver-

schwenderisch im üppigen Gespräche sich verzehrte; wenn das liebe Wesen, treuer wie ein Spiegel, jeden Wechsel meiner Wange mir verrieth, und oft in freundlichen Bekümmernissen über mein unstet Wesen mich ermahnt' und strafte wie ein theueres Kind — Ach! da Du einst mir sagtest, es sei Dir jetzt, als wär' ich auch von jeher dagewesen. Gehörten wir da nicht längst uns an?" ... „Ja! ja! ich bin vorausbezahlt, ich habe gelebt. Mehr Freude konnt' ein Gott ertragen, aber ich nicht."

In diesen Tagen des Glücks regten sich alle seine Kräfte. Er entfaltete nun endlich seine dichterische Eigenart, wie sie sich zunächst in den kleinen lyrischen Diotima-Gedichten, im Verzicht auf den Reim, in der vollendeten Bemeisterung der antiken Versmaße verkündigt; bildete im „Hyperion" die leidenschaftliche, nur allzu eintönig fließende Melodie seiner rhythmischen Prosa aus, versuchte auch ein Trauerspiel „Agis" zu schreiben, und rang zugleich in Studien der verschiedensten Art, philosophischen, botanischen, mathematischen, juristischen, nach einer Vielseitigkeit, die ihm für die Bewährung und Vertiefung seines dichterischen Talents nothwendig erschien. Er nahm sein Flötenspiel wieder auf, als die natürlichste Begleitung zu der Melodie der Liebe, in der er lebte; er fand an Hegel, der im Januar 1797 gleichfalls als Hofmeister nach Frankfurt kam und damals auf seine Weise in verwandten Ideenwelten lebte, den wohlthätigsten Umgang: die Ergänzung seiner tiefbewegten Subjectivität durch einen der „ruhigen Verstandesmenschen, bei denen man sich so gut orientiren kann, wenn man nicht recht weiß, in welchem Falle man mit sich und der Welt begriffen ist". Um Ostern 1797 war endlich der erste Band des „Hyperion" im Cotta'schen Verlage (durch Schiller's Vermittelung) erschienen. Sein dichterischer Wettlauf mit den Meistern war begonnen; größere und reifere Werke schwebten ihm vor, und aus so vielen

Andeutungen jenes „Romans" wird es offenbar, wie leidenschaftlich sein Ehrgeiz durch die hohen Erwartungen gesteigert ward, die die geliebte Diotima von seinem Genius hegte.

Doch es kam die Zeit, die mit Naturnothwendigkeit kommen mußte: die Zeit, wo sein vergiftetes Glück sich in sich selbst verzehrte. Wie hoch und rein er auch fühlen mochte, die Liebe verlangt Besitz; und seine Leidenschaft mußte sich endlich bekennen, daß sie hoffnungslos war, daß Diotima einem Andern gehörte. Er mußte sehen, wie sie unter diesem Bewußtsein litt, wie sie sich dem Verderben zu entwinden strebte, das doch zugleich das höchste Glück ihres Lebens war. Mit dem Gatten verband sie nichts als ihr Wort, und daß sie ihm die Kinder gegeben hatte, die den Friedensstörer in ihr Haus geführt. Vor diesem unwürdigen Besitzer zurückzutreten, die, wie es scheint, rohe und niedrige Art dieses Mannes in Diotima's Sphäre herrschen zu sehen, seine eigene Abhängigkeit demüthig zu tragen, und dabei den Stachel in seinem Gewissen zu fühlen, daß er vor dem Sittengesetz im Unrecht sei — dies alles warf ihn in einen Zustand der Qual und der Seelenkämpfe, der seinen leicht verletzbaren Organismus zu zerstören begann. Er vermochte nicht, sich von der Geliebten zu trennen; vielleicht auch Diotima nicht, ihn zu verbannen. Indem sie dem Verhältniß die Reinheit zu wahren suchten, die es vor ihrem Bewußtsein rechtfertigen konnte, verzehrten sie in diesem Kampf ihre beste Kraft, und eine wachsende Bitterkeit gegen den natürlichen Feind ihres Glücks, gegen das Geflüster der Menschen, gegen das Schicksal setzte sich in Hölderlin's Herzen fest. „O Freund!" schreibt er schon im Juli 1797 an Neuffer, nach langem Verstummen: „ich schweige und schweige, und so häuft sich eine Last auf mir, die mich am Ende fast erdrücken, die wenigstens den Sinn unwiderstehlich mir verfinstern muß. Und das eben ist mein Unheil, daß mein Auge nimmer klar

ist, wie sonst. Ich will es Dir gestehen, daß ich glaube, ich sei besonnener gewesen als jetzt, habe richtiger als jetzt geurtheilt von andern und mir in meinem zweiundzwanzigsten Jahre, da ich noch mit Dir lebte, guter Neuffer! O! gib mir meine Jugend wieder! Ich bin zerrissen von Liebe und Haß." Er sehnt sich fort, und doch kann er nicht gehen; — im Februar 1798 treibt es ihn, wenigstens in der Heimat einmal von diesen Leiden auszurasten: „Ich suche Ruhe, mein Bruder!" schreibt er nach Haus; „bester Karl! ich suche nur Ruhe." ... „Ich habe unter meinen kleinen Arbeiten noch keine gemacht, während welcher nicht irgendein tiefes Leiden mich störte. Sagst Du, ich soll nicht achten, was mich leiden macht, so sag' ich Dir, ich müßte einen Leichtsinn haben, der mich bald um alle Liebe der Menschen brächte, unter denen ich lebe." Und wieder später (im Juli): „Bruderherz, ich hab' auch viel, sehr viel gelitten, und mehr, als ich vor Dir, vor irgendeinem Menschen jemals aussprach, weil nicht alles auszusprechen ist, und noch, noch leid' ich viel und tief — und dennoch mein' ich, das Beste, was an mir ist, sei noch nicht untergegangen." ... Deutlicher, als in diesen verhaltenen, ausgepreßten Seufzern spricht sich sein Elend im „Hyperion" aus, bald verhüllter, bald in persönlichstem Schmerz. „Sie war mein Lethe, diese Seele", ruft er aus, „mein heiliger Lethe, woraus ich die Vergessenheit des Daseins trank, daß ich vor ihr stand, wie ein Unsterblicher.... O ich wär' ein glücklicher, ein trefflicher Mensch geworden mit ihr! Mit ihr! Aber das ist mislungen, und nun irr' ich herum in dem, was vor und in mir ist, und drüber hinaus, und weiß nicht, was ich machen soll aus mir und anderen Dingen. Meine Seele ist, wie ein Fisch, aus ihrem Elemente auf den Ufersand geworfen, und windet sich und wirft sich umher, bis sie vertrocknet in der Hitze des Tages." — „Ich muß vergessen, was sie ist.... Ich muß mich täuschen, als hätte sie

vor alten Zeiten gelebt, als wüßt' ich durch die Erzählung einiges von ihr, wenn ihr lebendig Bild mich nicht ergreifen soll, daß ich vergehe im Entzücken und im Schmerz, wenn ich den Tod der Freude über sie und den Tod der Trauer um sie nicht sterben soll." ... „O wie manchmal lag ich vor dem trauernden Götterbilde, und wähnte die Seele hinwegzuweinen im Schmerz um sie, und stand bewundernd auf, und selber voll von allmächtigen Kräften! Eine Flamme war ihr ins Auge gestiegen aus der gepreßten Brust. Es war ihr zu enge geworden im Busen voll Wünschen und Leiden.... Ich seh', ich sehe, wie das enden muß. Das Steuer ist in die Woge gefallen und das Schiff wird, wie an den Füßen ein Kind, ergriffen und an die Felsen geschleudert."

Diesem tödtlichen Chaos von verzehrendem Glück und aufreibender Qual sollte endlich ein Zusammenstoß mit dem eifersüchtigen Herrn dieses höchsten Guts ein Ende machen, — eine Kränkung, die Hölderlin's erschüttertes Ehrgefühl niemals verwand. Es wird erzählt, daß Gontard, Diotima's Gemahl, in einer Anwandlung von Eifersucht, die er sonst nicht gekannt, den Unglücklichen, als er nach seiner Gewohnheit abends mit ihr allein war und vorlas, plötzlich aufgestört und durch ein rohes Wort tief beleidigt habe; daß Hölderlin noch in derselben Nacht ohne Abschied von dannen gegangen sei, um das Haus nicht wieder zu betreten. Es werden noch andere Umstände berichtet (von W. Rullmann im „Salon" von 1870, über „Hölderlin's Diotima"), wonach Gontard's Stimmung künstlich durch eine misgünstige dritte Person aufgereizt worden wäre, ohne daß irgendeine Verschuldung zu Grunde lag. Wie dem nun auch sein mag: gewiß ist, daß dieser plötzlichen Entscheidung eine Steigerung der Seelenleiden voraufging, die sich ohne ein langsames Heranwachsen der Katastrophe nicht wohl erklären läßt. So schreibt Hölderlin an seinen Bruder, nach der Flucht: „Bester!

wie oft hätt' ich Dir gern geschrieben in den letzten Tagen zu Frankfurt, aber ich verhüllte mein Leiden mir selbst, und ich hätte manchmal mir die Seele ausweinen müssen, wenn ich es aussprechen wollte." Früher oder später mußte ein gewaltsames Ende erfolgen; ja man wird annehmen dürfen, daß dieser Zusammensturz unmöglicher Verhältnisse, so tief er in Hölderlin's Seele schnitt, doch für den Rest seiner Geisteskraft eine Rettung war. Er gab ihm die Möglichkeit, sich in Entsagung zu fassen; sich auf den Trost zu besinnen, der in den Tiefen seiner Weltanschauung lag, und sein durch Leiden geadeltes Gemüth in den schönsten Gesängen auszuathmen, die diese Zeit der Selbstbezwingung ihm abgekämpft hat.

Im September 1798, nach fast dreijährigem Zusammenleben mit Diotima, verließ er das Haus, floh nach dem nahen Homburg, wo sein Freund Sinclair ihn mit brüderlicher Theilnahme empfing, und suchte hier die blutende Wunde zu stillen. Unvollendete, hingejammerte Gedichte, wie „Abschiedsworte" und „Nachruf", zeigen seinen Schmerz; mit ganzer Leidenschaft riß er seinen Ehrgeiz in die Höhe, um „nicht mit Schmach zu sterben", um „an des Genius Feinden seine Seele zu rächen", — vielleicht auch um in irgendeiner Zukunft sich so den Weg zu Diotima zurückzubahnen. Denn das Reich der Möglichkeiten war groß, niemand unsterblich, und für immer zu verzichten mochte ihm noch unfaßbar erscheinen. Er schrieb am „Agis" fort, vollendete den „Hyperion" (dessen Schlußband um Ostern 1799 erschien), entwarf den Plan zu einer Zeitschrift „Iduna", der freilich scheiterte, und hatte die Genugthuung, wenigstens an dem kleinen Hof zu Homburg Aufmerksamkeit und Anerkennung zu finden. Auch die Verbindung mit der Geliebten löste sich noch nicht ganz. Es gingen Briefe zwischen ihnen hin und her, die später dem Untergang geweiht worden sind;

es sollen auch Zusammenkünfte stattgefunden haben, wie der Dichter Waiblinger berichtet; und jedenfalls scheint es unzweifelhaft, daß wenigstens Ein geheimes Wiedersehen erfolgte, um den endlich beschlossenen ewigen Abschied zu nehmen. Denn auf diese letzte Trennung, deren Nothwendigkeit die Unglücklichen — vielleicht nach langem Zögern — begriffen hatten, muß man offenbar das wundersame Gedicht „Der Abschied“ deuten, das als das beredteste Denkmal dieses Schicksals hier nicht fehlen darf, da es die volle Entfaltung des Hölderlin'schen Genius, seiner Formbeherrschung, seiner Gedankenwelt und seiner Entsagung verkündet:

Trennen wollten wir uns? wähnten es gut und klug?
Da wir's thaten, warum schreckte, wie Mord, die That?
Ach! wir kennen uns wenig,
Denn es waltet ein Gott in uns.

Den verrathen? ach ihn, welcher uns alles erst,
Sinn und Leben erschuf, ihn, den beseelenden
Schutzgott unserer Liebe,
Dies, dies Eine vermag ich nicht.

Aber anderen Fehl denket der Menschen Sinn,
Andern ehernen Dienst übt er und andres Recht,
Und es fordert die Seele
Tag für Tag der Gebrauch uns ab.

Wohl! ich wußt' es zuvor. Seit der gewurzelte
Allentzweiende Haß Götter und Menschen trennt,
Muß, mit Blut sie zu sühnen,
Muß der Liebenden Herz vergehn.

Laß mich schweigen! o laß nimmer von nun an mich
Dieses Tödtliche sehn, daß ich im Frieden doch
Hin ins Einsame ziehe,
Und noch unser der Abschied sei!

Reich' die Schale mir selbst, daß ich des rettenden
Heil'gen Giftes genug, daß ich des Lethetranks
Mit dir trinke, daß alles,
Haß und Liebe vergessen sei!

Hingehn will ich. Vielleicht seh' ich in langer Zeit,
Diotima! dich hier. Aber verblutet ist
Dann das Wünschen, und friedlich
Gleich den Seligen, fremd sind wir.

Und ein ruhig Gespräch führet uns auf und ab,
Sinnend, zögernd — doch jetzt faßt die Vergessenen
Hier die Stelle des Abschieds,
Es erwarmet ein Herz in uns.

Staunend seh' ich dich an, Stimmen und süßen Sang,
Wie aus voriger Zeit, hör' ich und Saitenspiel,
Und befreiet in Flammen
Fliegt in Lüfte der Geist uns auf. —

Hölderlin's Liebe zu Diotima — wenn man das Wort nicht misverstehen will — war ihm Religion: so soll ihm nur wieder seine Religion, sein seelenvoller Pantheismus, die Wunden der Liebe heilen. Tiefer als je zuvor versenkt er sich in das große, tragische, herzerhebende Geheimniß der Welt; seine Kraft, es zu durchdringen, ist durch des Schmerzes „heimlich bildende Gewalt" gestählt — wie er es im „Empedokles" tiefsinnig ausspricht:

Nicht in der Blüt' und Purpurtraub'
Ist heilige Kraft allein, es nährt
Das Leben vom Leide sich, ... und trinkt
Am Todeskelche sich glücklich!

Es leidet ja das All, leidet, weil es ist; warum nicht der Mensch? „Ich bin ruhig", läßt er seinen Hyperion sagen, „denn ich will nichts Besseres haben als die Götter. Muß nicht Alles leiden? Und je trefflicher es ist, je tiefer! Leidet

nicht die heilige Natur? O meine Gottheit! daß du trauern könntest, wie du selig bist, das konnt' ich lange nicht fassen. Aber die Wonne, die nicht leidet, ist Schlaf, und ohne Tod ist kein Leben. Solltest du ewig sein, wie ein Kind, und schlummern, dem Nichts gleich? den Sieg entbehren? nicht die Vollendungen alle durchlaufen? Ja! ja! werth ist der Schmerz, am Herzen der Menschen zu liegen, und dein Vertrauter zu sein, o Natur! Denn er nur führt von einer Wonne zur andern, und es ist kein anderer Gefährte, denn er." Und von einer dithyrambischen Begeisterung getragen, die seine Prosa so steigert, daß man sie nur dann in ihrer Eigenart würdigen kann, wenn man sie in die nicht geschriebenen, aber gefühlten Versreihen theilt, enthüllt Hyperion am Schluß die ganze versöhnende Mystik seines Glaubens:

O du, mit deinen Göttern,
Natur!
Ich hab' ihn ausgeträumt,
Von Menschendingen den Traum,
Und sage: nur du lebst,
Und was die Friedenslosen
Erzwungen, erdacht,
Es schmilzt, wie Perlen von Wachs,
Hinweg vor deinen Flammen!

... Es fallen die Menschen
Wie faule Früchte von dir;
O laß sie untergehn,
So kehren sie
Zu deiner Wurzel wieder!
Und ich, o Baum
Des Lebens, daß ich wieder grüne mit dir
Und deine Gipfel umathme
Mit all deinen knospenden Zweigen! ...
Ihr Quellen der Erd'!
Ihr Blumen! und

Ihr Wälder, und ihr Adler, und
Du brüderliches Licht!
Wie alt und neu
Ist unsre Liebe! —
Frei sind wir, gleichen uns
Nicht ängstig von außen;
Wie sollte nicht wechseln
Die Weise des Lebens?
Wir lieben den Aether doch all',
Und innigst im Innersten
Gleichen wir uns.

Auch wir, auch wir
Sind nicht geschieden, Diotima,
Und die Thränen um dich
Verstehen es nicht.
Lebendige Töne sind wir,
Stimmen zusammen
In deinem Wohllaut, Natur!
Wer reißt den?
Wer mag die Liebenden scheiden?

O Seele! Seele!
Schönheit der Welt!
Du unzerstörbare, du
Entzückende! mit deiner ewigen Jugend!
Du bist; was ist denn der Tod
Und alles Wehe der Menschen?... ...
Wie der Zwist der Liebenden sind
Die Dissonanzen der Welt.
Versöhnung ist
Mitten im Streit,
Und alles Getrennte
Findet sich wieder.
Es scheiden und kehren
Im Herzen die Adern,
Und einiges, ewiges,
Glühendes Leben ist Alles.

So überwindet der Denker, der Mystiker das Leid, das den Menschen traf; — er überwindet es freilich durch eine gefährliche, sinnlich-übersinnliche, nicht minder an der Wurzel des Lebens zehrende Kraft, aber er überwindet es doch. Feierlicher und inniger hat nie ein Dichter die Schmerzen der Liebe, den Sonnenglanz der verlorenen Seligkeit und die entsagende Fassung eines edeln Gemüthes ausgesprochen, als Hölderlin es in dem Elegienkranz „Menon's Klage um Diotima" gethan, der, wie es scheint, nicht mehr in der homburger Zeit, sondern (man vergleiche die siebente Elegie) Jahre nach der jähen Trennung entstand. Er hatte inzwischen, um bekannter zu werden nnd sein Leben zu fristen, auch die größere Dichtung „Emilie vor ihrem Brauttag" geschrieben, in der er freilich eine Tonart anschlug, die ihm nicht entsprach; er hatte das Reichste und Beste seiner Persönlichkeit in den „Tod des Empedokles" hineingedichtet, in dem er die höchste Steigerung seiner eigenen mystischen Natur in einem tragischen Helden zu gestalten suchte, der, nachdem ihn das Leben gleichsam ausgestoßen, freiwillig und feierlich in den Schos der Erde und ins All zurückkehrt; — er hatte endlich auch das Letzte gethan und sich aus Diotima's Nähe losgerissen, um, wenn es sein konnte, in der alten Heimat ein neues Leben zu gründen. Damals faßte er noch einmal Vergangenheit und Gegenwart in elegischer Verklärung zusammen:

...Immer kannst du noch nicht, o meine Seele, noch kannst du's
Nicht gewohnen, und träumst mitten im eisernen Schlaf!
Festzeit hab' ich nicht, doch möcht' ich die Locke bekränzen; —
Bin ich allein denn nicht? Aber ein Freundliches muß
Fernher nahe mir sein, und lächeln muß ich und staunen,
Wie so selig doch auch mitten im Leide mir ist.
Licht der Liebe! scheinest du denn auch Todten, du goldnes!
Bilder aus hellerer Zeit, leuchtet ihr mir in die Nacht?
Liebliche Gärten, seid, ihr abendröthlichen Berge,

Seid willkommen, und ihr, schweigende Pfade des Hains,
Zeugen himmlischen Glücks, und ihr, hochschauende Sterne,
Die mir damals oft segnende Blicke gegönnt!
Ihr Vertrauten! ihr Lebenden all, einst nahe dem Herzen,
Einst wahrhaftiger, einst heller und schöner gesehn...
Denn sie alle, die Tag' und Jahre der Sterne, sie waren,
Diotima! um uns innig und ewig vereint.
Aber wir, zufrieden gesellt, wie die liebenden Schwäne,
Wenn sie ruhen am See, oder, auf Wellen gewiegt,
Niedersehn in die Wasser, wo silberne Wolken sich spiegeln
Und ätherisches Blau unter den Schiffenden wallt,
So auf Erden wandelten wir. Und drohte der Nord auch,
Er, der Liebenden Feind, klagenbereitend, und fiel
Von den Aesten das Laub, und flog im Winde der Regen,
Ruhig lächelten wir, fühlten den eigenen Gott
Unter trautem Gespräch, in Einem Seelengesange,
Ganz in Frieden mit uns kindlich und freudig allein.
Aber das Haus ist öde mir nun, und sie haben mein Auge
Mir genommen, auch mich hab' ich verloren mit ihr.
Darum irr' ich umher, und wohl, wie die Schatten, so muß ich
Leben, und sinnlos dünkt lange das Uebrige mir...
Dies ist's, dies mein Gebrechen, ich weiß, es lähmet ein Fluch mir
Darum die Sehnen, und wirft, wo ich beginne, mich hin,
Daß ich fühllos sitze den Tag und stumm, wie die Kinder,
Nur vom Auge mir kalt öfters die Thräne noch schleicht,...
Aber mir in schaudernder Brust die beseelende Sonne
Kühl und fruchtlos nur dämmert, wie Strahlen der Nacht,
Ach! und nichtig und leer, wie Gefängnißwände, der Himmel,
Eine beugende Last, über dem Haupte mir hängt! — —

Aber o du, die schon am Scheidewege mir damals,
Da ich versank vor dir, tröstend ein Schöneres wies,
Du, die Großes zu sehn und froher die Götter zu singen,
Schweigend wie sie, mich einst stille begeisternd gelehrt,
Götterkind! erscheinest du mir, und grüßest, wie einst, mich,
Redest wieder, wie einst, höhere Dinge mir zu?...
Ja, noch ist sie es ganz! noch schwebt vom Haupte zur Sohle,
Still herwandelnd, wie sonst, mir die Athenerin vor.
Und wie, freundlicher Geist! von heitersinnender Stirne

Segnend und sicher dein Strahl unter die Sterblichen fällt,
So bezeugest du mir's, und sagst mir's, daß ich es Andern
Wiedersage, denn auch Andere glauben es nicht,
Daß unsterblicher doch, denn Sorg' und Zürnen, die Freude
Und ein goldener Tag täglich am Ende noch ist.
So will ich, ihr Himmlischen! denn euch danken, und endlich
Athmet aus leichter Brust wieder des Sängers Gebet...
Komm! es war wie ein Traum! Die blutenden Fittiche sind ja
Schon genesen, verjüngt leben die Hoffnungen all!
Großes zu finden, ist viel, ist viel noch übrig, und wer so
Liebte, gehet — er muß — gehet zu Göttern die Bahn.
Und geleitet ihr uns, ihr Weihestunden!... und all' ihr
Guten Genien, die gerne bei Liebenden sind,
Bleibt so lange mit uns, bis wir mit gemeinsamem Boden,
Dort, wo die Seligen all niederzukehren bereit,
Dort, wo die Adler sind, die Gestirne, die Boten des Vaters,
Dort, wo die Musen, woher Helden und Liebende sind,
Dort uns, oder auch hier, auf thauender Insel begegnen,...
Und von neuem ein Jahr unserer Seele beginnt!

Als Hölderlin in dieser Dichtung den traurigen Sieg der Resignation durch die Meisterschaft der Kunst verklärt und den Gipfel seines Könnens erstiegen hatte, war er etwa dreißig Jahre alt: von dieser Zeit an sinkt seine Lebensflamme zusammen; in so früher Jugend flackert sie dem Erlöschen zu. Sich ein Leben unter den Menschen zu gründen, wie es Menschenart ist, war ihm, dem gleichsam zwei Welten angehörenden Fremdling, versagt; nachdem er Diotima verloren, die ihm doch auch nur im Geist gehörte, irrte er noch eine Weile, ohne festen Punkt, auf der Erde umher, bis die Natur sein eigentliches Ich, sein denkendes, schaffendes Bewußtsein, in sich zurücknahm und ihm nur noch ein Schattendasein ließ, das, weder Kampf noch Frieden, bis ins Greisenalter die gröbern, erdigen Elemente seines Ich

zusammenhielt. Schon als Hölderlin zuerst ins „feindliche Leben" hinaustrat — schon in Waltershausen, im Hause Charlottens von Kalb — begann die Unfähigkeit, sich in das Unzulängliche aller menschlichen Dinge zu finden, ihre zehrende Thätigkeit an seinen feinsten Organen: schon damals fing er an, „auf eine gefährliche Art an seinem Kopfe zu leiden", und dieser Vorbote der zukünftigen Zerstörung erschien immer von neuem, wenn der Kampf mit der Welt ihn an irgendeinem Punkte seiner Existenz bedrückte. In dem glücklichen Sommer und Herbst von 1796, wo das freieste, innigste Zusammenleben mit Diotima und eine stärkende Cur ihn verjüngt hatten, schien er auch von diesem Leiden ganz genesen zu sein; aber die tiefen Bedrängnisse, die dann folgten, warfen ihn auf die abschüssige Bahn zurück. Als er im Sommer 1800 von Homburg nach Nürtingen heimkehrte, erschien er den Seinigen verwandelt: man glaubte einen Schatten zu sehen; die Reizbarkeit seines Gemüths war schon zur Krankheit gediehen. Nur seine dichterische Kraft hielt sich noch auf der reinen Höhe, die sie in Frankfurt und Homburg errungen hatte: aus dieser und der nächsten Zeit stammt eine Reihe seiner edelsten, gehaltvollsten Schöpfungen; die volle männliche Reife tritt in beseelter Reflexion, in der Vorneigung für beschauliche, idyllische oder festliche Gesänge hervor. Doch die Heimatlosigkeit seines Daseins sollte ihn nicht verlassen. Da, was er als Dichter leistete, weder seinem leidenschaftlichen Ehrgeiz noch zur Lebensfristung genügte, da ein Versuch, in Jena als Docent sich festzusetzen, mislang, die theologische Laufbahn seinem Innersten widersprach, so mußte er wieder zum Beruf des Erziehers greifen und versuchte zuerst in Stuttgart (bei Landauer, einem seiner Freunde), dann in Hauptwyl bei Konstanz, endlich in Bordeaux, im Hause des hamburgischen Consuls, sich in neuer Abhängigkeit „zu härten und zu

weihen, nach Eurem Willen", wie er schwermüthig an die Seinigen schreibt. Vielleicht, daß eben dieser Wechsel von Ort zu Ort, diese raschen Aenderungen des Klimas, der Lebensweise, der ganzen umgebenden Welt den Zerstörungsproceß beschleunigten, der sich der Werkstatt seines Geistes bemächtigt hatte. Die plötzliche Nachricht von Diotima's Erkrankung und Sterben sollte ihn vollenden. Susette Gontard hatte (wie Rullmann in dem obenerwähnten Aufsatz erzählt) nach jener Scene, die zu Hölderlin's Flucht führte, ihren Gatten gezwungen, sein Unrecht zu bekennen und, soviel es möglich war, zu sühnen; sie hatte endlich den äußern Frieden mit ihm wiederhergestellt, doch eine krankhafte Reizbarkeit in Geist und Körper behalten, die, wie es scheint, dem ersten Stoß unterlag. Von einer Krankheit ihrer Kinder angesteckt, in heftiges Fieber verfallen, starb sie — jung und unbeglückt — am 22. Juni 1802, zwei Jahre nachdem Hölderlin sich von Homburg und ihr losgerissen hatte. Der Unselige erfuhr in Bordeaux, wie es scheint, daß sie gefährlich erkrankt sei; — nicht schon ihren Tod, wie Rullmann, im Widerspruch mit der Chronologie, irrthümlich berichtet. Von der jähen Nachricht tödtlich aufgeschreckt, verläßt er Bordeaux, durchwandert Frankreich zu Fuß, in der Sommerglut, von einer Grenze zur andern, vernimmt unterwegs — man weiß nicht, wo oder wie — Diotima's Ende, und taucht endlich in der Heimat als Wahnsinniger wieder auf, nach seinem eigenen schauerlichen Wort „von Apollo geschlagen". In Stuttgart tritt plötzlich in Matthisson's Zimmer (der von Tübingen her mit Hölderlin befreundet war) eine Gestalt, die dieser nicht erkennt; leichenblaß, abgemagert, von hohlem, wildem Auge, langem Haar und Bart und wie ein Bettler gekleidet. Erschrocken fährt Matthisson auf; die fürchterliche Erscheinung steht eine Weile da, ohne zu sprechen, nähert sich ihm dann, neigt sich über den Tisch und murmelt mit

dumpfer Stimme: „Hölderlin"; dann stürzt sie wieder hinaus.

Von nun an noch das Leben dieses zerstörten Menschen zu schildern, ist ebenso unnütz, wie es traurig ist: denn mit langsamen, aber unaufhaltsamen Schritten geht sein zerrütteter Geist den Vollendungsgang, der ihn aus den übrigen Elementen seines Daseins ausscheidet. Noch eine Weile scheint es, als ob er genesen könnte: er beruhigt sich in der mütterlichen Pflege, dann in Homburg, wo Sinclair ihm ein sorgloses Dasein, ja sogar eine Anstellung als landgräflicher Bibliothekar vermittelt; er kehrt zur Dichtung zurück, versucht sich — wie in seiner jenaer Lehrzeit bei Schiller — in Uebersetzungen, und läßt zwei seiner seltsam verdeutschten Sophokles-Tragödien im Druck erscheinen; doch die stille Zerstörung schreitet fort, und die Aufwallungen seiner Phantasie, seines Tiefsinns — in den Dichtungen dieser Zeit oft noch von erschütternder Gewalt — sind das Leuchten einer ungenährten Flamme, die bald zu flackern, auszusetzen beginnt, bis sie im Dunkel erlischt. Es gab endlich keinen Ausweg mehr, als ihn (im Jahre 1806) in das von dem berühmten Autenrieth neu eingerichtete Klinikum Tübingens, und, da dieser letzte Heilungsversuch mislang, in das Haus eines gebildeten tübinger Tischlermeisters zu bringen, als dessen Pflegekind er nun die endlosen Jahre der Geistesdämmerung, mit gesundem Körper und todter Seele, verbrachte.

So wohl hatte es ihm nicht werden sollen, wie er einst als Dichter des „Empedokles" — gleichsam in dunkler Ahnung — durch dessen Mund sich gewünscht hatte:

> ... Gelebt hab' ich; wie aus der Bäume Wipfel
> Die Blüte regnet und die goldne Frucht,
> Und Blum' und Korn aus dunklem Boden quillt,
> So kam aus Müh' und Noth die Freude mir,

Und freundlich stiegen Himmelskräfte nieder.
...Und wenn ich dann
Das schöne Leben übersann, da bat
Ich herzlich oft um Eines nur die Götter:
Sobald ich einst mein heilig Glück nicht mehr
In Jugendstärke taumellos ertrüg',
Und wie des Himmels alten Lieblingen
Zur Thorheit mir des Geistes Fülle würde,
Dann mich zu nehmen, dann nur schnell ins Herz
Ein unerwartet Schicksal mir zu senden...

Die Götter nahmen ihn nicht. Dreißig Jahre lang hat er noch in dem Tischlerhause am Neckar gelebt; theilnahmlos an Allem, was sonst die Gemüther der Menschen bewegt, nur gewisse tiefe Erinnerungen schien er stumm zu bewahren, nur der geheimnißvoll erregende Einfluß der Gestirne, der besänftigende der schönen Natur blieb sichtbar bis zuletzt. Es blieb ihm auch eine gewisse dumpfe Freude an der Musik; früher bei Gesang und Flötenspiel, später fast nur noch am Klavier, auf dem er irgendeine simple Melodie so endlos zu wenden, zu wiederholen pflegte, wie das Schicksal das trostlos einfache Thema seines Daseins wiederholte. Auch die Poesie verlor nicht ganz ihre Macht über diesen absterbenden Geist. Vielmehr war es wunderbar, wie sehr sie seine Denkkraft durch den Zauber der Form noch zu beleben vermochte: während ihm in der Rede, oder wenn er Prosa niederschrieb, die Vernunft fast immer auf der Stelle versagte, leuchtete im Vers, den er ohne nachzudenken hinwarf, stets noch ein Rest geistiger Klarheit auf. Wie in jenem tiefrührenden Wort aus diesen Zeiten:

Das Angenehme dieser Welt hab' ich genossen,
Die Jugendstunden sind, wie lang! wie lang! verflossen,
April und Mai und Junius sind ferne,
Ich bin nichts mehr; ich lebe nicht mehr gerne.

Oder wie in den tröstlicheren Zeilen, die er einmal, im Gespräch mit seinem Tischlermeister, in plötzlicher elegischer Anwandlung mit dem Bleistift auf ein Bret schrieb, als könne er so besser sagen, was er meine:

Die Linien des Lebens sind verschieden,
Wie Wege sind und wie der Berge Grenzen.
Was hier wir sind, kann dort ein Gott ergänzen
Mit Harmonien und ewigem Lohn und Frieden.

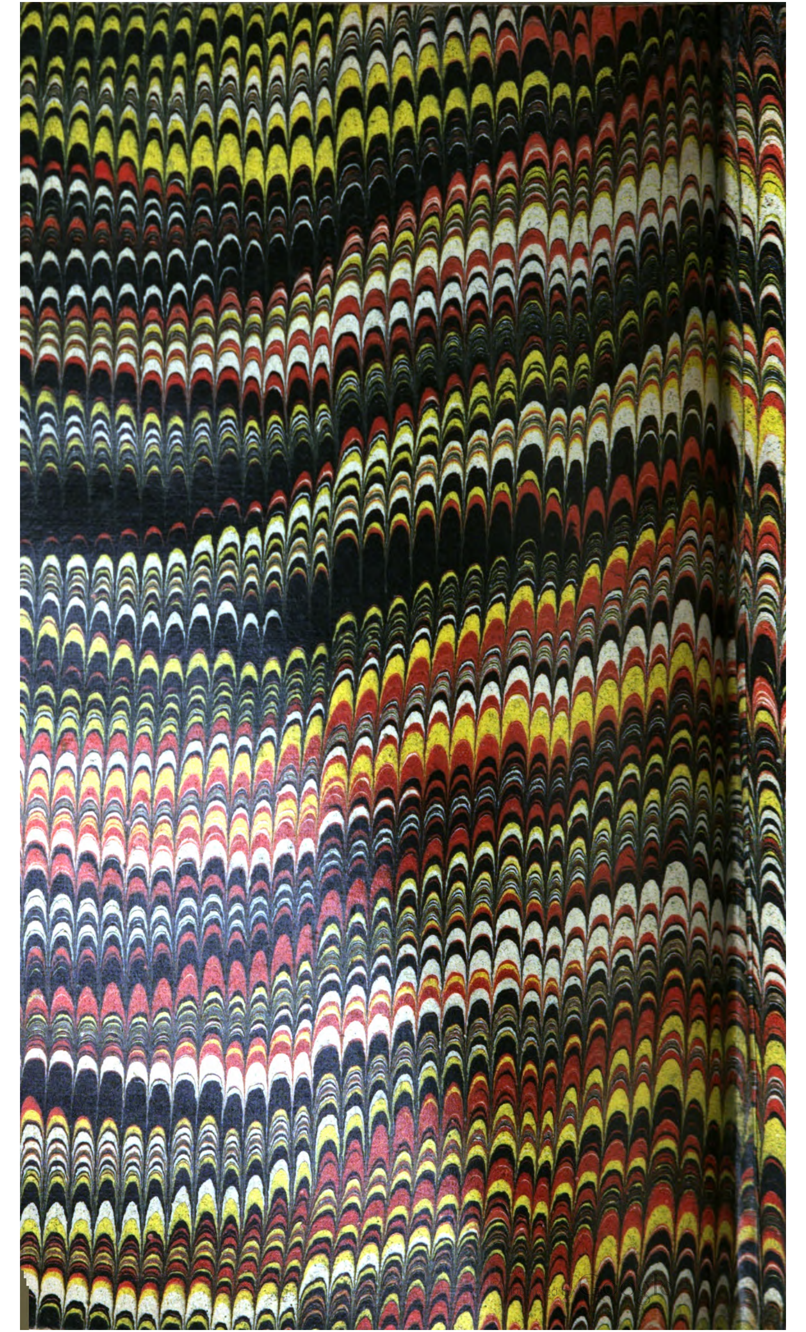
So versagte er denn auch nie, wenn ein Besucher ihn um einige Verse bat; er schrieb, ohne zu zögern, und am dauerhaftesten zeigte sich auch hier sein treuer Natursinn: „das stille Leben der Mutter Erde", sagt sein Biograph, „entlockte dem zerrissenen Saitenspiel noch freundlich tönende Accorde, da es für jede andere Berührung erstorben schien." Endlich am 7. Juni 1843 — nachdem er sein dreiundsiebzigstes Jahr vollendet hatte — kehrte auch sein körperliches Ich in den Schos des geheimnißvollen „Ein und All" zurück. Am Morgen dieses Tages starb er — ohne das von manchen erwartete letzte Aufwachen des Geistes — und von den Verwandten, auch von vielen der Studenten geleitet, mit einem Lorberkranz geschmückt, brachte man ihn zur Ruhe.

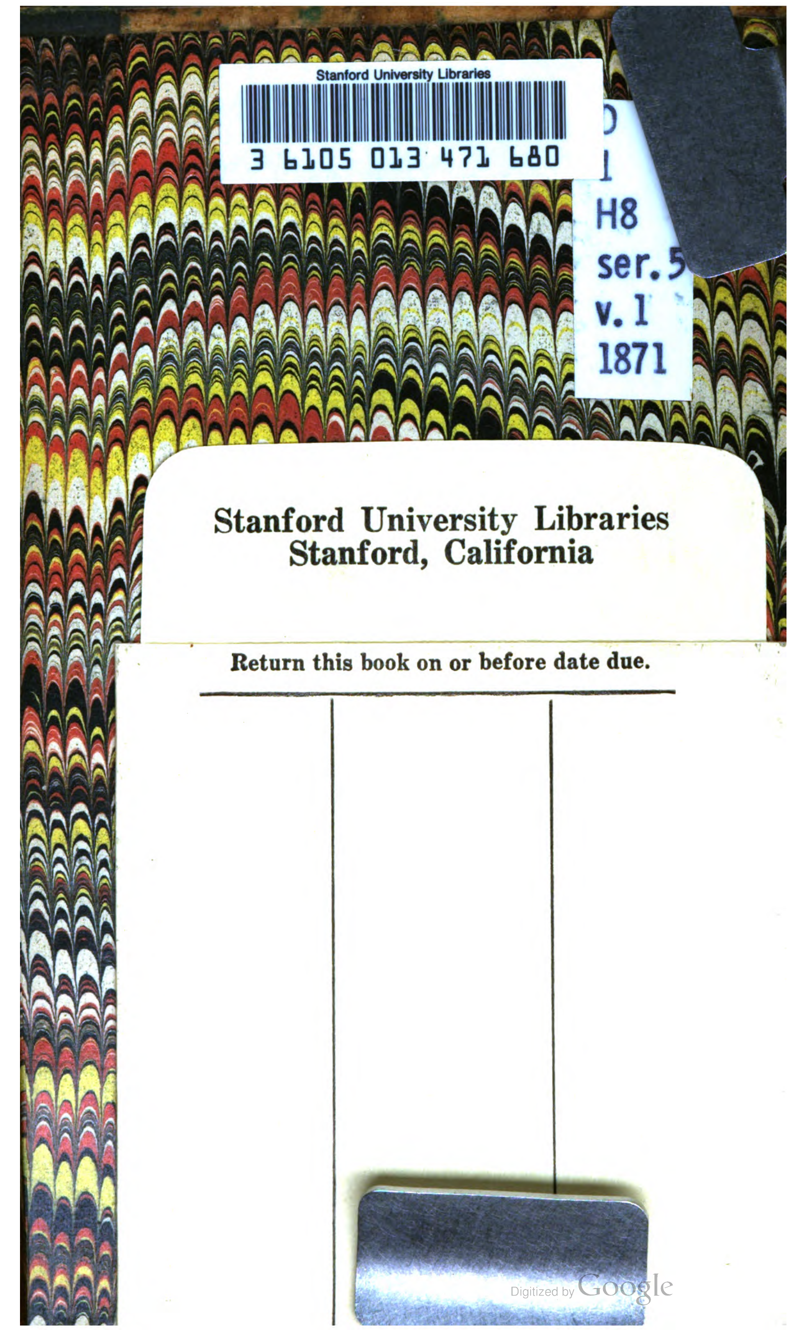
Friedrich Hölderlin — das heißt: das, was sein eigentliches Wesen war — hatte inzwischen schon seine Auferstehung im Bewußtsein der Nation gefeiert, und wird immer wieder auferstehen: denn was ihn den Einen fremd macht, die mystische Subjectivität seines Wesens, wird den Andern stets eine denkwürdige und tragisch schöne Offenbarung sein. Dieser sein Herzens-Pantheismus ist auch ein Theil unsers germanischen Geistes, und die Gestalt, die er ihm als Dichter gab, diese wahrhafte Vermählung hellenischer Form mit germanischem Gemüth, hat gleichsam dem Ohr der deutschen Sprache wie eine bleibende Melodie sich eingeprägt.

Aus jenem ursprünglichsten Drang floß Alles, was ihn eigenartig, fremd oder merkwürdig macht: die ernste Feierlichkeit seiner Gedanken, seine ungeschichtlichen Träume von vergangener oder zukünftiger idealer Zeit, — wie er denn in der Welt mehr das Geschichtslose als das Geschichtliche sah; seine grenzenlose Verehrung des Griechenthums, das den Pantheismus geboren, das die zerflossene Harmonie der Welt im vollendet Schönen wiederhergestellt hatte; seine dunkle Art, Geheimnißvolles in schwerverständliche Gleichnisse zu hüllen, die Natur mit „Göttern", „Halbgöttern", „Heroen" zu beleben, nach Heraklitischer und Empedokleischer Weise, die die Welt zugleich dichterisch und philosophisch ergriff. Diese Eigenschaften ließen ihn nicht zum „Classiker" werden, seinem Geist fehlte die Norm, die jeder als die menschliche, die allgemeine erkennt; aber sie haben aus ihm eine der wundersamsten lyrischen Gestalten gemacht. Auch nur als Lyriker hat man ihn zu fassen. Sein „Hyperion" ist eine Reihe lyrischer Scenen, Bilder und Wallungen, nicht ein Roman; vergebens hat er im untergegangenen „Agis", im unvollendeten „Tod des Empedokles" sich am Drama versucht. Sein Geist hatte nur die Eine Melodie, die in allen Wandlungen des Daseins ihn beseelte, die gewissermaßen sein Leben und sein Tod war: der vertrauteste, der heilige Sänger der Natur zu sein — oder, mit seinem eigenen tiefsinnigen, seelenvollen Wort (im „Empedokles"):

> Der Priester, der lebendigen Gesang
> Wie frohvergossnes Opferblut ihr brachte.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.





Stanford University Libraries
3 6105 013 471 680
H8
ser.5
v.1
1871
Stanford University Libraries
Stanford, California
Return this book on or before date due.
Digitized by Google

